

Diskurs Kindheits- und Jugendforschung

1-06

Schwerpunkt

Interethnische Beziehungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen

- Kontextuelle und individuelle Einflussfaktoren auf die Entstehung interethnischer Freundschaften bei deutschen Jugendlichen
- Interkulturelle Beziehungen im Lebensumfeld Schule
- Fremdenfeindlichkeit und Migration
- Interethnische Freundschaftsbeziehungen und Partnerschaften als Indikator der sozialen Integration

Beiträge

- Das Paradoxon der Willensfreiheit und seine Entwicklung im Kind
- Forschungsmethoden in der Kindheitsforschung



1. Jahrgang
1. Vierteljahr 2006
ISSN xxxx-xxxx
Verlag Barbara Budrich



Jahrgang 1

Inhalt

Editorial 3

Schwerpunkt

Interethnische Beziehungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Heinz Reinders

Einführung: Entstehung und Auswirkungen interethnischer Beziehungen im Lebenslauf 7

Dagmar Strohmeier/Dunja Nestler/Christiane Spiel

Interkulturelle Beziehungen im Lebensumfeld Schule: Freundschaftsmuster und aggressives Verhalten in multikulturellen Schulklassen 21

Heinz Reinders/Karina Greb/Corinna Grimm

Entstehung, Gestalt und Auswirkungen interethnischer Freundschaften im Jugendalter. Eine Längsschnittstudie 39

Sylke Fritzsche/Christine Wiezorek

Interethnische Kontakte und Ausländerstereotype von Jugendlichen 59

Sonja Haug

Interethnische Freundschaften, interethnische Partnerschaften und soziale Integration 75

Allgemeiner Teil

Aufsätze

Heinz-Hermann Krüger

Forschungsmethoden in der Kindheitsforschung 93

Klaus Wahl

Das Paradoxon der Willensfreiheit und seine Entwicklung im Kind 117

Kurzberichte

Sibylle Hübner-Funk

In memoriam Urie Bronfenbrenner: 1917-2005

Arbeit und Liebe als Elementarfaktoren sozialökologischer Vernetzung 141

Peter Rieker

Interethnische Beziehungen von Migranten in Ostdeutschland 145

Katrin Hille

Transferzentrum für Neurowissenschaften und Lernen (ZNL) – seine

Methodik und Forschung 149

Nele McElvany & Cordula Artelt

Das Berliner Eltern-Kind Leseprogramm 157

Rezensionen 161

Verschiedenes

Governancestrategien und lokale Sozialpolitik

Workshop des Deutschen Jugendinstitutes am 23.5. 2006 in Halle/Saale

Call for Papers 165

Die Autoren dieser Ausgabe 167

Zur ersten Ausgabe des „Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“

Diese neue Zeitschrift hat eine – junge – historische Wurzel: den DISKURS des Deutschen Jugendinstituts (DJI). Der DISKURS hat sich in den 15 Jahren seines Erscheinens großes Ansehen erworben, sein hoher redaktioneller und gestalterischer Anspruch aber waren auf Dauer aus öffentlichen Mitteln nicht mehr zu finanzieren. Die Einstellung des DISKURS mit Ende des Jahres 2005 wurde weithin bedauert, aber durchaus auch verstanden. Zugleich wurde damit aber um so deutlicher, dass der Kindheits- und Jugendforschung in Deutschland – die die Fragestellungen der Familienforschung durchaus einschließt – eine forschungsorientierte, interdisziplinäre Fachzeitschrift mit kürzerer Erscheinungsfolge fehlt.

Es bedurfte daher nur eines geringen Anstoßes, um eine stattliche Zahl hervorragender Forscherinnen und Forscher für das Projekt einer neuen Zeitschrift zu gewinnen, die auf privatwirtschaftlicher Basis erscheinen und der deutschen und internationalen Kindheits- und Jugendforschung gewidmet sein soll. Vom DISKURS unterscheidet sich die neue Zeitschrift schon äußerlich durch die bescheidenere Aufmachung und die höhere Frequenz (vier statt drei Ausgaben im Jahr). Bestimmender aber wird die Unabhängigkeit von den Aufgaben sein, die einem vorwiegend mit öffentlichen Mitteln finanzierten Institut wie dem DJI gestellt sind und seine Problemwahrnehmung prägen. Der „Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“ wird dem fachwissenschaftlichen Diskurs daher einen weiteren Rahmen bieten und auch für unkonventionelle Ansätze offen sein. Seine allgemeinen Zielsetzungen lassen sich aus folgender Skizze entnehmen:

In den modernen Gesellschaften stehen Kinder und Jugendliche – ebenso wie deren Familien – unter zuvor nie gekannten, komplizierten Bedingungen. Der Übergang in die technisch und kommunikativ entgrenzte Wissensgesellschaft, die fortschreitende ökonomische Globalisierung und die zunehmende Alterung der Bevölkerungen ziehen insbesondere verschärfte Konkurrenzen der verschiedenen Altersgruppen nach sich. Neue informelle Formen des Lernens und der Bildung lösen traditionelle Berufswelten und -karrieren auf und verändern das Konsum-, Gesundheits- und Mobilitätsverhalten der Menschen, während zugleich internationale Migrationsströme eine wachsende ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt der Gesellschaften herbeiführen.

Die Entwicklungspsychologie und die Neurobiologie haben in den letzten Jahren auf die erstaunlich frühe Entfaltung von Fähigkeiten in der Kindheit aufmerksam gemacht. Dies wirft neue Fragen an die herkömmliche Frühpädagogik auf und erfordert die Innovation der gewohnten Frühförderungsprogramme im Sinne der Stimulation des individuellen frühkindlichen Lernens.

Eine zukunftsbewußte, innovative Kindheits- und Jugendforschung hat daher zum Ziel, den vielschichtigen und zum Teil problematischen Entwicklungen nachzugehen und versteht sich zugleich als Beitrag zur gesellschaftspolitischen Problemanalyse und -lösung, gleich viel, aus welchem Wissenschaftsbereich heraus sie ansetzt.

Der neue „Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“ widmet sich dem Gegenstandsfeld unter der integrativen Fragestellung von Entwicklung und Lebenslauf; er arbeitet fächerübergreifend und international. Zu Wort kommen deutsche und internationale Autorinnen und Autoren aus den einschlägigen Disziplinen wie z.B. der Psychologie, Soziologie, Erziehungswissenschaft, doch auch der Ethnologie, Verhaltensforschung, Psychiatrie und z.B. der Neurobiologie, deren Bedeutung für das Forschungsfeld erst zu erschließen sein wird.

Die Zeitschrift steht theoretischen Diskussionen ebenso offen wie Darstellungen empirischer Forschungsergebnisse, Fragen der angemessenen Methodologie und Querschnittsthemen von besonderer gesellschaftlicher und politischer Bedeutung.

Die Zusammensetzung der Herausgeberschaft und des Wissenschaftlichen Beirats spiegelt die thematischen Interessenschwerpunkte der Zeitschrift und ihr Engagement für einen interdisziplinären und internationalen Austausch. Regelmäßiges „Peer Reviewing“ wird den Qualitätsstandard der publizierten Fachbeiträge sichern.

Zur Zeit setzt sich das Gremium der Herausgeberinnen und Herausgeber wie folgt zusammen:

Prof. Dr. Ingrid Gogolin, Hamburg, Erziehungswissenschaft
Dr. Katrin Hille, Ulm, Neurowissenschaften
Prof. Dr. Bärbel Kracke, Erfurt, Psychologie
Prof. Dr. Heinz-Hermann Krüger, Halle, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Thomas Rauschenbach, München, Erziehungswissenschaft
Dr. Heinz Reinders, Mannheim, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Wolfgang Schröer, Hildesheim, Sozialpädagogik
Prof. Dr. Ludwig Stecher, Frankfurt, Erziehungswissenschaft

Im Wissenschaftlichen Beirat arbeiten mit:

Prof. Dr. Ralf Bohnsack, Berlin, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Doris Bühler-Niederberger, Wuppertal, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Manuela du Bois-Reymond, Leiden, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Lynne Chisholm, Innsbruck, Soziologie
Klaus Farin, Berlin, Journalist
Arthur Fischer, Frankfurt/M., Soziologie

Dr. Cathleen Grunert, Halle, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Ronald Hitzler, Dortmund, Soziologie
Prof. Dr. Dagmar Hoffmann, Potsdam, Soziologie
PD Dr. Sibylle Hübner-Funk, München, Soziologie
Prof. Dr. Klaus Hurrelmann, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Vera King, Hamburg, Soziologie und Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Manfred Liebel, Berlin, Pädagogik, Psychologie
Prof. Dr. Jürgen Mansel, Bielefeld, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Thomas Olk, Halle, Erziehungswissenschaft
Prof. Dr. Jens Qvortrup, Trondheim, Soziologie
Prof. Dr. Ingo Richter, Berlin, Recht
Prof. Dr. Klaus Wahl, München, Soziologie
Andreas Walther, Tübingen, Sozialpädagogik

Eine Initiativgruppe „Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“ hat die Zeitschrift mit Hilfe einiger der neu gewonnenen Herausgeberinnen und Herausgeber gestartet. Diese Initiativgruppe löst sich nun mit der Veröffentlichung des ersten Heftes auf, und ihre Mitglieder übernehmen ihre Funktionen in der Herausgeberschaft bzw. im Wissenschaftlichen Beirat. Die Zeitschrift erscheint im traditionsgeleiteten Verlag Barbara Budrich, Leverkusen. Die Verlagsredaktion arbeitet unter Leitung von Edmund Budrich. Die herstellerische Leitung hat Beate Glaubitz. In Kürze wird eine eigene website die Kommunikation zwischen der Leserschaft und der Zeitschrift erleichtern und verdichten.

Der „Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“ hat sich innerhalb einer sehr kurzen Frist konstituiert. Diesem Umstand sind manche Mängel der hiermit vorgelegten ersten Ausgabe geschuldet. Wir erhoffen uns von der Resonanz aus der Fachwissenschaft wichtige Hinweise zur Weiterentwicklung.

Die Initiativgruppe „Diskurs Kindheits- und Jugendforschung“
Sibylle Hübner-Funk
Heinz-Hermann Krüger
Wolfgang Schröer
Klaus Wahl

Der Rechtsträger Die Verlegerin
Edmund Budrich *Barbara Budrich*

Interethnische Beziehungen im Lebenslauf. Einführung in den Schwerpunkt

Heinz Reinders

1 Einleitung

In den vergangenen Dekaden hat sich die sozialwissenschaftliche Forschung zunehmend dem Thema Migration zugewandt. Phasen der soziologischen und politologischen Theoriebildung in den 1950er und 1960er Jahren zum Phänomen der Migration folgten erziehungswissenschaftliche und psychologische Betrachtungen seit den 1970er Jahren. Zusätzlich zur disziplinären Ausweitung hat nicht nur die theoretische, sondern auch empirische Bearbeitung von Migration als Forschungsgegenstand rapide zugenommen. So verzeichnet die Datenbank Solis¹ unter dem Stichwort „Migration“ und der Methode „empirisch“ für den Zeitraum von 1960 bis 2006 ca. 4.600 Einträge. Nach Jahrzehnten aufgeteilt zeigt sich ein exponentieller Zuwachs der Beiträge. So sind für den Zeitraum von 1960 bis 1970 nur 18 Einträge verzeichnet. In der nachfolgenden Dekade (1971-1980) sind es 210 und in den 1980er Jahren bereits 932. Zwischen 1991 und 2000 steigt dann die Zahl publizierter empirischer Beiträge auf 2.028 an und dürfte, wenn sich der Trend seit 2001 fortsetzt, bis zum Ende des laufenden Jahrzehnts auf ca. 2.400 Arbeiten ansteigen. Diese rein quantitative Bestimmung des Forschungsvolumens verdeutlicht, dass empirische Migrationsforschung eine erhebliche Konjunktur erfahren hat und das mittlerweile akkumulierte Wissen erheblich ist.

Gleichwohl werden Bedingungen und Folgen von Migration vornehmlich mit Blick auf Migranten untersucht. Diskriminierung, psycho-somatische Folgen von Wanderung, soziale und strukturelle Platzierung, kulturelle Werte und Gender-Fragen stellen die thematischen Schwerpunkte dar (*BMFSFJ* 2000; *Han* 2000; *Gogolin/Nauck* 2000; *Oezelsel* 1994). Erst in jüngerer Zeit gerät die Aufnahmegesellschaft, deren Institutionen und die mit Migrationsbewegungen verbundenen Herausforderungen für die Majorität in den Mittelpunkt des Interesses. Fragen fremdenfeindlicher Einstellungen als Ausdruck unzureichend erzeugter Akzeptanz bei Mitgliedern der Majorität sind in den 1990er Jahren zwar thematisiert worden, wurden jedoch nicht hinreichend an Theorien und Befunde der Migrationsforschung angedockt (*Reinders* 2004a). Erst jüngere Schulforschung hat die deutlichen Defizite des Bildungssystems hinsichtlich seiner



Dr. Heinz Reinders
Universität
Mannheim

1 Datenbank Solis online unter <http://www.wiso-net.de>, Stand: 25.02.2006.

Aufwärtspermeabilität für Migrantenkinder und deren unzureichende (sprachliche) Frühförderung durch Schule skizziert (*Deutsches Pisa-Konsortium* 2001; *Gogolin/Neumann* 1997; *Kristen* 2000). Diese Auseinandersetzung mit den Folgen für die Mehrheitsgesellschaft ist noch eher in den Anfängen. Es steht zu erwarten, dass die bereits in den 1990er Jahren begonnene Forschung (insbesondere zu den veränderten Anforderungen an Schule durch Migration, vgl. *Gogolin* 1994) weiter zu intensivieren ist, um funktionale Modelle der Integration entwickeln, erproben und breitflächig praktisch anwenden zu können.

Dabei wird auch der Begriff der Integration neu zu fassen sein. Bisher gilt dieser, je nach gewähltem Standpunkt, als Synonym für Assimilation von Migranten oder aber der Orientierung von Minoritäten an der Herkunfts- und der Aufnahmegesellschaft (*Berry et al.* 1992). Immer aber bezieht er sich auf den Sozialisationsstatus von Migranten. Dabei wird übersehen, dass Integration im Sinne der Vereinbarkeit und individuellen Orientierung an Herkunfts- und Aufnahmekultur nicht nur eine Akkulturationsstrategie von Migranten, sondern ebenfalls eine Leistung der aufnehmenden Gesellschaft darstellt. Wenn es zu trifft, dass sich der Zuwachs an Migranten in Deutschland weiter fortsetzt und mit einer jährlichen Nettozuwanderung innerhalb der Marken von 10.000 bis 50.000 Personen zu rechnen ist (*Münz/Ulrich* 2000), dann ist Integration nicht mehr allein eine Frage der Anpassungsfähigkeit von Gewanderten, sondern auch eine Frage der Adaptionleistungen der Nicht-Gewanderten.

Diese These lässt sich bereits anhand spezifischer gesellschaftlicher Segmente belegen. So übersteigt der Anteil an Migranten in einer Vielzahl von Hauptschulen in urbanen Regionen häufig 50 Prozent. In einigen, in unserer Studie einbezogenen Schulen liegt er sogar bei über 80 Prozent (*Reinders/Mangold/Greb* 2005). Die Eindeutigkeit von Majorität und Minorität ist dann in der alltäglichen Erfahrung der betroffenen Jugendlichen aufgehoben und erlaubt keine klaren Definitionen kulturell gültiger Normen, Werte und Symbole (wie etwa der „Verkehrssprache“). Eine solche Konstellation verlangt dann nicht nur von Migrantenkindern, trotz der ungünstigen Bedingungen das notwendige Bildungskapital zu erwerben. Dies hat auch Auswirkungen auf die Möglichkeiten zum Kapitalerwerb bei Heranwachsenden deutscher Herkunftssprache. Darüber hinaus bedarf es dann erheblicher interkultureller Kompetenzen bei deutschen Schülerinnen und Schülern, um Interaktionen mit Peers eingehen zu können (vgl. *Strohmeier/Nestler/Spiel* in diesem Heft). Situational angepasste Bewältigungsstrategien sind ein guter Beleg dafür, dass Jugendliche in solchen Settings vor der Anforderung der wechselseitigen Integration stehen. So hat sich unter Jugendlichen die Ausbildung eines deutsch-türkischen Ethnolekts etabliert (*Auer/Dirim* 2000), der die fehlende Eindeutigkeit sprachlicher Codes kompensiert. Jugendkulturelle Stile werden als Verknüpfung von Eigenheiten der Minoritäts- und Majoritätskultur entwickelt und gelebt (*Weller* 2003). Oder auch: Schüler entscheiden sich eigenständig dafür, Deutsch als Umgangssprache an ihrer Schule zur Regel zu machen (*Die ZEIT*, 06/2006).

Diese bereits jetzt beobachtbaren Phänomene beziehen sich im Wesentlichen auf die jüngere Generation, sollten aber bei gegebener weiterer Zuwanderung auch bei der älteren Generation und auch Regionen übergreifend in Erscheinung treten. Migrationsforschung ist hierauf konzeptuell noch nicht in hin-

reichendem Maße eingestellt (*Gogolin/Pries* 2004). Notwendig ist, zwei Perspektiven einzunehmen:

1. Die jetzige Generation von Kindern und Jugendlichen ist die erste Migrantengeneration, die mehrheitlich durchgängig in Deutschland aufwächst und mit höherer Wahrscheinlichkeit auch in Deutschland bleiben wird. Dies macht eine biographische Perspektive notwendig.
2. Fragen der Chancen und Risiken einer zunehmenden Migration für Migranten und Nicht-Migranten müssen stärker als wechselseitig bedingt und nicht als zwei isolierte Phänomene betrachtet werden.

Als gedankliche Anregung, um diese beiden Aspekte einbeziehen zu können, wird das Konzept der Ko-Kulturation als grob gerasterter theoretischer Rahmen vorgeschlagen. Im folgenden werden die beiden genannten Punkte knapp vor dem Hintergrund der Ko-Kulturationsidee diskutiert und die Beiträge dieses Bandes in die Argumentation eingeordnet.

2 Ko-Kulturation

Das in der Einleitung beschriebene Phänomen kultureller Diversifikation in Kontexten mit gleich hohem oder höheren Migrationsanteil führt zu der Vermutung, dass die bisher dominanten Begriffe in der Sozialisationsforschung unzureichend sind, um diese historisch neue Form der Vergesellschaftung Heranwachsender zu beschreiben. Regelmäßig wird bislang zwischen Enkulturation und Akkulturation unterschieden (*Berry* 1997). Unter *Enkulturation* wird der Prozess der Vergesellschaftung von Heranwachsenden verstanden, deren Herkunft die Mehrheitsgesellschaft ist, in die sie sich sozialisieren. Gewöhnlich wird hier in der deutschsprachigen Jugendforschung von Sozialisation gesprochen (*Hurrelmann* 2004). Deutsche Kinder und Jugendliche erwerben im Prozess der Enkulturation die notwendigen Kompetenzen, um in „ihrer“ Gesellschaft handlungsfähig zu werden. *Akkulturation* wird häufig als zweite oder auch Re-Sozialisation bezeichnet (*Berry et al.* 1992). Mit dem Terminus wird das Phänomen der Anpassung an die Kultur einer Aufnahmegesellschaft durch Migranten benannt. Im Zuge dieses Prozesses müssen sich Migranten neue Kulturtechniken (Sprache, Erwerb eines neuen Werte- und Normensystems etc.) aneignen und in variierendem Maße aus dem Herkunftsland „importierte“ Kulturtechniken hintan stellen oder in einer sozio-ökologischen Nische fortführen. Entscheidender Unterschied zwischen Enkulturation und Akkulturation ist also das Ausmaß der Differenz zwischen in der Familie erworbenen und in einer Gesellschaft erforderlichen Kompetenzen der Selbsttätigkeit. Bei Enkulturation ist diese Differenz – so die Annahme – geringer als beim Prozess der Akkulturation.

Führt man sich das eingangs skizzierte Phänomen wieder vor Augen, wonach in bestimmten Regionen und Schulen allein zahlenmäßig die Definitionsmacht von Majoritäts- und Minoritätskultur ins Wanken gerät, so wird deutlich, warum die beiden Begriffe nicht hinreichend sind:

Jugendliche deutscher Herkunft treten aufgrund der gestiegenen Zahl an Migranten sehr viel häufiger in Kontakt zu Migranten-Jugendlichen in der Schule, als dies bei ihren Eltern der Fall war. Die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit Jugendlichen anderer ethnischer Herkunft ist intergenerational gestiegen. Heutige Schülerinnen und Schüler treffen demnach an Schulen auf ein Setting, auf das ihre Eltern sie nicht vorbereiten können. Pointiert ausgedrückt: wenn alle anderen in meiner Klasse nicht deutsch sind, dann helfen mir Kulturtechniken der Majoritätsgesellschaft nicht weiter. Diese Kompetenzen müssen neu erworben werden.

Jugendliche mit Migrationshintergrund sind häufiger als ihre Eltern in Deutschland aufgewachsen und durchlaufen ein Bildungssystem, das ihre Eltern nicht oder nicht in dem Maße wie ihre Kinder kennen. Nicht nur sprachlich, sondern auch hinsichtlich des Bildungskonzepts und den dahinter liegenden gesellschaftlichen Werten und Normen können Migranten-Eltern ihre Kinder nur unzureichend mit dem notwendigen Kapital versehen, um erfolgreich schulische Karrieren zu durchlaufen. Dies hat nicht die Zerrissenheit von Migrantenkindern zwischen Elternhaus und Schule zur Folge, wohl aber dass junge Migranten Strategien der kontextspezifischen Akkulturation (Reinders et al. 2000) und der Herausbildung kultureller Zwischenwelten (Hettlage-Varjas/Hettlage 1983; Morgenroth 1999) entwickeln. Auch das Ausmaß, in dem die heutige jüngere Migranten-Generation auf Gleichaltrige deutscher Herkunft trifft und regelmäßig Kontakte mit ihnen eingeht, ist höher als bei der Generation der Eltern und Großeltern (Haug in diesem Heft). Somit sind auch Jugendliche mit Migrationshintergrund vor die historisch neue Situation vielfältiger Kontakte zur Mehrheitsgesellschaft gestellt. Gleichzeitig ist durch den Zuwachs an Migranten der Umstand eingetreten, dass heutige Heranwachsende auf gleichethnische Peers treffen und sie vor die Entscheidung von intra- und interethnischen Kontakten stellen. Auch hier ist demnach kulturelle Kompetenz beim Umgang mit dieser Entscheidung gefragt.

Diese Überlegungen führen dazu, dass sich nicht nur Prozesse der Ein- und Akkulturation, sondern auch solche der Ko-Kulturation vollziehen. Das bedeutet: Heranwachsende konstruieren und entwickeln in sozialen Interaktionen mit Gleichaltrigen eigene kulturelle Werte, die nicht durch das Vorherrschen einer definitionsmächtigen Mehrheitskultur prädeterniert sind, sondern im Kontext symmetrischer, gleichberechtigter Peer-Interaktionen ausgehandelt werden (Youniss 1980). Die Symmetrie von Peer-Interaktionen hat ihren Ursprung in der Freiwilligkeit der Beziehungen und damit der Möglichkeit jedes Interaktionspartners, die Beziehung zu beenden. Hierdurch hat keiner der Peers die Möglichkeit, eigene kulturelle Werte gegen den Willen des Gegenüber durchzusetzen, weshalb eine Aushandlung auf gleicher Augenhöhe (Ko-) über als gültig erachtete Normen und Werte (Kultur) geschieht. Einschränkend muss allerdings festgehalten werden, dass dieser Prozess der Ko-Kulturation insbesondere in Freundschaften vonstatten geht, da hier die Prinzipien von Reziprozität und Symmetrie besonders ausgeprägt realisiert sind (Youniss 1998).

Die Vorteile, das bisherige begriffliche Inventar um das Konzept der Ko-Kulturation zu ergänzen, sind folgende:

1. Es ist möglich, die Entstehung neuer (sub-)kultureller (Jugend-)Werte als Ergebnis interethnischer Beziehungen zu beschreiben und zu erklären.
2. Es wird berücksichtigt, dass Settings bestehen bzw. von Heranwachsenden konstruiert werden, in denen die Kulturtechniken der Mehrheitsgesellschaft nicht per se definieren, was handlungsleitende Werte sind.
3. Der Fokus liegt auf den Integrationsleistungen von Mitgliedern der Minderheits- und der Mehrheitsgesellschaft.
4. Das Konzept ist offen für lebensphasenspezifische Formen der gleichberechtigten Aushandlung von Werten und Normen. Es greift im Kindergarten-, ebenso wie im Jugend- oder Erwachsenenalter. Dies vor allem deshalb, weil es symmetrische Peer-Beziehungen (insbesondere Freundschaften), die über die ganze Lebensspanne hinweg bestehen, als Betrachtungsgegenstand wählt.

Trotz dieser Vorteile ist das Konzept theoretisch unterspezifiziert und empirisch erst in den Anfängen für die Jugendphase geprüft worden (*Reinders/Greb/Grimm* in diesem Heft). Die biographische Erweiterung ist noch zu leisten und stärker herauszuarbeiten, welche Vorhersagen zu Integrationsanforderungen und -chancen sich aus diesem Konzept für Migranten und Nicht-Migranten ergeben. Als erste Gedankenstütze muss es zunächst jedoch reichen, um die zwei Eingangsskizzierten Leerstellen der Migrationsforschung näher zu beleuchten.

3 Biographische Perspektiven in der Migrationsforschung

Für Deutschland als Einwanderungsland ergibt sich mit der aktuellen Kinder- und Jugendgeneration der Umstand, dass zum ersten Mal ein erheblicher Teil dieser Kohorten ihre Biographie mit der Geburt in Deutschland begonnen haben und voraussichtlich langfristig fortführen werden. Damit ist auch Migrationsforschung vor die Aufgabe gestellt, theoretische Konzepte zu entwickeln, die eine „Life-Span“-Perspektive ermöglichen. Dabei kann die diesbezügliche Theorieentwicklung im Wesentlichen an zwei biographische Zugänge in der Migrationsforschung anknüpfen.

Zum einen bestehen eine Vielzahl von Erkenntnissen aus der Migrationsforschung, bei denen einzelne Lebensphasen und -kontexte betrachtet werden. Besonders zahlreich sind Studien zu Migranten im Jugend- und Erwachsenenalter, aber auch Forschung zur Kindheit liegen vor (*Gogolin 2005; Gogolin/Nauck 2000; Merkens/Nauck 1993; Merkens/Wessel 2003; Morgenroth 1999*). Zentrale Kontexte der Migrationsforschung sind dabei Familie, Arbeitsplatz und Schule (*Bott/Merkens/Schmidt 1991; Gogolin 1994; Nauck/Kohlmann 1998; Nauck 2002; Phalet/Schönpflug 2001*). Die Befunde dieser biographisch und kontextuell fokussierten Forschung stehen bislang eher nebeneinander und können durch eine Verknüpfung in eine biographische Perspektive überführt werden.

Zum anderen wird in zumeist methodisch qualitativen Zugängen Biographieforschung betrieben, aus der heraus Migrationsverläufe rekonstruiert wer-

den (vgl. Themenheft 04/2003 des Forum Qualitative Research). Neben schwerpunktmäßig betriebener Forschung zu Biographien von Migrantinnen (Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005; Gültekin 2003) stehen hier auch Erörterungen aus einer allgemein identitäts-, subjekt- und institutionstheoretischen Perspektive zur Verfügung (Apitzsch/Jansen/Löw 2003; Kazmierska 2003). Was jedoch bisher nicht hinreichend durchschimmert, ist ein theoretischer Ansatz, der eine individualbiographische Beschreibung und Erklärung von Sozialisationsprozessen ermöglicht. Dies nicht nur, weil qualitative Biographieforschung vor dem Problem der Erfassbarkeit biographischer Tatsächlichkeiten im Kontrast zu subjektiven Umdeutungen steht (Powles 2004), sondern auch weil die betrachteten Migrationsgruppen erheblich variieren; hinsichtlich des Geschlechts, der Altersgruppe, der Herkunft und der Aufenthaltsdauer. Dies erschwert die Induktion eines formalen Ansatzes.

Eine Möglichkeit, die separierten Befunde der zumeist quantitativen Migrationsforschung und jene der qualitativen Biographieforschung für die Entwicklung eines theoretischen Rahmens zu nutzen, besteht in dem Ansatz von Trommsdorff (1999, 2005). Dort wird das formale Konzept von Autonomie und Verbundenheit in ein kulturinformiertes Modell der Familienbeziehungen überführt. Das heißt: ein allgemeines Modell wird um Annahmen zu kulturspezifischer Varianz angereichert. Eine biographische Theorie der Migration könnte in einem ersten Schritt ähnlich vorgehen und etwa das Konzept der Entwicklungsaufgaben (Havighurst 1972) in einen migrationsinformierten Ansatz überführen. Zentrale Thesen könnten dann bspw. so aussehen:

Sequenzialität. Die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben in einer Lebensphase haben für Migranten Auswirkungen auf die Möglichkeiten der Bewältigung einer nachfolgenden Lebensphase (Bsp.: Spracherwerb in der Kindheit als Prädiktor für Bildungserfolg in der Jugendphase und den Übergang in das Berufsleben im Erwachsenenalter; Spracherwerb in der Kindheit als Prädiktor für den Aufbau sozialer Beziehungen zu Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft (soziale Integration) und den Erfolg beim Übertritt in den Arbeitsmarkt (strukturelle Integration) etc.).

Sensitivität. Spezifische Lebensphasen von Migranten eignen sich in besonderer Weise, anstehende Aufgaben zu bewältigen (etwa die Jugendphase als sozio-emotionale Loslösung vom Elternhaus durch verstärkte Hinwendung zu andersethnischen Peers).

Quellen und Lösung von Entwicklungsaufgaben. Die Gestalt von Entwicklungsaufgaben und funktionale Lösungsmodi variieren in Abhängigkeit der kulturellen Werte relevanter Bezugsgruppen. (Bsp.: Die Gestalt von Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz bestimmt sich für Migrant*innen aus den kulturellen Anforderungen, wie sie von Eltern und Freunden formuliert werden. Die Funktionalität der Bewältigung und der erreichte Bewältigungserfolg bestimmt sich aus dem Ausmaß der Konvergenz dieser Anforderungen sowie den individuellen Fähigkeiten).

Das Konzept der Ko-Kulturation würde nahe legen, enge soziale und freiwillige Beziehungen (also Freundschaften) in den Mittelpunkt eines solchen Entwick-

lungsmodells zu rücken, mindestens aber ergänzend zum Ansatz der Akkulturation heranzuziehen. Ohnehin werden Kontakte zu Mitgliedern der Majorität bereits als wichtiger Indikator für soziale Integration angesehen (*Esser 1990; Haug* in diesem Heft). Da liegt es nahe, diese nach Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter aufzugliedern und gemäß des Modells der Entwicklungsaufgaben zu fragen, unter welchen Bedingungen Kinder stabile Kontakte zu andersethnischen Gleichaltrigen aufbauen (*Howes 1996*), wie sich dies auf reifere Beziehungen im Jugendalter auswirkt (*Youniss 1980*) und welche Folgen dies für die Partnerwahl im Erwachsenenalter hat (*Haug 2003*). Die übergeordnete Frage wäre zudem: wie entwickeln Migranten-Heranzwachsene im Verlauf der Biographie durch soziale Interaktionen eine soziale Identität, die ihnen die notwendige Selbsttätigkeit in der Aufnahmegesellschaft ermöglicht?

Diese Annahmen und Fragen sind bei weitem nicht zu Ende gedacht und sollen lediglich der Anschauung dienen, wie eine mögliche Vorgehensweise bei der Entwicklung einer biographischen Theorie aussehen könnte. Auch dürfte eine solche migrationsinformierte Adaption eines „universellen“ Modells nur eine Hilfskonstruktion auf dem Weg zu einer eigenständigen und bessere Erklärungen liefernden Theorie sein. Diese Vorgehensweise ermöglicht jedoch, die bisherigen Puzzle-Teile zu sortieren und auf diese Weise eine Struktur in den Wissenstand bringen. Von dort aus wären dann Forschungslücken präziser bestimmbar.

4 Simultane Betrachtung von Migranten und Nicht-Migranten

Eine zweite Herausforderung in der Migrationsforschung besteht darin, den Fokus nicht nur auf Migranten und deren Entwicklungsprozesse zu lenken, sondern auch Nicht-Migrierte in den Blick zu nehmen. Konzepte von Akkulturation, wie sie etwa von *Berry* und Kollegen (1992) vorgeschlagen werden und reichlich Rezeption gefunden haben, bereiten hierfür den theoretischen Boden. Die Akkulturationsstrategien Integration, Assimilation, Separation und Diffusion/Marginalisierung basieren ja gerade auf der Frage, inwieweit Herkunfts- und Aufnahmekultur kombiniert werden. Allerdings konzentriert sich die Verwendung des Modells zumeist auf subjektive Intentionen von Migranten oder aber auf die geringe Permeabilität der Aufnahmegesellschaft (Stichwort: Diskriminierung) (*Gaitanides 1983; Ibaidi 2003*). Dies hat zwar positiv zur Folge, dass der öffentlich-politischen Vorstellung von „Integration als Bringschuld“ (*Gogolin 2005*) entgegen gestellt wird, dass hierzu hinreichend soziale und strukturelle Offenheit der Aufnahmegesellschaft Voraussetzung sind. Der Blick wird gleichwohl auf Migranten belassen und seltener die durch Integration möglichen Lernprozesse bei der autochthonen (d.h. der Majorität angehörigen) Bevölkerung thematisiert (*Alonso 2005; Reinders/Greb/Grimm* in diesem Heft; *Fritzsche/Wiezorek* in diesem Heft). Was spricht bspw. dagegen, die von *Ben-Shalom/Horenczyk* (vgl. 2003) entwickelten Skalen zu Akkulturationsorientierungen nicht nur bei Migranten, sondern auch bei autochthonen Jugendlichen

einzusetzen, die eine Klasse mit 70 Prozent Migrationsanteil besuchen? Solche Jugendliche der Aufnahmegesellschaft stehen bereits faktisch vor der Anforderung, sich kulturell zu orientieren. *Larson* (vgl. 2002) hat unlängst Zuwanderung als Ursache dafür angesehen, dass Jugendliche der Mehrheitsgesellschaft vor die Entwicklungsaufgabe gestellt sind, in kulturell heterogenen Gesellschaften aufzuwachsen und Kompetenzen der Interessenaushandlungen trotz kulturell divergierender Aushandlungsstile konsensuell vornehmen zu können (vgl. auch *Youniss* 2005; *Strohmeier/Nestler/Spiel* in diesem Heft).

Interethnische Beziehungen wären ein erster Zugang, Migranten und Nicht-Migranten simultan zu betrachten und Auswirkungen von Migration auf beiden Seiten zu untersuchen. Wenngleich auf die Adoleszenz begrenzt, so nimmt das Konzept der Ko-Kulturation doch an, dass durch das Ausmaß interethnischer Beziehungen die Entstehung kultureller Werte erklärbar ist. Der argumentative Kern dahinter ist, dass sich nicht nur für Migranten die Lebenswelt ändert, sondern auch für die Majorität. Nicht nur Kinder aus Zuwanderer-Familien stehen vor der Situation kultureller Verschiedenheit von Familie und Schule, sondern auch Jugendliche deutscher Herkunft, die in ihrer Klasse fünf oder mehr verschiedene Nationalitäten vorfinden. Der erste theoretische Schritt wäre also, die ethnische Komposition sozialer Beziehungen (intra- vs. interethnisch) als unabhängige Variable für Sozialisationsverläufe bei Migranten und Nicht-Migranten heranzuziehen, unterschiedliche Verläufe theoretisch zu prognostizieren und empirisch zu prüfen. Und zwar in einer biographischen Perspektive. Forschung zu den Auswirkungen von Diskriminierungserfahrungen auf den Akkulturationsprozess (*Nauck/Kohlmann/Diefenbach* 1997) ließen sich in diesen Zugang ebenso integrieren wie Untersuchungen zur Vorurteilsreduktion durch interethnische Kontakte (*Pettigrew/Tropp* 2000). Ersteres wäre eine Spielart dauerhaft intraethnischer, zweiteres eine Variante interethnischer Beziehungen.

Das Phänomen interethnischer Beziehungen tritt hinreichend auf und wurde bereits quantifiziert und qualifiziert (*Auer/Dirim* 2000; *Esser* 1990; *Haug* 2003; *Masson/Verkuyten* 1993). Die Nutzung als neue Perspektive für Migrationstheorien und -forschung wäre der nächste Schritt.

5 Interethnische Beziehungen im Lebenslauf – die Beiträge in diesem Heft

Die Beiträge in diesem Heft-Schwerpunkt umfassen die Lebensphasen von der späten Kindheit über das Jugend- bis hin zum Erwachsenenalter. Gemeinsamer Kern aller Untersuchungen ist die Betrachtung von interethnischen Beziehungen. Das heißt, lebensphasenspezifische Formen von Kontakten zwischen Mitgliedern der Majorität und der Minorität stehen im Mittelpunkt. Das Spektrum umfasst dabei im Wesentlichen Kontakterfahrungen in der Schule und im Freizeitbereich und es werden sowohl Jugendliche der Majorität eingehender betrachtet als auch Vergleiche zwischen Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft hergestellt. Unterhalb dieser gemeinsamen Perspektive leisten die einzelnen Beiträge eine Ausdifferenzierung von interethnischen Beziehungen im Lebens-

lauf. Der erste Beitrag von *Strohmeier/Nestler/Spiel* befasst sich mit interethnischen Beziehungen in der Kindheit, die Studien von *Reinders/Greb/Grimm* sowie *Fritzsche/Wiezorek* gehen auf interethnischen Beziehungen in der Jugendphase ein. *Haug* thematisiert in ihrem Beitrag interethnische Freundschaften und Paarbeziehungen im Erwachsenenalter.

Strohmeier/Nestler/Spiel untersuchen in ihrem Beitrag „Freundschaftsmuster, Freundschaftsqualität und aggressives Verhalten von Immigrantenkindern in der Grundschule“. Die Verknüpfung von interaktionistischen Akkulturations- und Aggressionsmodellen dient dazu, sich dem Phänomen von Freundschaftsmustern und Aggressionen bei Jugendlichen aus vier Ethnien zu nähern. Sie stellen an ihr empirisches Material von österreichischen Grundschulern u.a. die Fragen, ob sich die Größe des Freundeskreises geschlechtsspezifisch und kulturvariabel gestaltet, Unterschiede in der Freundschaftsqualität intra- und interethnischer Freundschaften zu verzeichnen sind und ob Differenzen hinsichtlich verschiedener Formen aggressiven Verhaltens entdeckt werden können. Bedeutsam sind die Befunde, dass bereits in der Kindheit häufig interethnische Freundschaften auftreten, es keine durchgängigen Differenzen in der Qualität intra- und interethnischer Freundschaften gibt, und dass aggressives Verhalten in der Schule weniger stark durch den kulturellen Hintergrund geprägt ist, als gemeinhin unterstellt wird.

Reinders/Greb/Grimm befassen sich in ihrer empirischen Studie mit der „Entstehung, Gestalt und den Auswirkungen interethnischer Freundschaften“ im Jugendalter. Sie fokussieren diesen Prozess bei Jugendlichen deutscher Herkunft vor dem Hintergrund des Konzepts der Ko-Kulturation. Die Aussage ist, dass sich Freundschaftsentstehung und deren Gestalt sowie Auswirkungen in einer Prozesskette beschreiben und empirisch prüfen lassen. Hauptanliegen ist der Nachweis, dass die Stabilität interethnischer Beziehungen maßgeblich dafür ist, inwieweit es gelingt, Vorurteile bei deutschen Jugendlichen zu reduzieren. Die längsschnittlichen Befunde deuten an, dass Vorurteile bei Heranwachsenden ohne Migrationshintergrund dann abgebaut werden, wenn über einen längeren Zeitraum andersethnische Jugendliche zum Freund gewählt werden. Gleichzeitig weisen die AutorInnen darauf hin, dass solche Effekte lediglich bei Jugendlichen der Majorität nachgewiesen werden konnten und eine systematische Beschreibung von Auswirkungen für Migranten-Jugendliche bislang noch aussteht.

In die gleiche Richtung zeigt die Studie von *Fritzsche/Wiezorek* zu „Interethnischen Kontakten und Ausländerstereotype von Jugendlichen“, die sich in einer quantitativen Analyse deutschen Jugendlichen und einem qualitativen Fallbeispiel der Interaktion von Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund zuwenden. Vor dem Hintergrund der Kontakthypothese von *Allport* (vgl. 1971) postulieren die Autorinnen, dass insbesondere Kontakte mit positiver Erfahrungsqualität dazu geeignet sind, Fremdenfeindlichkeit zu mindern. Die Querschnittstudie liefert durch die berichteten Korrelationen Belege für diese These. Fremdenfeindlichen Statements wird seltener zugestimmt, wenn der Freundeskreis interethnischer Art ist und positive Interaktionen (Hilfe, gute Gespräche) erlebt wurden. Wesentlich ist der Befund, dass diese Korrelationen höher ausfallen als bei allen anderen, einbezogenen Indikatoren (etwa Ost/West

oder Geschlecht aber auch elterlichen Einflüssen). Durch die Darstellung einer Sequenz aus einer Gruppendiskussion mit befreundeten Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft wird die Bedeutung, die interethnischen Freundschaften zukommt, noch unterstrichen und in ihrem Mechanismus beleuchtet. Die dargestellte Auseinandersetzung der Jugendlichen in der Gruppendiskussion über den Zusammenhang von Ausländeranteil an Schulen und Schulqualität verdeutlicht, dass gute Beziehungsstrukturen zwischen Jugendlichen in der Lage sind (1.) Ethnizität als soziales Distinktionskriterium zu nivellieren und (2.) Vorurteile auf „wort-spielerische“ Weise hinterfragt werden können, ohne dass die vorurteilsbehaftete Person bloß gestellt wird.

Die beiden Beiträge zur Jugendphase können insgesamt als Anzeichen dafür gewertet werden, dass eine ausgeprägte generationale Identität des Jugendlich-Seins und die damit einhergehende, ethnienübergreifende Gestaltung von Peer-Beziehungen dazu geeignet sind, die kulturelle Offenheit bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund zu erhöhen. Der relativ hohe Anteil interethnischer bester Freundschaften in der Studie von *Strohmeier/Nestler/Spiel* spricht dafür, dass auch in der Kindheit Faktoren zum Tragen kommen, die zur Betonung lebensphasenspezifischer Gemeinsamkeiten führen und auf diese Weise ethnische Differenzen überlagern.

In der abschließenden Untersuchung analysiert *Haug* das Ausmaß „Interethnischer Freundschaften und Partnerschaften“ im Erwachsenenalter. Ausgehend vom Ansatz des sozialen Kapitals werden interethnische Beziehungen als Indikator für die soziale Integration von Migranten interpretiert. Auf der Basis repräsentativer Surveys bei jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund vermag die Studie die Heterogenität sozialer Integration von Migranten aufzuzeigen und gleichzeitig nachzuweisen, dass das Ausmaß interethnischer Freundschaften mit der Generation steigt und interethnische Freundschaften weitaus häufiger auftreten, als Annahmen aus der Migrationsforschung vermuten lassen. Ferner hebt der Beitrag hervor, dass soziale und strukturelle Integration korreliert sind, da Befragte mit Migrationshintergrund, aber mit deutscher Staatsbürgerschaft, über mehr Freunde deutscher Herkunft verfügen als Migranten ohne deutsche Staatsbürgerschaft. Dies gilt insbesondere für italienisch- aber auch für türkisch-stämmige Migranten. Dabei wäre eine interessante Überlegung, inwieweit das Vorhandensein der deutschen Staatsbürgerschaft auch Ausdruck der längeren Biographie im Aufnahmeland ist und somit die Frage in den Mittelpunkt rückt, welche sozialen Interaktionen in Kindheit und Jugend den Fortbestand interethnischer Beziehungen im Erwachsenenalter – sprich: soziale Integration – begünstigen.

6 Kritische Würdigung

Die in diesem Heft-Schwerpunkt versammelten Arbeiten geben nur einen kleinen Ausschnitt dessen wieder, was in den Phänomenbereich interethnischer Beziehungen im Lebenslauf fällt. Insbesondere wird die frühe Kindheit nicht explizit in den Mittelpunkt gerückt. Hier kann an Überlegungen zu Kindheit und

Migration (Karsten 1985) und Forschung zu Sprachförderung von Migrantenkindern (Gogolin 2005) angeknüpft werden, bedarf aber einer Erweiterung um die Perspektive interethnischer Beziehungen.

Eine weitere Lücke entsteht durch den tendenziellen Schwerpunkt auf Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Zwar wird auf die Herausforderungen, die durch zunehmend multikulturelle Gesellschaften an Kinder und Jugendliche gestellt werden, damit adäquat eingegangen. Studien zu Auswirkungen interethnischer Beziehungen bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind jedoch noch nicht hinreichend in das Forschungsprogramm einbezogen. Hier wären der Rückbezug auf Impulse der internationalen Forschung zu interethnischen Beziehungen bei Migranten (Masson/Verkuyten 1993; Powers/Ellison 1995) oder die Koppelung mit Ergebnissen der Familien-Migrationsforschung (Nauck/Kohlmann/Diefenbach 1997; Reinders 2005) mögliche Ansatzpunkte für weitere Forschung.

Schließlich mangelt es, wie bereits ein der Einleitung skizziert, an einem theoretischen Rahmen, der als Leitfaden oder Interpretationsfolie für ein Forschungsprogramm zu interethnische Beziehungen im Lebenslauf geeignet wäre. Die Beiträge in diesem Heft-Schwerpunkt lassen diese Defizit sichtbar werden, weil es schwer fällt, den roten Faden zu ziehen. Nicht, weil die Beiträge dies nicht ermöglichten, sondern weil schlicht das theoretische Inventar fehlt. Als Desiderat lassen sich aus diesem Heft mit Bezug auf das vorgeschlagene Konzept der Ko-Kulturation aber immerhin Impulse für eine weitere Vorgehensweise ableiten:

1. Alle Beiträge zeigen deutlich auf, dass das Phänomen interethnischer Beziehungen in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter keine Ausnahme darstellt, sondern in sozial relevantem Maße auftritt. Vorausgesetzt die damit verbundenen – symmetrischen – Aushandlungen von kulturellen Werten finden tatsächlich statt, folgt daraus, dass die Konzepte von En- und Akkulturation nicht mehr hinreichend sind.
2. In keinem der Beiträge finden sich Hinweise, dass interethnische Beziehungen von geringerer Qualität seien als intraethnische. Das spricht dafür, dass es sich bei interethnischen Freundschaften um ein gleichwertig hohes soziales Kapital handelt, welches zusätzlich noch den „Nutzen“ wechselseitiger kultureller Lern- und Austauschprozesse zu bieten scheint.
3. Soweit in den Beiträgen erfasst, zeichnen sich positive Korrelate interethnischer Beziehungen ab; sowohl für Migranten als auch Nicht-Migranten. Dies lässt aussichtsreich erscheinen, Forschung in diesem Bereich zu intensivieren.
4. Die zunächst lose Nebeneinander stehenden Beiträge lassen sich zu der Annahme verdichten, dass interethnische Beziehungen nicht nur situational, sondern auch mittel- und langfristig bedeutsam für individuelle Biographien sind. Für Migranten ergibt sich daraus die Frage, wie sich bereits in der Kindheit eingegangene interethnische Beziehungen über die Jugend bis zum Erwachsenenalter auf die soziale sowie strukturelle Integration und damit verbundenen Partizipationschancen und das psychische Wohlbefinden auswirken. Bei Nicht-Migranten sprechen die Befunde deutlich dafür, dass

Kompetenzen des Umgangs in kulturell heterogenen Gesellschaften entwickelt werden.

Dieser Heftschwerpunkt markiert somit eher den Anfang als die Bilanz eines Forschungsprogramms, welches eine stärkere Integration von Migrations- und Sozialisationsforschung, eine Verschränkung von En- und Akkulturation durch das Konzept der Ko-Kulturation anstreben könnte. Es eröffnet gleichzeitig den Diskurs darüber, was Kindheits- und Jugendforschung mit Migrationsphänomenen in einer Gesellschaft anfangen will, die aktuell die ersten Migranten-Generationen hervorbringt, deren Biographie sich von Beginn an im „Aufnahmeland“ vollzieht. Weder die Migrations-, noch die Kindheits- und Jugendforschung sind hierauf bislang hinreichend vorbereitet.

Literaturverzeichnis

- Alonso, R. A. (2005): Lernen am eigenen Rassismus als Entwicklungsprozess. In: *Hamburger, F./Badawia, T./Hummrich, M.* (Hrsg.): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderungsgesellschaft. – Opladen, S. 189-204.
- Allport, G. W. (1971): Die Natur des Vorurteils. – Köln.
- Apitzsch, U./Jansen, M. M./Löw, C. (2003): Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse. – Münster.
- Auer, P./Dirim, I. (2000): Das versteckte Prestige des Türkischen. Zur Verwendung des Türkischen in gemischtethnischen Jugendgruppen in Hamburg. In: *Gogolin, I./Nauck, B.* (Hrsg.): Migration, gesellschaftliche Differenzierung und Bildung. – Opladen, S. 97-112.
- Ben-Shalom, U./Horenczyk, G. (2003): Acculturation orientations. A facet theory perspective on the bidimensional model. In: *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 34. Jg., H. 2, S. 176-188.
- Berry, J. W. (1997): Immigration, acculturation, and adaptation. In: *Applied Psychology: An International Review*, 46. Jg., H. 1, S. 5-68.
- Berry, J. W./Poortinga, Y. H./Segall, M. H./Dasen, P. R. (1992): *Cross-cultural psychology: Research and applications*. – Cambridge.
- BMFSFJ (Hrsg.) (2000): Sechster Familienbericht. Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen – Belastungen – Herausforderungen. Drucksache 14/4357. – Berlin.
- Boos-Nünning, U./Karakasoglu, Y. (2005): Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. – Münster.
- Bott, P./Merkens, H./Schmidt, F. (Hrsg.) (1991): *Türkische Jugendliche und Aussiedlerkinder in Familie und Schule. Theoretische und pädagogische Forschung*. – Baltmannsweiler.
- Deutsches Pisa-Konsortium (Hrsg.) (2001): *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. – Opladen.
- Esser, H. (1989): Familienmigration, Schulsituation und interethnische Beziehungen. Prozesse der Integration bei der zweiten Generation von Arbeitsmigranten. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 35. Jg., H. 3, S. 317-336.
- Esser, H. (1990): Interethnische Freundschaften. In: *Esser, H./Friedrichs, J.* (Hrsg.): *Generation und Identität*. – Opladen, S. 185-206.
- Gaitanides, S. (1983): Sozialstruktur und „Ausländerproblem“. Sozialstrukturelle Aspekte der Marginalisierung von Ausländern der ersten und zweiten Generation. – München.
- Gogolin, I. (1994): *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. – Münster.
- Gogolin, I. (2005): Neue Wege zur Integration: Das BLK-Programm "Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund – FörMig". In: *Kind, Jugend, Gesellschaft*, 50. Jg., H. 1, S. 28-32.

- Gogolin, I./Nauck, B. (Hrsg.) (2000): Migration, gesellschaftliche Differenzierung und Bildung. – Opladen.
- Gogolin, I./Neumann, U. (1997): Großstadt-Grundschule. Eine Fallstudie über sprachliche und kulturelle Pluralität als Bedingung der Grundschularbeit. – Münster.
- Gogolin, I./Pries, L. (2004): Stichwort: Transmigration und Bildung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 7. Jg., H. 1, S. 5-19.
- Gültekin, N. (2003): Bildung, Autonomie, Tradition und Migration. Doppelperspektivität biographischer Prozesse junger Frauen aus der Türkei. – Opladen.
- Han, P. (2000): Soziologie der Migration. – Stuttgart.
- Haug, S. (2003): Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 55. Jg., H. 4, S. 716-736.
- Havighurst, R. J. (1972): Developmental tasks and education. – New York.
- Hettlage-Varjas, A./Hettlage, R. (1983): Kulturelle Zwischenwelten. Fremdarbeiter – Eine neue Ethnie? In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 10. Jg., H. 3, S. 37-45.
- Howes, C. (1996): The earliest friendships. In: Bukowski, M./Newcomb, A. F./Hartup, W. W. (Hrsg.): The company they keep: Friendships in childhood and adolescence. – Cambridge, S. 66-86.
- Hurrelmann, K. (2004): Lebensphase Jugend. – Weinheim.
- Ibaidi, S. (2003): Soziale Beziehungen, personale Identität und Gewaltverhalten. Ähnlichkeiten und Differenzen bei deutschen und türkischen Jugendlichen von Hauptschule und Gymnasium. In: Merkens, H./Wessel, A. (Hrsg.): Zwischen Anpassung und Widerstand. Zur Herausbildung sozialer Identität türkischer und deutscher Jugendlicher. – Baltmannsweiler, S. 11-44.
- Karsten, M.-E. (1985): Migrationskindheit in der Bundesrepublik Deutschland. Kein Beitrag zur Ausländerpädagogik. In: Hengst, H. (Hrsg.): Kindheit in Europa. Zwischen Spielplatz und Computer. – Frankfurt am Main, S. 201-220.
- Kazmierska, K. (2003): Migration experiences and changes of identity. The analysis of a narrative. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 4. Jg., H. 3.
- Krappmann, L. (1998): Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen. In: Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. – Weinheim, S. 355-375.
- Kristen, C. (2000): Ethnic differences in educational placement: The transition from primary to secondary schooling. Working paper. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. – Mannheim.
- Masson, C. N./Verkuyten, M. (1993): Prejudice, ethnic identity, contact and ethnic group preferences among dutch young adolescents. In: Journal of Applied Psychology, 23. Jg., H. 1, S. 156-168.
- Merkens, H./Nauck, B. (1993): Ausländerkinder. In: Markefka, M./Nauck, B. (Hrsg.): Handbuch der Kindheitsforschung. – Neuwied, S. 447-457.
- Merkens, H./Wessel, A. (Hrsg.) (2003): Zwischen Anpassung und Widerstand. Zur Herausbildung der sozialen Identität türkischer und deutscher Jugendlicher. – Baltmannsweiler.
- Morgenroth, O. (1999): Zukunftsabsichten türkischer Jugendlicher – Bereichsspezifische Zukunftsorientierung unter türkischen Jugendlichen in Deutschland im Kontext von Familie und Schule. – Hamburg.
- Münz, R./Ulrich, R. E. (2000): Migration und zukünftige Bevölkerungsentwicklung in Deutschland. In: Bade, K. J./Münz, R. (Hrsg.): Migrationsreport 2000. – Bonn, S. 23-58.
- Nauck, B. (2002): Dreißig Jahre Migrantenfamilien in der Bundesrepublik. Familiärer Wandel zwischen Situationsanpassung, Akkulturation, Segregation und Remigration. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. – Stuttgart, S. 315-339.
- Nauck, B./Kohlmann, A./Diefenbach, H. (1997): Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 49. Jg., H. 4, S. 477-499.
- Nauck, B./Kohlmann, A. (1998): Verwandtschaft als soziales Kapital – Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien. In: Wagner, M./Schütze, Y. (Hrsg.): Verwandtschaft.

- Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema. – Stuttgart, S. 203-235.
- Oezelsel, M. M.* (1994): Psychosomatische Erkrankungen in Zusammenhang mit Migration. In: *Ethnopsychologische Mitteilungen*, 7. Jg., H. 1, S. 112-121.
- Pettigrew, T. F./Tropp, L.* (2000): Does intergroup contact reduce prejudice? Recent meta-analytic findings. In: *Oskamp, S.* (Hrsg.): *Reducing prejudice and discrimination*. – New Jersey, S. 93-114.
- Phalet, K./Schönpflug, U.* (2001): Intergenerational transmission in Turkish immigrant families: Parental collectivism, achievement values and gender differences. In: *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 32. Jg., H. 2, S. 186-201.
- Powers, D. A./Ellison, C. G.* (1995): Interracial contact and black racial attitudes: The contact hypothesis and selectivity bias. In: *Social Forces*, 74. Jg., H. 1, S. 205-226.
- Powles, J.* (2004): Life history and personal narrative. Theoretical and methodological issues relevant to research and evaluation in refugee contexts. *New Issues in Refugee Research* Vol. 106. – Genf.
- Reinders, H.* (2004): Allports Erben. Was leistet noch die Kontakthypothese? In: *Hoffmann, D./Merken, H.* (Hrsg.): *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie. Impulse für die Jugendforschung*. – Weinheim, S. 91-108.
- Reinders, H.* (2005). Interethnische Freundschaften und familiäre Individuationsprozesse bei türkischen Jugendlichen. Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft. – Mannheim.
- Reinders, H./Hupka, S./Karatas, M./Schneewind, J./Alizadeh, F.* (2000): Individuation und soziale Identität – Kontextsensitive Akkulturation türkischer Jugendlicher in Berlin. Zwischenbericht an die Volkswagen-Stiftung. – Berlin.
- Reinders, H./Mangold, T./Greb, K.* (2005): Ko-Kulturation in der Adoleszenz. Freundschaftstypen, Interethnizität und kulturelle Offenheit im Jugendalter. In: *Hamburger, F./Badawia, T./Hummrich, M.* (Hrsg.): *Migration und Bildung. Über Anerkennung und Integration in der Einwanderungsgesellschaft*. – Opladen, S. 139-158.
- Trommsdorff, G.* (1999): Autonomie und Verbundenheit im kulturellen Vergleich von Sozialisationsbedingungen. In: *Leu, H. R./Krappmann, L.* (Hrsg.): *Zwischen Autonomie und Verbundenheit*. – Frankfurt am Main, S. 392-419.
- Trommsdorff, G.* (2005): Eltern-Kind-Beziehungen über die Lebensspanne im kulturellen Kontext. In: *Fuhrer, U./Uslucan, H. H.* (Hrsg.): *Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur*. – Stuttgart, S. 40-58.
- Weller, W.* (2003): HipHop in Sao Paulo und Berlin. Ästhetische Praxis und Ausgrenzungserfahrungen junger Schwarzer und Migranten. – Opladen.
- Youniss, J.* (1980): Parents and peers in social development. – Chicago.
- Youniss, J.* (2005): Die Entwicklung politischer Identität im Kontext sozialer Beziehungen. In: *Schuster, B./Kuhn, H. P./Uhlendorff, H.* (Hrsg.): *Entwicklung in sozialen Beziehungen. Heranwachsende in ihrer Auseinandersetzung mit Familie, Freunden und Gesellschaft*. – Stuttgart, S. 307-328.

Freundschaftsmuster, Freundschaftsqualität und aggressives Verhalten von Immigrantenkindern in der Grundschule

Dagmar Strohmeier, Dunja Nestler und Christiane Spiel

Zusammenfassung

Das Aufwachsen in einer multikulturellen Gesellschaft sowie der positive Umgang mit kultureller Vielfalt stellt eine neue Entwicklungsaufgabe für Kinder und Jugendliche dar. Kinder stehen insbesondere in der Schule vor der Herausforderung, positive interkulturelle Beziehungen (z. B. Freundschaften) zu entwickeln und mit negativen Verhaltensweisen (z. B. Aggression) konstruktiv umzugehen. Hauptanliegen der vorliegenden Studie ist die Analyse von Freundschaftsmustern und aggressivem Verhalten von 204 Grundschulkindern (114 Mädchen und 90 Jungen) verschiedener kultureller Zugehörigkeiten. Die Kinder wurden gebeten mit Hilfe einer Freundesliste Name, Geschlecht, Schulklassenzugehörigkeit und Muttersprache aller Freunde anzugeben, die beste Freundin/den besten Freund aus dieser Liste auszuwählen, sowie die Qualität der besten Freundschaft einzuschätzen. Zusätzlich wurde das aggressive Verhalten der Kinder mittels Selbsteinschätzungen erfasst. Die Analyse der Freundschaftsmuster geben Einblicke hinsichtlich der sozialen Integration von Immigrantenkindern und belegen, dass Kinder mit deutscher Muttersprache eine vergleichsweise starke *homophily* aufweisen. *Homophily* hinsichtlich der besten Freundschaften konnte in Bezug auf das Geschlecht, nicht jedoch in Bezug auf die Muttersprache der Kinder nachgewiesen werden. Mädchendyaden wiesen eine höhere Freundschaftsqualität auf als Jungendyaden, es fanden sich nur geringe Qualitätsunterschiede zwischen intra- und interethnischer Freundschaften. Auch hinsichtlich des aggressiven Verhaltens zeigten sich Geschlechtseffekte. Kinder verschiedener kultureller Gruppen unterschieden sich hinsichtlich ihres offen aggressiven Verhaltens.

Schlagnote: aggressives Verhalten, Freundschaften, Freundschaftsqualität, Immigrantenkinder, homophily, soziale Integration

1 Freundschaftsmuster, Freundschaftsqualität und aggressives Verhalten von Immigrantenkindern in der Grundschule

Das friedliche Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen stellt in Zeiten globaler Migrationsbewegungen eine der zentralen Herausforderungen der westlichen Gesellschaften dar. Die kulturelle Heterogenität der Bevölkerung spiegelt sich auch in den Lebenswelten von Kindern wider, weil sie bereits im Kindergarten oder in der Schule mit Kindern verschiedenster Herkunftsländer und Muttersprachen zusammentreffen. Der tägliche Kontakt bietet sowohl Chancen als auch Risiken. Das Aufwachsen in einer multikulturellen Gesellschaft sowie der positive Umgang mit kultureller Vielfalt wird deshalb auch als eine neue Entwicklungsaufgabe von Kindern und Jugend-



Mag.
Dagmar Strohmeier
Universität Wien



Prof. Dr.
Christiane Spiel
Universität Wien

lichen beschrieben (Larson 2002; Reinders in diesem Heft). Im Rahmen dieser Entwicklungsaufgabe kommt der Etablierung positiver interkultureller Beziehungen (z.B. in Form von Freundschaftsbeziehungen) sowie der Eindämmung negativer Verhaltensweisen (z.B. von Aggression) eine besondere Bedeutung zu. Gerade im deutschsprachigen Raum gibt es hinsichtlich beider Aspekte einen enormen Forschungsbedarf, da es derzeit kaum deskriptive Studien gibt, die Kinder verschiedener kultureller Zugehörigkeiten differenzieren. Die vorliegende Studie verfolgt daher drei Ziele: *Erstens* wird der Freundeskreis von Kindern verschiedener kultureller Gruppen hinsichtlich seiner Größe und kulturellen Zusammensetzung analysiert, *zweitens* wird die Art und Qualität der besten Freundschaft untersucht und *drittens* wird das Ausmaß aggressiven Verhaltens von Kindern verschiedener kultureller Gruppen beleuchtet.

2 Die Bedeutsamkeit von kultureller Zugehörigkeit für Kinderfreundschaften

Das Eingehen einer engen, gegenseitigen Freundschaft mit einem Kind einer anderen kulturellen Gruppe bietet für beide Kinder potenzielle Vorteile. Zum einen deshalb, weil diese Freundschaften als „ideale Kontaktbedingungen“ maßgeblich zur Reduktion von ethnischen Vorurteilen beitragen (Pettigrew/Tropp 2000; Pettigrew 1998), zum anderen weil sie den Prozess der sozialen Integration unterstützen, weshalb soziale Beziehungen eine wichtige Dimension in Akkulturationsmodellen (Berry 1980) darstellen. Es gibt jedoch eine Reihe von Mechanismen, die das Zustandekommen von interkulturellen Freundschaften selbst dann verhindern, wenn die Kinder gemeinsam in die Schule gehen und fast täglich zusammen sind (Schofield 1995).

Meist schließen Kinder Freundschaften aufgrund von (wahrgenommenen oder vermuteten) Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten (Berscheid 1995).

Kupersmidt/DeRosier/Patterson (vgl. 1995) konnten bei neun bis zehnjährigen Kindern zeigen, dass sich Freunde nicht nur hinsichtlich des Geschlechts und der ethnischen Gruppe ähnlich waren („black“ vs. „white“), sondern auch hinsichtlich anderer Merkmale wie z.B. ihres soziodemographischen Hintergrunds, ihres aggressiven Verhaltens, ihrer Schüchternheit oder ihrer Schulleistung. Dieses Phänomen wird „*homophily*“ genannt und zeigte sich in dieser Studie besonders eindrucksvoll hinsichtlich des Geschlechts und der ethnischen Gruppe: Mehr als 90% der untersuchten Dyaden waren gleichgeschlechtlich und über zwei Drittel der Dyaden ethnisch homogen zusammengesetzt. Aber auch andere Studien (z. B. Boulton/Smith 1996) konnten zeigen, dass *homophily* hinsichtlich der kulturellen Zugehörigkeit („asian“ vs. „white British“) bei acht bis zehnjährigen Schulkindern sehr häufig auftritt. Bei soziometrischen Wahlen wurden in 95% der Fälle Kinder desselben Geschlechts und derselben kulturellen Gruppe positiv nominiert. Hinsichtlich der negativen Nominierungen zeigte sich kein eindeutiges Muster, die weißen Mädchen und Jungen wählten mehr anderskulturelle Kinder, die asiatischen Jungen wählten dagegen mehr Kinder aus der eigenen Gruppe. Eine Reihe von Studien konnten zeigen, dass *homo-*

phily in Bezug auf das Geschlecht häufiger auftritt als hinsichtlich ethnischer Zugehörigkeit (z.B. *Graham/Cohen* 1997; *Graham et al.* 1998; *Maccoby* 1988, 1990). Außerdem wurde festgestellt, dass *homophily* hinsichtlich der ethnischen Zugehörigkeit mit dem Alter zunimmt (*Graham et al.* 1998; *Maharaj/Connolly* 1994; *Aboud/Mendelson/Purdy* 2003; *Shrum/Cheek/Hunter* 1988; *Hallinan/Tiexeira* 1987). Einige Autoren (z.B. *McPherson/Smith-Lovin/Cook* 2001) halten *homophily* in Bezug auf die ethnische oder kulturelle Zugehörigkeit insbesondere bei Erwachsenen für den bedeutsamsten, die Gesellschaft segregierenden Faktor (vgl. *Haug* in diesem Heft).

Alle bisher zitierten Studien zum Phänomen der *homophily* wurden im englischsprachigen Raum durchgeführt und es stellt sich die Frage, inwieweit diese empirischen Befunde auch auf den deutschsprachigen Raum übertragbar sind. In den amerikanischen Studien wurden meist die Beziehungen zwischen weißen und schwarzen Kindern untersucht, die aufgrund der politischen Veränderungen in den U.S.A. mit einem ganz bestimmten historisch-gesellschaftlichen Kontext in Verbindung stehen. Aufgrund anderer gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und der „Gastarbeiterpolitik“ sind in den deutschsprachigen Ländern nicht nur andere kulturelle Gruppen vertreten, auch der historische Kontext ist nicht vergleichbar. Als Einwanderungsländer haben Österreich und Deutschland in den letzten Jahrzehnten Immigranten aus verschiedensten Ländern aufgenommen, viele Schulklassen setzen sich daher aus Kindern vieler verschiedener Herkunftsländer und Muttersprachen zusammen, weshalb in Studien mehr als zwei Gruppen zu vergleichen wären.

In Deutschland wurde bisher eine einzige Studie publiziert (*Reinders/Mangold* 2005), die erste Hinweise bezüglich des Phänomens der *homophily* bei 14-jährigen SchülerInnen gibt. Die Jugendlichen wurden gemäß ihres Herkunftslands in drei Gruppen unterteilt, d.h. es wurden die soziometrischen Wahlen von deutschen, türkischen und italienischen Jugendlichen dahingehend ausgewertet, ob der von ihnen nominierte Freund (bzw. die nominierte Freundin) derselben oder einer anderen kulturellen Gruppe angehörte. Auf Stichprobenebene wurde das Phänomen der *homophily* seltener beobachtet als in den bisher zitierten Vergleichsstudien: 63% der Jugendlichen nominierten Freunde derselben kulturellen Gruppe, 37% der Befragten nominierten Freunde einer anderen kulturellen Zugehörigkeit. Besonders interessant erwies sich die Aufschlüsselung der intra- und interethnischen Freundschaften in Bezug auf das Herkunftsland der Kinder: Fast jedes zweite deutsche Mädchen und jeder zweite deutsche Junge (42% vs. 45%) nominierte eine Freundin bzw. einen Freund einer *anderen* kulturellen Gruppe. Türkische Jugendliche wiesen die stärkste Ausprägung bezüglich der kulturellen *homophily* auf, 73% der Mädchen und 67% der Jungen nominierten eine türkische Freundin bzw. einen türkischen Freund. Auch bei den italienischen Jugendlichen zeigten die Mädchen einen stärkeren *homophily-bias* (73%) als die Jungen (55%).

Diese Ergebnisse sind aus mehreren Gründen interessant: (1.) Die Jugendlichen in dieser Stichprobe waren mit etwa 14 Jahren relativ alt, was sich gemäß der amerikanischen Studien in einer relativ starken *homophily* niederschlagen sollte. Dies war jedoch nicht der Fall. (2.) Die Differenzierung der Jugendlichen gemäß ihres Herkunftslandes in drei Gruppen erbrachte Unterschiede hinsicht-

lich der Ausprägung des *homophily*-bias. In dieser Stichprobe zeigten Jugendliche aus der Türkei einen deutlich stärkeren *homophily*-bias als deutsche Jugendliche, was – übersetzt in die Terminologie der Akkulturationsmodelle – als Hinweis auf eine stärkere Tendenz zur Segregation interpretiert werden kann. Generell erscheint die Differenzierung und getrennte Untersuchung verschiedener kultureller Gruppen sinnvoll, da davon auszugehen ist, dass sich Akkulturationsorientierungen in Abhängigkeit der Gruppenzugehörigkeit unterscheiden (Bourhis et al. 1997), was sich in unterschiedlichen Ausprägungen des *homophily*-bias niederschlagen sollte.

Um die Ausprägung des *homophily*-bias von Kindern unterschiedlicher kultureller Gruppen abschätzen zu können, wird in der vorliegenden Studie die kulturelle Zusammensetzung des gesamten Freundeskreises sowie die kulturelle Zugehörigkeit des besten Freundes der Kinder analysiert.

Die Untersuchung der Qualität intra- und interethnischen bester Freundschaften stellt ein weiteres Ziel der vorliegenden Studie dar. Auch hinsichtlich dieser Fragestellung wurden kaum Studien publiziert (Ausnahmen sind: *Aboud/Mendelson/Purdy* 2003; *Reinders/Mangold* 2005). Die Ergebnisse dieser beiden Studien deuten darauf hin, dass sich intra- und interethnische Freundschaften hinsichtlich ihrer Qualität nicht oder nur in sehr geringem Ausmaß unterscheiden. Das bedeutet, dass Freundschaften zwischen zwei Kindern verschiedener kultureller Zugehörigkeiten eine vergleichbare Qualität aufweisen wie Freundschaften zwischen Kindern derselben kulturellen Gruppe. Trotzdem erscheint es aufgrund der geringen Anzahl von Studien angebracht, diese Fragestellung anhand eines weiteren Datensatzes erneut zu überprüfen.

3 Die Bedeutsamkeit von kultureller Zugehörigkeit für aggressives Verhalten

Im deutschsprachigen Raum wurde die Bedeutsamkeit von kultureller Zugehörigkeit für aggressives Verhalten meist in Form einer „Nebenfragestellung“ innerhalb von Studien zu Aggression und Gewalt analysiert (*Klicpera/Gasteiger-Klicpera* 1996; *Lösel/Bliesner/Averbeck* 1999; *Fuchs* 1999; *Popp* 2000). In den genannten Studien wurden möglichst große und für bestimmte Gegenden repräsentative Stichproben gezogen, die sich aus mehreren Tausend SchülerInnen zusammensetzten. Der Anteil von „ausländischen“ SchülerInnen in den Stichproben war verhältnismäßig gering (7-25%). Zumeist wurde die Fragestellung untersucht, ob sich das aktive und passive Gewaltausmaß „ausländischer“ und deutscher bzw. österreichischer SchülerInnen unterscheidet. Die Ergebnisse sind sehr heterogen: *Klicpera/Gasteiger-Klicpera* (1996) fanden bei SchülerInnen der 8. Schulstufe heraus, dass „ausländische“ SchülerInnen seltener in physische Gewalthandlungen involviert sind als österreichische SchülerInnen. *Fuchs* (1999) dagegen fand, dass „ausländische“ SchülerInnen sowohl mehr Gewalt gegen Sachen als auch mehr physische und psychische Gewalt gegen Personen verüben als deutsche SchülerInnen. *Popp* (2000) stellte bei türkischen SchülerInnen der 6., 8., 9. und 10. Schulstufe höhere Werte bei physischen Gewalt-

handlungen fest als bei deutschen SchülerInnen. *Lösel/Bliesner/Averbeck* (vgl. 1999) untersuchten SchülerInnen der 7. und 8. Klassen und fanden keine Unterschiede zwischen „ausländischen“ und deutschen SchülerInnen hinsichtlich aktiver Gewalterfahrungen; deutsche SchülerInnen waren aber häufiger Opfer als „ausländische“ SchülerInnen. Diese Widersprüche in den Befunden sind äußerst unbefriedigend und können möglicherweise auch darauf zurückgeführt werden, dass die Studien weder eine einheitliche Definition von aggressivem Verhalten aufwiesen, noch ein vergleichbares Kriterium zur Gruppenbildung der Kinder verwendeten.

Einen anderen Weg, interkulturelle Beziehungen zu untersuchen, wählten *Strohmeier/Spiel* (2003). In dieser Studie wurden SchülerInnen der 5. bis 8. Schulstufe hinsichtlich ihres aggressiven Verhaltens, aber auch hinsichtlich ihrer Freundschaftsmuster, sowie der Akzeptanz in der Peergruppe untersucht. Bei der Auswahl der SchülerInnen wurde auf Repräsentativität der Stichprobe in Bezug auf die Muttersprachen der Jugendlichen für den untersuchten Schultyp im untersuchten Schulbezirk geachtet. Die Ergebnisse zeigen, dass sich soziale Beziehungen zwischen Kindern verschiedener Muttersprach-Gruppen systematisch unterscheiden. Während SchülerInnen mit deutscher Muttersprache häufiger aktiv und passiv in aggressives Verhalten verwickelt waren, fielen SchülerInnen mit türkischer Muttersprache durch eine schlechtere soziale Integration in der Schulklasse auf. Sie hatten die wenigsten Freunde in der Klasse, berichteten über größere Einsamkeitsgefühle in der Schule und wurden von ihren MitschülerInnen weniger akzeptiert als SchülerInnen der anderen drei Muttersprach-Gruppen. In einer zweiten Studie (*Strohmeier/Atria/Spiel* 2005) wurde überprüft, inwieweit diese Ergebnisse in Bezug auf das aggressive Verhalten generalisierbar sind und welche Gründe Opfer für erfahrenes negatives Verhalten angeben. An der Untersuchung nahmen erneut SchülerInnen der 5. bis 8. Schulstufe teil. Die Ergebnisse bestätigen die Befunde von *Strohmeier/Spiel* (2003). Kinder mit deutscher Muttersprache waren gleich häufig oder häufiger aktiv und passiv in aggressives Verhalten verwickelt als Kinder der drei Immigrantengruppen. Die Mehrheit der SchülerInnen aller vier Gruppen machte das eigene Verhalten oder die eigene Unbeliebtheit für erfahrene, negative Erlebnisse verantwortlich. Kinder mit türkischer Muttersprache nannten vergleichsweise häufig ihre Sprache, Kinder der multikulturellen Sammelgruppe ihr Herkunftsland als Viktimisierungsgrund.

Insgesamt betrachtet weisen die Ergebnisse dieser Studien darauf hin, dass die kulturellen Zugehörigkeiten der Kinder bei aggressiven Konflikten in der Sekundarstufe eine eher untergeordnete Rolle spielen. Dies ist ein erfreuliches Ergebnis, weil es bedeutet, dass soziale Beziehungen in multikulturellen Schulklassen nicht durch offene „Kulturkonflikte“ geprägt sind. Drittes und letztes Ziel der vorliegenden Untersuchung ist eine erneute Untersuchung dieser Fragestellung und damit einhergehend eine Erweiterung der vorliegenden Datenbasis auf Grundschulen.

Zusammenfassend untersucht die vorliegende Studie folgende Fragestellungen:

1. Unterscheiden sich Mädchen und Jungen verschiedener kultureller Zugehörigkeit hinsichtlich der *Anzahl ihrer Freunde*?

2. Unterscheiden sich Mädchen und Jungen verschiedener kultureller Zugehörigkeit hinsichtlich der *kulturellen Zusammensetzung des Freundeskreises* bzw. hinsichtlich der kulturellen Zugehörigkeit ihres *besten Freundes/ihrer besten Freundin*?
3. Gibt es Unterschiede hinsichtlich der *Qualität der besten Freundschaft* in Abhängigkeit des Geschlechts der Kinder bzw. davon, ob der Freund/die Freundin derselben oder einer anderen kulturellen Gruppe angehört?
4. Unterscheiden sich Jungen und Mädchen verschiedener kultureller Zugehörigkeit hinsichtlich des *aggressiven Verhaltens*?

4 Methode

4.1 Stichprobe

An der Untersuchung nahmen 204 Kinder (114 Mädchen und 90 Jungen) teil. Sie wurden in vier Wiener Volksschulen (11 Schulklassen der 4. Schulstufe) rekrutiert und waren etwa 10 Jahre alt. Die Kinder in der Stichprobe sprachen gemäß Selbstangaben 26 verschiedene Muttersprachen. Die Kinder wurden gemäß ihrer Muttersprachen in vier Gruppen unterteilt. 35,3% der SchülerInnen (45 Mädchen, 27 Jungen) sprachen deutsch; 22,1% (24 Mädchen, 21 Jungen) eine Sprache aus dem ehemaligen Jugoslawien; 21,6% (25 Mädchen, 19 Jungen) sprachen türkisch und 21,1% (20 Mädchen, 23 Jungen) eine andere Sprache.

4.2 Instrumente

Im Rahmen dieser Untersuchung wurden drei Erhebungsinstrumente eingesetzt, die im folgenden Abschnitt beschrieben werden.

Erfassung der Freunde mit der Freunde-Liste. Die Kinder wurden gebeten, Namen (Vorname und 1. Buchstabe des Nachnamens), Geschlecht und Muttersprache ihrer Freundinnen und Freunde in eine grafisch ansprechend gestaltete Freunde-Liste einzutragen, sowie bei jedem Freund anzugeben, ob sie oder er dieselbe Klasse besucht oder nicht.

Erfassung der Qualität der besten Freundschaft. Die Kinder wurden gebeten, aus dieser Freunde-Liste ihren allerbesten Freund oder ihre allerbeste Freundin auszuwählen, seinen bzw. ihren Namen aufzuschreiben und bei der Beantwortung aller nachfolgenden Fragen immer an genau diesen Freund bzw. diese Freundin zu denken. Zur Erfassung der Freundschaftsqualität der besten Freundschaft wurde eine gekürzte, gemäß der Vorschläge von *Grottpeter/Crick* (1996) modifizierte und ins Deutsche übersetzte Version des Friendship Quality Questionnaire (FQQ, *Parker/Asher* 1993) eingesetzt. Das FQQ wurde für Kinder der dritten bis fünften Schulstufe entwickelt und besteht aus sechs Subskalen mit insgesamt 40 Items (Details dazu siehe *Parker/Asher* 1993, S. 615). Aus diesen 40 Items wählten wir anhand der Höhe der Reliabilitätscores 22 reprä-

sentative Items aus (mindestens 3 Items pro Subskala) und modifizierten sie gemäß der Vorschläge von *Grotzinger/Crick* (1996). Der von uns verwendete Fragebogen bestand schlussendlich aus 8 Subskalen und 29 Items. Das Antwortformat bestand aus einer vierstufigen Ratingskala, die sowohl verbal beschrieben wurde (nein, stimmt nicht – stimmt wenig – stimmt eher – ja, stimmt) und grafisch in Form von Kreisen veranschaulicht wurde. In Tabelle 1 wird Cronbachs Alpha der 8 Subskalen des adaptierten und übersetzten FQQ für die gesamte Stichprobe, sowie für Mädchen und Jungen getrennt dargestellt. Wie aus Tabelle 1 ersichtlich ist, sind die Skaleneigenschaften im Großen und Ganzen zufriedenstellend. Es fällt jedoch auf, dass die Skalen *Konflikt und Verrat I*, *Konflikt und Verrat II* sowie *Gemeinschaft & Freizeitaktivitäten* eher niedrige Reliabilitäten aufweisen.

Tabelle 1: Reliabilitäten der Subskalen der deutschen Version des FQQ

Subskala/Itembeispiel
Bestätigung und Fürsorge: α (gesamte Stichprobe) = .77, α (Mädchen) = .72, α (Jungen) = .77 (Bsp.: „... gibt mir das Gefühl, gute Ideen zu haben.“)
Konfliktlösung: α (gesamte Stichprobe) = .64, α (Mädchen) = .53, α (Jungen) = .70 (Bsp.: „... verträgt sich schnell wieder mit mir, wenn wir eine Rauferei hatten.“)
Konflikt und Verrat I: α (gesamte Stichprobe) = .48, α (Mädchen) = .55, α (Jungen) = .35 (Bsp.: „Ich widerspreche ... oft.“)
Konflikt und Verrat II: α (gesamte Stichprobe) = .46, α (Mädchen) = .44, α (Jungen) = .49 (Bsp.: „... widerspricht mir oft.“)
Hilfe und Beratung: α (gesamte Stichprobe) = .70, α (Mädchen) = .56, α (Jungen) = .76 (Bsp.: „... hilft mir bei Schulaufgaben.“)
Gemeinschaft & Freizeit: α (gesamte Stichprobe) = .51, α (Mädchen) = .40, α (Jungen) = .60 (Bsp.: „... spielt in der Freizeit immer mit mir.“)
Intimer Austausch I: α (gesamte Stichprobe) = .79, α (Mädchen) = .73, α (Jungen) = .81 (Bsp.: „Ich erzähle ... meine Probleme.“)
Intimer Austausch II: α (gesamte Stichprobe) = .81, α (Mädchen) = .79, α (Jungen) = .80 (Bsp.: „... erzählt mir seine/ihre Probleme.“)

Erfassung des aggressiven Verhaltens. Aggressives Verhalten wurde sowohl aus Opfer- als auch aus Täterperspektive erfasst. Den Kindern wurden insgesamt 8 Opferitems und 8 Täteritems vorgegeben. Je 4 Opfer- und Täteritems beinhalteten verschiedene Aspekte von offen aggressivem Verhalten, 4 Opfer- und Täteritems beinhalteten verdecktes aggressives Verhalten. Bei der Konstruktion der Items wurde auf ihre leichte Verständlichkeit geachtet. Die Kinder wurden gebeten, bei der Beantwortung der Items an die letzte Schulwoche zu denken. Das Antwortformat bestand aus einer vierstufigen Ratingskala, die sowohl verbal beschrieben wurde (gar nicht – manchmal – oft – sehr oft) und grafisch in Form von Kreisen veranschaulicht wurde. Je ein Beispielitem und die Skaleneigenschaften sind für die gesamte Stichprobe, sowie für Mädchen und Jungen getrennt in Tabelle 2 dargestellt.

Tabelle 2: Reliabilitäten der Subskalen des Aggressionsfragebogens

Subskala/Itembeispiel
Opferskala, offene Aggression: α (gesamte Stichprobe) = .63, α (Mädchen) = .66, α (Jungen) = .59. (Bsp.: „Wie oft hat dich ein Kind geschlagen?“)
Opferskala, sozialer Ausschluss: α (gesamte Stichprobe) = .75, α (Mädchen) = .80, α (Jungen) = .50 (Bsp.: „Wie oft hat es ein Kind abgelehnt, in der Pause mit dir zu spielen?“)
Täterskala, offene Aggression: α (gesamte Stichprobe) = .69, α (Mädchen) = .57, α (Jungen) = .76 (Bsp.: „Wie oft hast du ein Kind geschlagen?“)
Täterskala, sozialer Ausschluss: α (gesamte Stichprobe) = .64, α (Mädchen) = .60, α (Jungen) = .70 (Bsp.: „Wie oft hast du es abgelehnt, mit einem Kind in der Pause zu spielen?“)

5. Ergebnisse

5.1 Anzahl der Freunde

Die Kinder nominierten mit Hilfe der Freunde-Liste zwischen null und 27 Freunden, der Mittelwert lag bei 14,71 Freunden ($SD=5,2$), der Modalwert lag bei 19 Freunden.

Um herauszufinden, ob sich die Anzahl der Freundinnen und die Anzahl der Freunde in Abhängigkeit des Geschlechts und der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder unterscheidet, wurde eine 2 x 4 MANOVA gerechnet. In den multivariaten Analysen (Pillai-Spur Kriterium) erwies sich der Faktor Geschlecht ($F(2,195) = 231,80$, $p < 0,001$, $\eta^2 = 0,70$) als höchst bedeutsam, der Faktor kulturelle Zugehörigkeit sowie die Wechselwirkung waren nicht signifikant. In den univariaten Analysen zeigten sich höchst bedeutsame Geschlechtsunterschiede sowohl hinsichtlich der Anzahl der Freundinnen ($F(1,196) = 340,36$, $p < 0,001$, $\eta^2 = 0,63$) als auch hinsichtlich der Anzahl der Freunde ($F(1,196) = 190,19$, $p < 0,001$, $\eta^2 = 0,49$). Während Mädchen im Mittel 12,11 Freundinnen ($SD=4,36$) und 2,24 Freunde ($SD=2,52$) nominierten, verhielt es sich bei den Jungen genau umgekehrt: sie nominierten im Mittel 11,33 Freunde ($SD=5,09$) und 3,59 Freundinnen ($SD=2,88$).

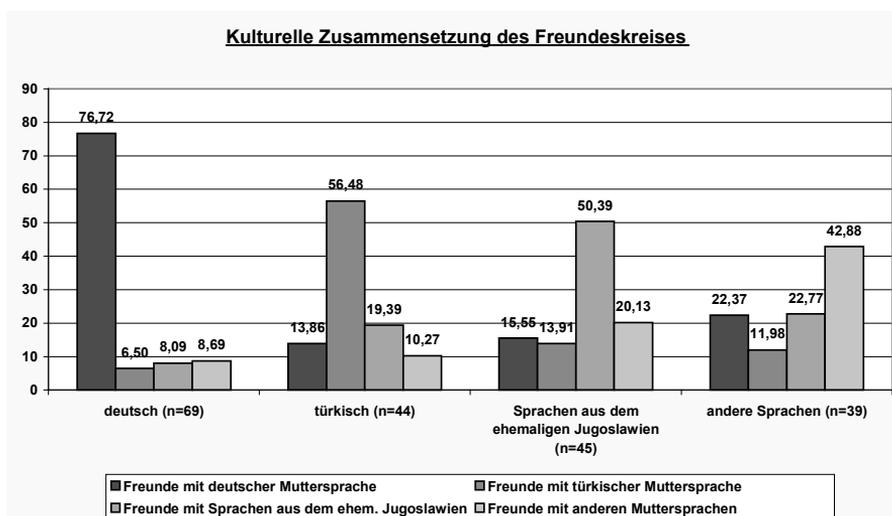
In einer zweiten 2 x 4 MANOVA wurde die Fragestellung untersucht, ob sich die Anzahl der Freunde aus derselben Klasse und die Anzahl der Freunde nicht aus derselben Klasse in Abhängigkeit des Geschlechts und der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder unterscheidet. In den multivariaten Analysen (Pillai-Spur Kriterium) erwiesen sich die Faktoren Geschlecht ($F(2,195) = 231,80$, $p = 0,02$, $\eta^2 = 0,04$) sowie kulturelle Zugehörigkeit ($F(6,392) = 2,78$, $p = 0,01$, $\eta^2 = 0,04$) als signifikant, die Wechselwirkung war nicht signifikant. Univariaten Analysen enthüllten Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Anzahl der Freunde aus derselben Klasse ($F(1,196) = 4,82$, $p = 0,03$, $\eta^2 = 0,04$). Mädchen nominieren demnach mehr Freunde aus derselben Klasse als Jungen ($M=8,76$ vs. $M=7,41$). In den univariaten Analysen unterschieden sich die vier kulturellen Gruppen hinsichtlich der Anzahl der Freunde aus derselben Klasse ($F(3,196) =$

2,81, $p = 0,04$, $\eta^2 = 0,04$) als auch tendenziell hinsichtlich der Anzahl der Freunde nicht aus derselben Klasse ($F(3,196) = 2,46$, $p = 0,06$, $\eta^2 = 0,04$). Bonferroni post-hoc Tests zeigen, dass Kinder mit türkischer Muttersprache ($M = 7,41$) tendenziell weniger Freunde aus der Klasse nominieren als Kinder mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien ($M = 9,62$, $p = 0,07$). Die Mittelwerte der Kinder mit deutscher Muttersprache ($M = 7,86$) und der Kinder aus der multikulturellen Sammelgruppe ($M = 7,93$) lagen dazwischen und unterschieden sich nicht. Allerdings nominieren Kinder mit türkischer Muttersprache ($M = 7,52$) tendenziell mehr Freunde nicht aus der Klasse als Kinder der multikulturellen Sammelgruppe ($M = 4,88$, $p = 0,06$). Auch hier lagen die Mittelwerte der Kinder mit deutscher Muttersprache ($M = 6,94$) und der Kinder mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien dazwischen ($M = 6,51$) und unterschieden sich nicht.

5.2 Kulturelle Zusammensetzung des Freundeskreises

Um herauszufinden, ob sich die kulturelle Zusammensetzung des Freundeskreises der Kinder in Abhängigkeit des Geschlechts und der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder unterscheidet, wurde eine 2×4 MANOVA gerechnet (für diese Analyse wurde die beste Freundin oder der beste Freund nicht mitgezählt). Vier abhängige Variablen gingen in die Analyse ein: der relative Anteil von Freunden mit deutscher Muttersprache, der relative Anteil von Freunden mit türkischer Muttersprache, der relative Anteil von Freunden mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien, sowie der relative Anteil von Freunden einer anderen Muttersprache (multikulturelle Sammelgruppe). In den multivariaten Analysen (Pillai-Spur Kriterium) erwies sich der Faktor kulturelle Zugehörigkeit ($F(12,564) = 40,51$, $p < 0,001$, $\eta^2 = 0,43$) als höchst bedeutsam, der Faktor Geschlecht sowie die Wechselwirkung waren nicht signifikant. In den univariaten Analysen zeigten sich in allen vier abhängigen Variablen höchst bedeutsame Unterschiede in Abhängigkeit der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder. Der relative Anteil von Freunden mit deutscher Muttersprache ($F(3,189) = 92,81$, $p < 0,00$, $\eta^2 = 0,60$), mit türkischer Muttersprache ($F(3,189) = 79,28$, $p < 0,00$, $\eta^2 = 0,56$), mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien ($F(3,189) = 46,54$, $p < 0,00$, $\eta^2 = 0,43$), sowie mit anderen Sprachen ($F(3,189) = 23,91$, $p < 0,00$, $\eta^2 = 0,28$) unterscheidet sich höchst signifikant in Abhängigkeit der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder.

Abbildung 1: Kulturelle Zusammensetzung des Freundeskreises in Abhängigkeit der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder



Wie aus Abbildung 1 zu ersehen ist, besteht der Freundeskreis von Kindern mit deutscher Muttersprache zu 76% aus Kindern mit deutscher Muttersprache, der Freundeskreis von Kindern mit türkischer Muttersprache zu 56% aus türkischen Kindern und 19% aus Kindern mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien, der Freundeskreis der Kinder mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien zu 50% aus Kindern mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien und zu 20% aus Kindern mit anderen Sprachen, sowie der Freundeskreis der Kinder mit anderen Muttersprachen zu 42% aus Kindern mit anderen Muttersprachen, sowie zu je 22% aus Kindern mit deutscher Muttersprache bzw. aus Kindern mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien.

5.3 Beste Freundin/bester Freund

196 Kinder hielten sich an die Instruktion und nominierten ein Kind aus ihrer Freunde-Liste als beste Freundin oder als besten Freund. 8 Kinder nannten einen Namen, der nicht auf der Freunde-Liste stand, weshalb ihre Angaben aufgrund fehlender Informationen für die nachfolgenden Analysen nicht verwendet werden konnten. 146 Kinder (74,5%) nominierten ein Kind aus der eigenen Klasse als beste Freundin oder besten Freund. Nahezu alle Kinder nominierten ein Kind des gleichen Geschlechts als beste Freundin oder besten Freund. Von insgesamt 111 Mädchen nominierten nur 5 einen Jungen, von insgesamt 85 Jungen nominierten nur 4 ein Mädchen. Im nachfolgenden wurden ausschließlich gleichgeschlechtliche Freundschaften analysiert und daher wurden die Angaben dieser 9 Kinder ausgeschieden. Die besten Freunde der Kinder sprachen insgesamt 22 verschiedene Muttersprachen (von 4 fehlten die Angaben, insgesamt standen somit 183 vollständige Datensätze zur Verfügung) und wurden für die weiteren

Analysen in vier Gruppen unterteilt (deutsch, türkisch, Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien, multikulturelle Sammelgruppe). Basierend auf dieser Gruppeneinteilung wurde ermittelt, ob die besten Freunde der Kinder derselben kulturellen Gruppe wie diese angehören oder nicht. Es zeigte sich, dass die besten Freunde von 101 Kindern (55,2%) aus derselben Gruppe stammten, während die besten Freunde von 82 Kindern (44,8%) aus einer anderen Gruppe kamen. In einem zweiten Schritt wurde mit Hilfe einer Kreuztabelle und eines chi²-Tests geprüft, ob diese Gleichverteilung der kulturellen Zugehörigkeit der besten Freunde in Abhängigkeit der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder schwankt. Die Analysen ergaben sehr signifikante Unterschiede ($\chi^2(9) = 116,64$, $p < 0,00$) hinsichtlich der kulturellen Zugehörigkeit der Freunde in Abhängigkeit der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder.

Tabelle 3: Kulturelle Zugehörigkeit der besten Freundin/des besten Freundes in Abhängigkeit der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder

Kulturelle Zugehörigkeit der besten Freundin/des besten Freundes	Deutsch (n=64)	Türkisch (n=42)	Sprachen aus dem ehem. Jugoslawien (n=42)	Andere Sprachen (n=35)
Deutsch	73,4% (47)	9,5% (4)	21,4% (9)	25,7% (9)
Türkisch	3,1% (2)	61,9% (26)	2,4% (1)	14,3% (5)
Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien	14,1% (9)	7,1% (3)	47,6% (20)	37,1% (13)
andere Sprachen	9,4% (6)	21,4% (9)	28,6% (12)	22,9% (8)

Wie aus Tabelle 3 zu entnehmen ist, ist die Bevorzugung von Freunden mit derselben Muttersprache bei Kindern mit deutscher Muttersprache (73,4%) am höchsten. Bei Kindern mit türkischer Muttersprache (61,9%) und bei Kindern mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien (47,6%) ist dieser *homophily*-Bias deutlich abgeschwächt. Kinder aus der multikulturellen Sammelgruppe nominieren dagegen Kinder mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien am häufigsten als beste Freunde (37,1%).

5.4 Qualität der besten Freundschaft

Um herauszufinden, ob sich die Freundschaftsqualität der besten Freundschaft in Abhängigkeit des Geschlechts der Kinder und in Abhängigkeit davon unterscheidet, ob der beste Freund/die beste Freundin derselben oder einer anderen kulturellen Gruppe angehört, wurde eine 2 x 2 MANOVA gerechnet. Als abhängige Variablen gingen die acht Freundschaftsqualitätsskalen (siehe Tabelle 1) in die Analyse ein. Es wurden ausschließlich gleichgeschlechtliche beste Freundschaften analysiert. In den multivariaten Analysen (Pillai-Spur Kriterium) erwies sich der Faktor Geschlecht als höchst signifikant ($F(8,172) = 4,02$, $p < 0,00$, $\eta^2 = 0,16$), der Faktor Gruppenzugehörigkeit des Freundes als tendenziell signifikant ($F(8,172) = 1,91$, $p = 0,06$, $\eta^2 = 0,08$), sowie die Wechselwirkung als signifikant ($F(8,172) = 2,09$, $p = 0,04$, $\eta^2 = 0,09$). Univariate Analysen enthüllten Geschlechtsunterschiede in sechs Subskalen: *Bestätigung und Für-*

sorge ($F(1,179) = 16,40, p < 0,00, \eta^2 = 0,08$), *Konfliktlösung* ($F(1,179) = 11,18, p < 0,00, \eta^2 = 0,06$), *Konflikt und Verrat II* ($F(1,179) = 4,14, p = 0,04, \eta^2 = 0,02$), *Hilfe und Beratung* ($F(1,179) = 12,27, p < 0,00, \eta^2 = 0,06$), *Intimer Austausch I* ($F(1,179) = 14,69, p < 0,00, \eta^2 = 0,08$), sowie *Intimer Austausch II* ($F(1,179) = 17,59, p < 0,00, \eta^2 = 0,09$).

Tabelle 4: Unterschiede in der Freundschaftsqualität der gleichgeschlechtlichen besten Freundschaften in Abhängigkeit des Geschlechts der Kinder

Freundschaftsqualität – Subskalen	Mädchen (N=105)		Jungen (N=78)	
	M	SD	M	SD
Bestätigung und Fürsorge	2,43	0,66	1,97	0,88
Konfliktlösung	2,55	0,62	2,16	0,90
Konflikt und Verrat II*	0,55	0,58	0,41	0,48
Hilfe und Beratung	2,48	0,54	2,12	0,86
Intimer Austausch I	2,45	0,69	1,99	0,96
Intimer Austausch II	2,51	0,70	1,99	0,96

Anmerkungen: Die Werte lagen zwischen 0 (nein, stimmt nicht) und 3 (ja, stimmt).

* Bei der Skala Konflikt und Verrat II fand sich auch ein signifikanter Wechselwirkungseffekt

Wie aus Tabelle 4 ersichtlich ist, haben Mädchen in allen Skalen höhere Werte als Jungen. Die univariaten Analysen zeigten außerdem, dass sich die Antworten der Kinder bei der Skala *Gemeinschaft & Freizeit* in Abhängigkeit der Gruppenzugehörigkeit des besten Freundes/der besten Freundin signifikant unterschieden ($F(1,179) = 6,13, p = 0,01, \eta^2 = 0,03$). Die Kinder gaben bei besten Freunden aus derselben kulturellen Gruppe höhere Werte an ($M=2,34$) als bei besten Freunden aus einer anderen kulturellen Gruppe ($2,04$). Schließlich ergaben die univariaten Analysen in den Skalen *Konflikt und Verrat I* ($F(1,179) = 5,72, p = 0,02, \eta^2 = 0,03$), sowie *Konflikt und Verrat II* ($F(1,179) = 5,10, p = 0,03, \eta^2 = 0,03$) signifikante Wechselwirkungseffekte. Mädchen zeigten hinsichtlich der Skala *Konflikt und Verrat I* höhere Werte bei Freundinnen aus einer anderen kulturellen Gruppe ($M = 0,64$) und niedrigere Werte bei Freundinnen aus derselben kulturellen Gruppe ($M = 0,42$). Bei Jungen verhielt es sich genau umgekehrt: Sie wiesen bei Freunden aus derselben kulturellen Gruppe höhere Werte ($M = 0,52$) in der Skala *Konflikt und Verrat I* auf, als bei Freunden aus einer anderen kulturellen Gruppe ($M = 0,36$). Das selbe Muster fand sich auch bei der Skala *Konflikt und Verrat II*. Auch hier wiesen Mädchen bei Freundinnen aus einer anderen kulturellen Gruppe höhere Werte auf ($M = 0,70$) als bei Freundinnen aus derselben kulturellen Gruppe ($M = 0,45$), während es bei Jungen genau umgekehrt war. Jungen wiesen höhere Werte bei Freunden derselben kulturellen Gruppe auf ($M = 0,46$) als bei Freunden einer anderen kulturellen Gruppe ($M = 0,36$).

5.5 Aggressives Verhalten

Um herauszufinden, ob sich das aggressive Verhalten von Kindern in Abhängigkeit ihres Geschlechts und ihrer kulturellen Zugehörigkeit unterscheidet, wurde eine 2 x 4 MANOVA gerechnet. Zwei Opferskalen und zwei Täterskalen (vgl. Tabelle 2) stellten die abhängigen Variablen dar. In den multivariaten Analysen (Pillai-Spur Kriterium) erwiesen sich die Faktoren Geschlecht ($F(4,177) = 7,36$, $p < 0,01$, $\eta^2 = 0,14$) und kulturelle Zugehörigkeit ($F(12,537) = 2,60$, $p < 0,01$, $\eta^2 = 0,06$) als signifikant, die Wechselwirkung war nicht signifikant. In den univariaten Analysen zeigten sich Geschlechtsunterschiede in der *Opferskala, sozialer Ausschluss* ($F(1,180) = 10,08$, $p < 0,01$, $\eta^2 = 0,05$), sowie in der *Täterskala, offene Aggression* ($F(4,177) = 6,73$, $p = 0,01$, $\eta^2 = 0,04$). Während Mädchen ($M = 0,55$) häufiger davon berichten, Opfer von sozialem Ausschluss zu werden als Jungen ($M = 0,32$), geben Jungen häufiger an, offen aggressives Verhalten zu zeigen ($M = 0,36$) als Mädchen ($M = 0,22$). Die univariaten Analysen enthüllten außerdem signifikante Unterschiede in der *Täterskala, offene Aggression* in Abhängigkeit der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder ($F(3,180) = 5,88$, $p < 0,01$, $\eta^2 = 0,09$). Bonferroni post-hoc Tests zeigen, dass Kinder mit türkischer Muttersprache ($M = 0,48$) signifikant häufiger angeben, offen aggressiv zu sein als Kinder mit deutscher Muttersprache ($M = 0,18$, $p < 0,01$) und Kinder mit anderen Muttersprachen ($M = 0,23$, $p = 0,03$). Von den Kinder mit Sprachen aus dem ehemaligen Jugoslawien ($M = 0,28$) unterschieden sich die türkischsprachigen Kinder nicht signifikant.

6 Zusammenfassung und Diskussion

Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden die Freundschaftsmuster, die Freundschaftsqualität von intra- und interkulturellen Freundschaften sowie das aggressive Verhalten von 204 Grundschulkindern analysiert, die gemäß ihrer Muttersprachen in vier kulturelle Gruppen differenziert wurden. Aufgrund der Tatsache, dass insbesondere im deutschsprachigen Raum kaum Studien vorliegen, die soziale Beziehungen von Kindern verschiedener kultureller Zugehörigkeiten in der Schule untersuchen, liefert die vorliegende Studie *erstens* wichtige deskriptive Informationen, *zweitens* relativieren die Untersuchungsbefunde Ergebnisse aus dem angloamerikanischen Raum bezüglich des Phänomens der kulturellen oder ethnischen *homophily* und geben *drittens* interessante Impulse für zukünftige Forschungsarbeiten.

6.1 Ergebnisse hinsichtlich der Freundschaftsmuster und der Freundschaftsqualität

Die Kinder wurden gebeten alle ihre Freunde (sowohl von der Schulklasse als auch von anderswo) in eine Freunde-Liste einzutragen. Zusätzlich wurde von allen Freunden das Geschlecht, die Muttersprache und ihre Schulklassenzugehörigkeit

erfragt. Die genannten Freunde wurden (so wie die Kinder selbst) anhand der genannten Muttersprachen in vier kulturelle Gruppen unterteilt und es wurde für jedes Kind der relative Anteil von Freunden der vier kulturellen Gruppen errechnet und in einem zweiten Schritt in Abhängigkeit des Geschlechts und der kulturellen Zugehörigkeit der Kinder analysiert. Diese Vorgehensweise stellt eine innovative Methode dar und liefert mehr Informationen als herkömmliche Nominationsmethoden. Soziometrische Nominationsmethoden werden meist innerhalb einer Schulklasse durchgeführt und beschränken sich häufig auf drei Nominierungen (siehe z. B. *Coie/Dodge/Coppotelli* 1982). Unsere Vorgehensweise ermöglichte einen sehr differenzierten Einblick in die Freundschaftsmuster von Kindern unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeiten, weil auch die interethnischen Freundschaften differenziert analysiert wurden. Die Analysen zeigen, (1.) dass die Tendenz zur kulturellen *homophily* bei weitem nicht so stark ausgeprägt ist, wie es die Ergebnisse der Studien aus dem angloamerikanischen Raum nahe legen (*Kupersmidt/DeRosier/Patterson* 1995; *Boulton/Smith* 1996) und (2.) dass der *homophily*-bias bei Kindern in Abhängigkeit ihrer kulturellen Zugehörigkeit unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Es zeigte sich, dass der Freundeskreis von Kindern mit deutscher Muttersprache zu 77% aus deutschsprachigen Kindern bestand und stärker segregiert war als der Freundeskreis der Kinder aller drei Immigrantengruppen. Dieses Muster fand sich auch hinsichtlich der besten Freundschaften der Kinder. Deutschsprachige Kinder hatten in 73% der Fälle deutschsprachige Freunde, bei den Kindern der drei Immigrantengruppen war dieser Anteil bedeutend niedriger. Dieselben Ergebnisse erbrachte auch einer unserer Studien (*Strohmeier/Spiel* 2003), die wir in Hauptschulen durchführten. Gemeinsam mit *Esser* (vgl. 1980) vertreten wir die Meinung, dass die Analyse der kulturellen Zusammensetzung der Freundeskreise ein sehr brauchbarer Indikator für das Ausmaß der sozialen Integration von Immigrantenkinder darstellt und plädieren dafür, ihn in zukünftigen Studien verstärkt einzusetzen.

Die Analyse der besten Freundschaften zeigte, dass über 90% der besten Freundschaften gleichgeschlechtlich waren, 75% aus Freunden derselben Schulklasse bestanden, aber nur 55% der Freunde dieselbe kulturelle Zugehörigkeit aufwiesen. Dies ist ein eindrucksvoller Befund, weil er das Phänomen der kulturellen *homophily* erneut stark hinterfragt. Die Analysen hinsichtlich der Qualität von intra- und interethnischen Freundschaften erbrachten Geschlechtsunterschiede. Ähnlich wie bisher in der Literatur berichtet (*Reinders/Mangold* 2005) weisen Mädchendyaden eine höhere Freundschaftsqualität auf als Jungendyaden. Intra- und interethnische Freundschaften unterschieden sich dagegen nur hinsichtlich des Freizeitverhaltens. Gemäß unserer Daten besuchen sich Kinder derselben kulturellen Gruppe häufiger zu Hause und treffen sich öfter außerhalb der Schule als Kinder zweier verschiedener kultureller Gruppen. Dieser Befund entspricht den Ergebnissen von *Eisikovits* (vgl. 2000), der bei russischen Immigranten in Israel zum selben Ergebnis kam. Auch andere Studien (*Aboud/Mendelson/Purdy* 2003; *Reinders/Mangold* 2005) fanden kaum Qualitätsunterschiede zwischen intra- und interkulturellen Freundschaften. Die spannende Frage für zukünftige Untersuchungen wäre demnach herauszufinden, welche Faktoren dazu beitragen, dass interkulturelle Freundschaften *geschlossen* werden und weniger deren Qualität zu untersuchen (*Reinders* 2004). Poten-

tielle Einflussfaktoren liegen sowohl im sozialen Kontext (z.B. in der kulturellen Zusammensetzung der Schulklasse, im Lehrerverhalten) als auch in individuellen Eigenschaften der Kinder (z.B. Akkulturationsorientierungen). Idealerweise sollten in zukünftigen Studien beide Kinder einer Dyade befragt werden und nicht nur eines, so wie es hier der Fall war.

6.2 Ergebnisse hinsichtlich des aggressiven Verhaltens

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie bestätigen bisherige Befunde hinsichtlich typischer Geschlechtseffekte in Bezug auf aggressives Verhalten (z.B. von *Bjorkqvist/Lagerspetz/Kaukiainen* 1992; *Crick/Grotzinger* 1995). Während Mädchen (gemäß Selbsteinschätzungen) häufiger Opfer von sozialem Ausschluss werden als Jungen, sind Jungen öfter offen aggressiv als Mädchen. Hinsichtlich kultureller Zugehörigkeit widersprechen die vorliegenden Ergebnisse zum Teil bisherigen Befunden (*Strohmeier/Spiel* 2003; *Strohmeier/Atria/Spiel* 2005). Obwohl die Ergebnisse der vorliegenden Studie ebenfalls darauf hindeuten, dass kulturelle Zugehörigkeit bei aggressiven Konflikten in der Grundschule eine eher untergeordnete Rolle spielen (die Varianzaufklärung ist insgesamt sehr gering), fiel die Gruppe der türkischsprachigen Kinder in Bezug auf offen aggressives Verhalten negativ auf. Auf Gruppenebene waren die Mittelwerte der türkischen Kinder in dieser Skala signifikant höher als von Kindern mit deutscher Muttersprache oder von Kindern der multikulturellen Sammelgruppe. Eine explorative Inspektion der Einzelwerte pro Kind zeigte, dass dieses Ergebnis durch besonders hohe Werte von fünf türkischen Jungen zustande kam. Im Unterschied zu den anderen drei Gruppen, die keine oder maximal zwei Kinder (immer Jungen) mit extrem hohen Werten aufwiesen, war dieser Anteil bei den türkischen Kindern deutlich erhöht. Diese zusätzliche explorative Analyse legt den Schluss nahe, dass nicht die gesamte Gruppe von türkischen Kindern in dieser Studie vermehrt offen aggressiv handelt, sondern fünf problematische Jungen.

In zukünftigen Studien sollte der Fokus weniger darauf liegen, Unterschiede im aggressiven Verhalten auf Gruppenebene zu untersuchen (indem z.B. verschiedene kulturelle Gruppen differenziert werden), da hier kaum mit Unterschieden zu rechnen ist. Vielversprechender erscheint uns die Analyse von Konfliktsituationen bzw. die Analyse der Bedeutung von sozialen Kontextvariablen (wie z.B. der Zusammensetzung der Schulklasse, des Lehrerverhaltens), weil dies auch für die Implementierung von Trainingsprogrammen von unmittelbarer Relevanz ist (vgl. *Atria/Strohmeier/Spiel* 2005).

7 Literatur

- Aboud, F. E./Mendelson, M. J./Purdy, K. T.* (2003): Cross-race peer relations and friendship quality. In: *International Journal of Behavioral Development*, 27. Jg., H. 2, S. 165-173.
- Atria, M./Strohmeier, D./Spiel, C.* (2005): Bullying und Viktimisierung: Jede Klasse ist anders. In: *Ittel, A./von Salisch, M.* (Hrsg.): *Lästern, Lügen, Leiden: Aggression bei Kindern und Jugendlichen*. – Stuttgart, S. 189-203.

- Berry, J. W. (1980): Acculturation as varieties of adaptation. In: *Padilla, A.* (Ed.): *Acculturation, Theory, Models and some new Findings.* – Colorado.
- Berscheid, E. (1985): Interpersonal attraction. In: *Lindzey, G./Aronson, E.* (Eds.): *Handbook of Social Psychology.* – New York, S. 413-484.
- Bjorkqvist, K./Lagerspetz, K./Kaukiainen, A. (1992): Do girls manipulate and boys fight? Developmental trends in regard to direct and indirect aggression. In: *Aggressive Behavior*, 18. Jg., H. 2, S. 117-127.
- Boulton, M. J./Smith, P. K. (1996): Liking and peer perceptions among Asian and white British children. In: *Journal of Social and Personal Relationships*, 13. Jg., H. 2, S. 163-177.
- Bourhis, R. Y./Moise, C. L./Perreault, S./Senecal, S. (1997): Towards an interactive acculturation model: A social psychological approach. In: *International Journal of Psychology*, 32. Jg., H. 6, S. 369-386.
- Clark, M. L./Ayers, M. (1992): Friendship similarity during early adolescence: Gender and racial patterns. In: *The Journal of Psychology*, 126. Jg., H. 4, S. 393-405.
- Coie, J. D./Dodge, K. A./Coppotelli, H. (1982): Dimensions and types of social status: A cross-age perspective. In: *Developmental Psychology*, 18. Jg., H. 4, S. 557-570.
- Crick, N. R./Grotpeter, J. K. (1995): Relational aggression, gender, and social-psychological adjustment. In: *Child Development*, 66. Jg., H. 3, S. 710-722.
- Eisikovits, R. A. (2000): Gender differences in cross-cultural adaptation styles of immigrant youths from the former USSR in Israel. In: *Youth and Society*, 31. Jg., H. 3, S. 310-331.
- Esser, H. (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. – Neuwied.
- Fuchs, M. (1999): Ausländische Schüler und Gewalt an Schulen. Ergebnisse einer Schüler und Lehrerbefragung. In: *Holtappels, H. G./W., H./Melzer, W./Tillmann, K.* (Hrsg.): *Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen, Ursachen, Konzepte und Prävention.* – Weinheim, S. 119-136.
- Graham, J. A./Cohen, R. (1997): Race and gender as factors in children's sociometric ratings and friendship choices. In: *Social Development*, 6. Jg., H. 3, S. 355-372.
- Graham, J. A./Cohen, R./Zbikowski, S. M./Secrist, M. E. (1998): A longitudinal investigation of race and gender as factors in children's classroom friendship choices. In: *Child Study Journal*, 28. Jg., H. 4, S. 245-266.
- Grotpeter, J. K./Crick, N. R. (1996): Relational aggression, overt aggression, and friendship. In: *Child Development*, 67. Jg., H. 8, S. 2328-2338.
- Hallinan, M. T./Tiexeira, R. A. (1987): Opportunities and constraints: Black-White differences in the formation of interracial friendships. In: *Child Development*, 58. Jg., H. 5, S. 1358-1371.
- Klicpera, C./Gasteiger Klicpera, B. (1996): Die Situation von "Tätern" und "Opfern" aggressiver Handlungen in der Schule. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 45. Jg., H. 1, S. 2-9.
- Kupersmidt, J. B./De Rosier, M. E./Patterson, C. (1995): Similarity as the basis for children's friendships: the roles of sociometric status, aggressive and withdrawn behavior, academic achievement and demographic characteristics. In: *Journal of Social and Personal Relationships*, 12. Jg., H. 3, S. 439-452.
- Larson, R. W. (2002): Globalization, societal change, and new technologies: What they mean for the future of adolescence. In: *Journal of Research on Adolescence*, 12. Jg., H. 1, S. 1-30.
- Lösel, F./Bliesener, T./Averbeck, M. (1999): Erlebens- und Verhaltensprobleme von Tätern und Opfern. In: *Holtappels, H. G./W., H./Melzer, W./Tillmann, K.* (Hrsg.): *Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen, Ursachen, Konzepte und Prävention.* – Weinheim, S. 137-154.
- Maccoby, E. E. (1988): Gender as a social category. In: *Developmental Psychology*, 24. Jg., H. 6, S. 755-765.
- Maccoby, E. E. (1990): Gender and relationships: A developmental account. In: *American Psychologist*, 45. Jg., H. 4, S. 513-520.

- Maharaj, S. I./Connolly, J. A.* (1994): Peer network composition of acculturated and ethnoculturally affiliated adolescents in a multicultural setting. In: *Journal of Adolescent Research*, 9. Jg., H. 2, S. 218-240.
- McPherson, M./Smith-Lovin, L./Cook, J. M.* (2001): Birds of a feather: Homophily in social networks. In: *Annual Review of Sociology*, 27. Jg., H. 1, S. 415-444.
- Parker, J. G./Asher, S. R.* (1993): Friendship and friendship quality in middle childhood: Links with peer-group acceptance and feelings of loneliness and social dissatisfaction. In: *Developmental Psychology*, 29. Jg., H. 4, S. 611-621.
- Pettigrew, T. F.* (1998): Intergroup contact theory. In: *Annual Review of Psychology*, 49. Jg., H. 1, S. 65-85.
- Pettigrew, T. F./Tropp, L.* (2000): Does intergroup contact reduce prejudice? Recent meta-analytic findings. In: *Oskamp, S.* (Ed.): *Reducing prejudice and discrimination*. – New Jersey, S. 93-114.
- Popp, U.* (2000): Gewalt an Schulen als "Türkenproblem"? Gewaltniveau, Wahrnehmung von Klassenklima und sozialer Diskriminierung bei deutschen und türkischen Schülerinnen und Schülern. In: *Empirische Pädagogik*, 14. Jg., H. 1, S. 59-91.
- Reinders, H.* (2004): Entstehungskontexte interethnischer Freundschaften in der Adoleszenz. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 7. Jg., H. 1, S. 121-146.
- Reinders, H./Mangold, T.* (2005): Die Qualität intra- und interethnischer Freundschaften bei Mädchen und Jungen deutscher, türkischer und italienischer Herkunft. In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 37. Jg., H. 3, S. 144-155.
- Schofield, J. W.* (1995): Review of research on school desegregation's impact on elementary and secondary school students. In: *Banks, J. A.* (Ed.): *Handbook of Research on Multicultural Education*. – New York, S. 597-616.
- Shrum, W./Cheek, N. H./Hunter, S. M.* (1988): Friendship in school: Gender and racial homophily. In: *Sociology of Education*, 61. Jg., H. 4, S. 227-239.
- Strohmeier, D./Spiel, C.* (2003): Immigrant children in Austria: Aggressive behavior and friendship patterns in multicultural schoolclasses. In: *Journal of Applied School Psychology*, 19. Jg., H. 2, S. 99-116.
- Strohmeier, D./Atria, M./Spiel, C.* (2005): Bullying und Viktimisierung in multikulturellen Schulklassen. Wer ist betroffen? Wie begründen Opfer ihre Erfahrungen? In: *Ittel, A./von Salisch, M.* (Hrsg.): *Lästern, Lügen, Leiden: Aggression bei Kindern und Jugendlichen*. – Stuttgart, S. 204-219.

Entstehung, Gestalt und Auswirkungen interethnischer Freundschaften im Jugendalter. Eine Längsschnittstudie¹

Heinz Reinders, Karina Greb & Corinna Grimm



Dr. Heinz Reinders
Universität
Mannheim

Zusammenfassung

In diesem Beitrag steht die Frage im Mittelpunkt, unter welchen Bedingungen interethnische Freundschaften im Jugendalter entstehen, welche Gestalt diese Freundschaften aufweisen und welche Auswirkungen sie mit sich bringen. Theoretisch wird argumentiert, dass interethnische Freundschaften vor allem in öffentlichen Sozialräumen entstehen und gepflegt werden, dass sich die Qualität zwischen interethnischen und intraethnischen Freundschaften nicht unterscheidet, und dass sich durch dauerhafte interethnische Freundschaften die kulturelle Offenheit Jugendlicher erhöht. Empirisch werden diese Annahmen durch eine Längsschnittstudie bei Hauptschuljugendlichen (N=237) deutscher Herkunft geprüft. Die Befunde ergeben, dass die theoretischen Annahmen im Kern zutreffend sind, jedoch auch einigen Beschränkungen unterliegen, die in der abschließenden Diskussion kritisch aufgegriffen werden.



Karina Greb

Schlagworte: Jugend, Migration, Freundschaft, Vorurteile, Fremdenfeindlichkeit

1 Einleitung

Nicht immer galten Freundschaften im Jugendalter als entwicklungsförderlich. Bis in die 1970er Jahre hinein wurde die Ansicht vertreten, dass Gleichaltrigen-Beziehungen antisoziales Verhalten Heranwachsender begünstigen und zu einer Entfremdung zwischen der älteren und der jüngeren Generation beitragen (Blos 1962; Coleman 1961; Litt 1947). Erst seit den 1980er Jahren setzte sich sukzessive die Erkenntnis durch, dass Freundschaften und Cliquen-Beziehungen eine wichtige Ressource darstellen. Freunde unterstützen beim Umgang mit Entwicklungsaufgaben, sie kompensieren defizitäre Familienbeziehungen und stellen insgesamt ein wichtiges Kompetenzzentrum für die Bewältigung von Alltagsproblemen dar (zusf. Bukowski/Newcomb/Hartup 1996). Auch bestätigt sich empirisch nicht, dass Gleichaltrige zu einer Entfremdung von der Eltern-Generation beitragen (Palmonari/Kirchler/Pombeni 1991). Jugendliche wählen in der Regel Freunde, die ähnliche Wertvorstellungen wie die eigenen Eltern aufweisen. Überdies gehen die durch Freundschaften initiierten Ablöseprozesse von der Herkunftsfamilie nicht mit einer verminderten Verbundenheit mit den Eltern einher (Hofer 2003; Noack 2002). Vielmehr wird die in Freundschaften erlebte Symmetrie der Beziehung als Anspruch an die Eltern herangetragen und das hierdurch zunehmende Autonomiebedürfnis wird durch eine rückgängige



Corinna Grimm

¹ Dieser Beitrag entstand im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft mit Sachbeihilfen an den Erstautor geförderten Projekts „Freundschaftsbeziehungen in interethnischen Netzwerken“ (Az. Re 1569/3-1; 4-1).

soziale Kontrolle der Eltern kompensiert (*Reinders/Youniss 2005; Schuster 2005*). Alles in allem besitzen Peer-Beziehungen in der Adoleszenz ein mehr positiven denn negativen Einfluss auf jugendliche Entwicklung.

Jedoch ist dieses Resümee mit einer Einschränkung zu versehen. Die Mehrzahl an Studien beschäftigt sich mit Freundschaften zwischen Jugendlichen gleicher ethnischer und/ oder nationaler Herkunft. Als wesentliches Merkmal jugendlicher Peer-Beziehungen gilt, dass sie innerhalb der gleichen Ethnie, dem gleichen Geschlecht und auch ähnlichen Alters entstehen (*Hartup 1993*). Dies hat dazu geführt, dass Freundschaften, bei denen die beteiligten Partner unterschiedlicher Herkunft sind, kaum in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wurden. Dies gilt insbesondere für Forschung im deutschsprachigen Raum, tendenziell aber auch für internationale Forschung (zusf. *Reinders/Mangold 2005*). Aus diesem Grund ist bisher wenig bekannt darüber, ob auch interethnische Freundschaften einen positiven Entwicklungseinfluss aufweisen. Und falls ja, wie dieser aussieht. Zwar entdeckt die Jugendforschung zunehmend interethnische Peer-Beziehungen als Untersuchungsgegenstand (*Ramachers 1996; Silbereisen/Schmitt-Rodermund 1995; Strohmeier/Nestler/Spiel* in diesem Heft) – dies nicht zuletzt aufgrund der Einsicht, dass Heranwachsende zunehmend auf gemischtethnische Netzwerke in Schule und Freizeit treffen (*Larson 2002*). Jedoch fallen Befunde zu interethnischen Freundschaften sporadisch aus und stützen sich zudem vorrangig auf querschnittliche Daten, die Veränderungen bei Jugendlichen durch interethnische Freundschaften nicht aufzeigen können.

An diesem Punkt setzt der vorliegende Beitrag an. Anhand von Längsschnittdaten wird untersucht, unter welchen Bedingungen interethnische Freundschaften entstehen, welche Beziehungsqualität sie aufweisen und welche Auswirkungen diese Art der Beziehung bei Jugendlichen besitzen. Es wird betrachtet, welchen Beitrag die Art der Freizeitgestaltung, die elterliche Kontrolle und die Häufigkeit interethnischer Kontakte zur Entstehung interethnischer Freundschaften leisten. Die Gestalt wird anhand der erlebten Freundschaftsqualität untersucht und Auswirkungen im Bereich kultureller Offenheit und Segregationsvorstellungen aufgezeigt.

Die Daten der Untersuchung ermöglichen, stabil interethnische mit stabil intraethnischen Freundschaften zu vergleichen und zusätzlich Gruppen von Jugendlichen zu betrachten, bei denen die ethnische Komposition der Freundschaft wechselt. Bevor jedoch auf die Befunde eingegangen wird, soll zunächst der Forschungsstand zu interethnischen Freundschaften im Jugendalter knapp skizziert und der eigene theoretische Zugang erörtert werden. Die anschließend berichteten Ergebnisse der Studie werden im letzten Abschnitt kritisch diskutiert und ein Ausblick für weitere Forschung gegeben.

2 Stand der Forschung

Untersuchungen zu interethnischen Freundschaften in der Adoleszenz sind vergleichsweise rar. Eine Systematisierung des Kenntnisstands nach den Dimen-

sionen Entstehung, Gestalt und Auswirkungen interethnischer Beziehungen ermöglicht einen sortierten Einblick in das, was bereits bekannt ist.

Entstehung interethnischer Freundschaften. Lange herrschte die Ansicht vor, dass interethnische Freundschaften selten sind, weil die soziale Distanz zwischen Angehörigen unterschiedlicher Ethnien zu groß sei (*Ibaidi/Rauh* 1984). Gleiche nationale und/oder ethnische Herkunft galten als wichtigstes Hemmnis für den Aufbau ethnienübergreifender Beziehungen (*Hartup* 1993). Mittlerweile stellt sich heraus, dass die heutige Jugendgeneration eine deutlich höhere Wahrscheinlichkeit eines anderethnischen Freundes besitzt als deren Elterngeneration (*Schrader/Nikles/Griese* 1979; *Esser* 1991; *Haug* 2003; *Reinders/Mangold* 2005). Insbesondere Jugendliche an Hauptschulen in urbanen Regionen weisen mittlerweile eine Quote von knapp unter 40 Prozent interethnischer Freundschaften auf (*Reinders* 2003). Die zunehmende Zahl an Migranten in westlichen Industrienationen und deren Bündelung in unteren Bildungsgängen haben dazu geführt, dass zum einen die Verfügbarkeit anderethnischer Peers als potenzielle Freunde gestiegen ist. Zum anderen fällt die vermutete soziale Distanz unter Jugendlichen deutlich geringer aus als erwartet (*Merckens* 2003).

Vielmehr haben Jugendliche „gute Gründe“, Freundschaften nicht nur innerhalb der gleichen Ethnie zu bilden, sondern sich auch „anderweitig umzuschauen“. Allgemein ist dies der Fall, wenn der Nutzen einer solchen Freundschaft die Kosten übersteigt (*Esser* 1991). Geringer werdende sprachliche Barrieren mindern die Kosten und die Ausbildung eines bspw. deutsch-türkischen Ethnolekts, der als Ausdruck jugendkultureller Stilbildung dient, erhöhen den Nutzen solcher Beziehungen. Es ist insbesondere das jugendkulturelle Moment, welches als hoher Nutzen interethnischer Freundschaften bilanziert wird. Durch Freunde einer anderen Kultur ist es Jugendlichen möglich, die Abgrenzung von den eigenen Eltern zu maximieren und eine Jugendkultur zu entwickeln und zu etablieren, die die kulturellen Vorstellungen der Eltern kontrastiert. So kann gezeigt werden, dass interethnische Freundschaften entstehen, wenn Jugendliche großen Wert auf eine Distanz zur älteren Generation legen und ihre Freizeit in öffentlichen Räumen jenseits der sozialen Kontrolle Erwachsener verbringen (*Reinders* 2004a; *Weller* 2003). Hiermit hängt zusammen, dass die Betonung des jugendlich-Seins und die Nicht-Betonung der nationalen Identität die Entstehung interethnischer Beziehungen deutlich begünstigt (*Reinders* 2004b).

Ein bedeutender Prädiktor für die Entstehung sind schließlich Merkmale der von Jugendlichen besuchten Schule, genauer der Schulklasse. Mit höherem Anteil von Migranten-Jugendlichen steigt auch die Wahrscheinlichkeit interethnischer Beziehungen unter den Schülern. Ferner begünstigen ein Klima der kulturellen Offenheit und der Ablehnung ethnischer Segregation die Entstehung von Kontakten und in der Folge von Freundschaften (*Greb* 2005; *Hamm/Brown/Heck* 2005).

Insgesamt deuten jüngere Studien an, dass die vormaligen Kosten interethnischer Freundschaften sich sukzessive in einen von Jugendlichen empfundenen Nutzen verwandeln, interethnische Kontakte von Generation zu Generation durch steigenden schulischen Kontakt zunehmen und vor allem der jugendkulturelle Anregungsgehalt gemischtethnischer Konstellationen die Entstehung interethnischer Peer-Beziehungen begünstigt.

Gestalt interethnischer Freundschaften. Eine Voraussetzung für vergleichbar positive Effekte von inter- und intraethnischen Freundschaften ist eine ähnlich hohe Qualität der Beziehung. Erst wenn in interethnischen Beziehungen Merkmale von Freundschaften wie Reziprozität, Symmetrie und Freiwilligkeit realisiert sind, sollten sie entwicklungsfördernden Charakter besitzen. Die wenigen Studien hierzu deuten an, dass dies der Fall ist. *Reinders/Mangold* (vgl. 2005) finden weder bei Jugendlichen deutscher, türkischer noch italienischer Herkunft markante Unterschiede in der Qualität intra- und interethnischer Freundschaften. *Ramachers* (vgl. 1996) konstatiert für interethnische Peer-Beziehungen Jugendlicher ein ähnlich geringes Konfliktpotenzial wie in intraethnischen Konstellationen. *Nicholson* (vgl. 2002) findet bei US-amerikanischen Jugendlichen gar, dass die Intimität in Freundschaften zwischen Jugendlichen afro-amerikanischer und kaukasischer Herkunft höher ist als jene innerhalb der Ethnien. Vergleichbares findet auch *Eisikovits* (vgl. 2000) für russische Immigranten in Israel. Lediglich *Wong* (vgl. 1998) konstatiert mehr Konflikte und eine höhere Delinquenzrate bei interethnischen Peer-Groups.

Insgesamt sprechen die derzeitigen, wenigen Untersuchungen dafür, dass sich die Gestalt inter- und intraethnischer Freundschaften nicht unterscheiden. Somit kann begründet vermutet werden, dass interethnische Freundschaften die notwendigen Merkmale aufweisen, um positive Einflüsse auf jugendliche Entwicklung auszuüben.

Auswirkungen interethnischer Freundschaften. Sehr viel umfassender ist die Informationslage zu den Auswirkungen von Freundschaften zwischen Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft. In Anlehnung an die Kontakthypothese von *Allport* (vgl. 1971) sowie die „Social Identity Theory“ (*Tajfel* 1982) wurden zahlreiche Untersuchungen darüber durchgeführt, wie sich interethnische Kontakte auf Vorurteile und Fremdenfeindlichkeit ausüben (zusf. *Reinders* 2004c). Generell lässt die Meta-Analyse von *Pettigrew/Tropp* (vgl. 2000) den Schluss zu, dass Kontakte zu Mitgliedern anderer Ethnien oder kulturellen Gruppen das Ausmaß an Vorurteilen gegenüber diesen Gruppen reduzieren. Allerdings fallen die Effekte eher moderat aus und diverse Studien verdeutlichen, dass auch kontraproduktive Phänomene bei interethnischen Kontakten auftreten können (vgl. *Fritzsche/Wiezorek* in diesem Heft). Deshalb findet sich bereits bei *Pettigrew* (vgl. 1998) der Hinweis, dass nicht jede Form des Kontakts Vorurteile mindert. Vielmehr seien vor allem Freundschaften hierzu geeignet. Tatsächlich ergeben querschnittliche Analysen, dass Jugendliche mit interethnischen Freunden ein geringeres Maß an Ausländerdiffamierung, Vorurteilen und Fremdenfeindlichkeit berichten als solche in intraethnischen Beziehungen (*Greb* 2005; *Masson/Verkuyten* 1993; *Reinders* 2003, 2004b; *Silbereisen/Schmitt-Rodermund* 1995). Längsschnittliche Analysen darüber, wie sich dauerhafte Beziehungen auf die kulturelle Offenheit Jugendlicher auswirken, stehen derzeit aus.

Insgesamt existieren eine Reihe von Studien zu interethnischen Kontakten bei Erwachsenen, jedoch nur sehr wenige für das Jugendalter. Soweit derzeit ersichtlich, gehen mit gemischt ethnischen Freundschaften positive Merkmale wie kulturelle Offenheit und geringe Fremdenfeindlichkeit einher. Ein deutliches

Defizit ist darin zu sehen, dass bis dato keine Befunde vorliegen, die sich mit Merkmalen interethnischer Freundschaften über die Zeit beschäftigen.

3 Theoretischer Ansatz

Den theoretischen Ausgangspunkt bildet das Konzept der Ko-Kulturation (Reinders/Mangold/Greb 2005). Die Grundidee ist, dass Jugendliche in einer zunehmend multikulturellen Gesellschaft aufwachsen, die an Eindeutigkeit verliert. Deshalb greifen Vorstellungen von akkulturierten Migranten-Jugendlichen (Integration in die Aufnahmegesellschaft) und enkulturierten Majoritätsjugendlichen (Sozialisation in die eigene Mehrheitskultur) nicht mehr ausschließlich. So existieren Wohnquartiere und Schulen, in denen der Anteil an Migranten-Jugendlichen bis zu 80 Prozent und mehr beträgt. Gerade in urbanen Regionen und in unteren Bildungsgängen verlieren sich die Grenzen von Majoritäts- und Minoritätskultur. Jugendliche in solchen Settings stehen vor der Aufgabe, die kulturellen Vorstellungen auszuhandeln und ethnienübergreifend ein Set von als gültig erachteten Werten zu entwickeln. Durch den hohen Anteil an Migranten-Jugendlichen gilt informell nicht mehr der Anspruch einer primär gültigen Kultur, da Peer-Beziehungen prinzipiell symmetrisch sind. Im Prozess der sozialen Ko-Konstruktion (Youniss 1980) generieren Jugendliche in ethnisch gemischten Umwelten eigene kulturelle Werte („Ko-Kulturation“). Dieser Prozess wird insbesondere in interethnischen Freundschaften stattfinden, weil sie eine besonders intensive Form der Peer-Beziehung darstellen.

Die Entstehung, Gestalt und die Auswirkungen interethnischer Freundschaften als spezielle Form der Ko-Kulturation wird theoretisch mit dem Konzept des „moving“ (Aufsuchen bestimmter Sozialräume), des „meeting“ (Treffen von Peers in diesen Sozialräumen), des „mating“ (Schließen von Freundschaften) und des „outcome“ (Auswirkungen der Freundschaft) gefasst (vgl. Verbrugge 1977; Reinders 2004a).

Moving und meeting als Entstehungsfaktoren. Das zentrale Motiv für die Entstehung interethnischer Freundschaften ist die Distanz Jugendlicher zu den Vorstellungen und Werten der Erwachsenengeneration. Heranwachsende mit dem Interesse, sich von diesen Werten zu distanzieren sind bestrebt, Freundschaften mit Jugendlichen zu schließen, die über kulturelle Werte mit möglichst großer Distanz zu denen der Eltern verfügen. Damit einher geht, dass diese Jugendlichen ihre soziale Identität stärker aus dem Bewusstsein ziehen, Jugendliche und nicht so sehr deutsch oder türkisch etc. zu sein. Das heißt, die generationale Identität („Ich bin ein Jugendlicher“) überlagert jene der nationalen Identität („Ich bin ein Deutscher“) (Reinders 2004b). Das Interesse an der Distanz zu Erwachsenen und die generationale Identität führen dazu, dass solche Jugendliche verstärkt öffentliche Sozialräume aufsuchen, in denen eine geringe Kontrolle durch Erwachsene besteht und in denen sie ihre eigenen kulturellen Vorstellungen zum Ausdruck bringen können (Böhnisch/Münchmeier 1990). Beispiele solcher öffentlichen Sozialräume sind Straßen, Plätze oder Parks,

Bushaltestellen oder Sportplätze, aber auch Jugendzentren oder Cafés und Kneipen (vgl. *Noack* 1990; *Reinders/Bergs-Winkels/Butz/Classen* 2001). „Moving“ als Entstehungsfaktor bedeutet demnach, dass Jugendliche gezielt Sozialräume aufsuchen, in denen sie Jugendliche anderer ethnischer Herkunft antreffen.

Öffentliche Sozialräume werden auf diese Weise zum Treffpunkt für Jugendliche unterschiedlicher Herkunft. Es kommt hierdurch zum „meeting“, zum Treffen anderer Jugendlicher, die ebenfalls das Interesse haben, sich von Erwachsenen zu distanzieren und ihre generationale Identität stärker als die nationale betonen. Erst durch dieses Aufeinandertreffen in Form von interethnischen Kontakten besteht die Möglichkeit für Jugendliche, aus diesen Kontaktpartnern solche Peers auszuwählen, mit denen sie eine Freundschaft eingehen wollen.

Insgesamt werden als Entstehungsbedingungen interethnischer Freundschaften die Sozialraumorientierung („moving“) und die in den Sozialräumen entstehenden interethnischen Kontakte („meeting“) angesehen.

Beziehungsqualität als Indikator für mating. Unter „mating“ wird, wie benannt, das Schließen einer Freundschaft verstanden. Interessens- und Aktivitätsgleichheit, wechselseitige Sympathie und die Möglichkeit, andere als die eigenen kulturellen Werte kennen zu lernen und dadurch die Distanz zu Erwachsenen zu etablieren, stellen die wesentlichen Nutzenfaktoren für eine interethnische Freundschaft dar. Dem stehen Kosten der durch kulturelle Verschiedenheit entstehenden Probleme, evtl. auch Sprachbarrieren und der tendenziell auf öffentliche Sozialräume begrenzte Aktivitätsradius gegenüber. Gemäß des Ansatzes von *Esser* (vgl. 1991) sollten aber einmal geschlossene interethnische Freundschaften, als Ausdruck höheren Nutzens, über die gleiche Beziehungsqualität verfügen wie intraethnische Freundschaften. Wenn Jugendliche die Erwartung haben, dass der Nutzen die Kosten übersteigt und diese Erwartung in der Freundschaft bestätigt wird, sollten interethnische Freundschaften von ebenfalls hoher Qualität sein wie intraethnische Beziehungen.

Daraus folgt, dass keine Unterschiede in der Beziehungsqualität von intra- und interethnischen Freundschaften erwartet werden.

Kulturelle Offenheit und Segregationsvorstellungen als outcome. Die vergleichbar hohe Freundschaftsqualität lässt sodann erwarten, dass auch interethnische Freundschaften einen entwicklungsförderlichen „outcome“ mit sich bringen. Darüber hinaus wird ein im Vergleich zu intraethnischen Freundschaften zusätzlicher „outcome“ erwartet. In Anlehnung an die Kontakthypothese von *Allport* (vgl. 1971) sollten Beziehungen zwischen Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft dazu beitragen, dass Vorurteile gemindert und die kulturelle Offenheit erhöht wird. Diese allgemeine Hypothese wird weiter spezifiziert, indem argumentiert wird, dass zwischen den in Kontakt tretenden Personen Statusgleichheit und Interessengleichheit einerseits sowie Freiwilligkeit des Kontakts und ein besonderes Maß an Vertrautheit andererseits bestehen muss, damit Vorurteile reduziert werden (zuf. *Hewstone/Brown* 1986). *Pettigrew* (vgl. 1998) hat darauf verwiesen, dass insbesondere Freundschaften diese vier Bedingungen erfüllen. So basieren Freundschaften auf freiwilliger Basis, bringen ein höheres Maß an Vertrautheit mit sich als Bekanntschaften oder zufällige Kontakte und sind motiviert durch gemeinsame Interessen der Freunde sowie der zwischen

den Interaktionspartnern herrschenden Symmetrie (Krappmann 1998; Youniss 1980). Demzufolge wird erwartet, dass interethnische Freundschaften zu einer erhöhten kulturellen Offenheit und geringeren Betonung ethnischer Segregation führen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Jugendliche mit interethnischen Freundschaften häufiger Sozialräume aufsuchen, in denen sie auch überdurchschnittlich oft andersethnische Peers treffen. Dort werden interethnische Freundschaften geschlossen, deren Qualität sich nicht von intraethnischen Freundschaften unterscheidet, jedoch im Gegensatz zu letzteren förderlich für die Entwicklung kultureller Offenheit ist. Diese Annahmen werden im Folgenden empirisch geprüft.

4 Die Studie

Die vorliegende Studie entstand im Rahmen des DFG-Projekts „Freundschaftsbeziehungen in interethnischen Netzwerken“ und befasst sich mit dem Vergleich von intra- und interethnischen Freundschaften im Jugendalter. Hierzu wurde im Winter 2003/04 sowie im Winter 2004/05 eine Längsschnittstudie bei jugendlichen Hauptschülern mittels standardisiertem Fragebogen durchgeführt. Hauptschulen wurden gewählt, weil hier der höchste Anteil an Jugendlichen nicht-deutscher Herkunftssprache anzutreffen ist und somit die Identifikation interethnischer Freundschaften in ausreichendem Maße gewährleistet ist.

4.1 Stichprobe

Die Längsschnittstichprobe umfasst insgesamt 237 Schuljugendliche deutscher Herkunftssprache (48,5% Mädchen), die zum ersten Messzeitpunkt im Durchschnitt 13,5 und zum zweiten Messzeitpunkt 14,5 Jahre alt waren (SD jeweils 0,98). Bei der ersten Befragung besuchten die Jugendlichen die siebte und achte Klasse, bei der zweiten Befragung folglich die achte und neunte Jahrgangsstufe.

4.2 Messinstrumente

Nachfolgend werden die verwendeten Messinstrumente knapp skizziert. Für eine ausführliche Darstellung wird auf die Dokumentation der Längsschnittdaten in *Reinders/Mangold/Varadi* (2005) verwiesen.

Interethnische Freundschaft. Zur Bestimmung der ethnischen Komposition der Freundschaft wurden die Jugendlichen zu Beginn des Fragebogens gebeten, ihre drei besten Freunde zu nennen. Aus der ethnischen Herkunft des ersten Freundes wurde die Art der Freundschaft bestimmt. War der genannte Freund in der Stichprobe enthalten, wurde aus dessen Fragebogen seine Herkunft bestimmt. Um eine interethnische Freundschaft handelt es sich, wenn der genannte Freund nicht-deutscher Herkunftssprache war, um eine intraethnische, wenn der ge-

nannte Freund ebenfalls deutscher Herkunft war. Da diese Abfrage zu beiden Messzeitpunkten erfolgte, können aus diesen Informationen vier Gruppen gebildet werden: (a) eine stabil intraethnische, (b) eine stabil interethnische, (c) einen Wechsel von einer inter- zu einer intraethnischen Freundschaft und (d) einen Wechsel von einer intra- zu einer interethnischen Freundschaft.

*Tabelle 1: Häufigkeitsverteilung der ethnischen Freundschaftskompositionen**

	Stabil intraethnisch	Stabil interethnisch	Intra- zu interethnisch	Inter- zu intraethnisch
N	84	55	26	30
%	35,4	23,2	11,0	12,7

*An der Gesamtstichprobe fehlende Fälle sind ohne zuzuordnende Freundesnennungen.

Die in Tabelle 1 dargestellten Häufigkeitsverteilungen zeigen an, dass mit 35 Prozent am häufigsten stabil intraethnische Freundschaften auftreten und knapp ein Viertel der Jugendlichen eine stabil interethnische Beziehung aufweist. Elf Prozent der Befragten wechseln im Zeitraum von einem Jahr von einem deutschen zu einem nicht-deutschen Freund. Bei den verbleibenden 12,7 Prozent verhält es sich umgekehrt. Mädchen und Jungen verteilen sich gleichermaßen auf die vier Typen ($\chi^2 = 2,00$; $df = 3$; n.s.) und auch das Alter der Jugendlichen in den vier Gruppen unterscheidet sich nicht signifikant ($F = 1,15$; $df = 3$; n.s.).

Sozialraumorientierung. Das Ausmaß, in dem die befragten Jugendlichen ihre Freizeit in öffentlichen Räumen verbringen, wurde über eine Skala mit vier Items erfasst. Die Jugendlichen wurden bspw. gefragt, wie häufig sie ihre Freizeit auf Straßen, Plätzen oder in Parks verbringen (Antwortformat: 1-Nie bis 4-Sehr häufig). Die Reliabilitäten sind mit einem Cronbachs α von 0,58 resp. 0,54 zufriedenstellend. Es ergibt sich für den ersten wie den zweiten Messzeitpunkt ein Mittelwert von 2,6 ($SD_{MZP I} = 0,58$; $SD_{MZP II} = 0,57$). Die Jugendlichen berichten demnach in stabilem und moderatem Maß, öffentliche Sozialräume für ihre Freizeitgestaltung zu nutzen.

Interethnische Kontakte. Die Häufigkeit interethnischer Kontakte wurde mit sechs Items erfasst, bei denen danach gefragt wurde, wie häufig Jugendliche in ihrer Freizeit und an welchen Orten sie andersethnische Peers treffen (Antwortformat: 1-Nie bis 4-Sehr häufig). Diese Skala erweist sich mit $\alpha = 0,89$ zum ersten und $\alpha = 0,91$ zum zweiten Messzeitpunkt als sehr zuverlässig. Die Häufigkeit interethnischer Kontakte steigt von 2,8 auf 2,9 leicht an (SD jeweils 0,90). Jedoch erweist sich dieser Anstieg als nicht signifikant.

Freundschaftsqualität. Die erlebte Qualität der Freundschaft wurde mit sieben Items erhoben. Hierzu gehören Items wie: „Ich bin mir sicher, dass die Freundschaft zu meinem/er Freund/in halten wird. Egal, was passiert“ (Antwortformat: 1-Stimmt nicht bis 4-Stimmt völlig). Bei der sehr zuverlässigen Skala ($\alpha = 0,86$ resp. 0,85) zeigt sich eine stabil hohe Zustimmung zur Qualität der Freundschaftsbeziehung. Zu beiden Messzeitpunkten beträgt der Mittelwert 3,3 mit einer Standardabweichung von 0,66.

Kulturelle Offenheit. Inwieweit die Jugendlichen offen gegenüber anderen Kulturen sind, wurde durch sechs Items erfragt (Bsp.: „Ich verbringe meine Freizeit gerne mit Jugendlichen aus anderen Kulturen.“; 1-Stimmt nicht bis 4-Stimmt völlig; $\alpha_{MZP I} = 0,81$; $\alpha_{MZP II} = 0,84$). Auch bei diesem Konstrukt ergibt sich mit einem Mittelwert von 3,2 eine hohe, stabile Zustimmung der Jugendlichen (SD jeweils 0,70).

Ethno-Segregation. Quasi das Gegenstück zur kulturellen Offenheit stellt die Ethno-Segregation dar. Mit diesem aus vier Items bestehenden Konstrukt wird erfasst, inwieweit die Jugendlichen der Ansicht sind, dass Personen unterschiedlicher Herkunft keinen Kontakt zueinander haben sollten, weil Ausländern nicht zu trauen sei (Bsp.: „Menschen aus anderen Ländern kann man nicht vertrauen.“; 1-Stimmt nicht bis 4-Stimmt völlig; $\alpha_{MZP I} = 0,79$; $\alpha_{MZP II} = 0,84$). Die Zustimmung der Jugendlichen zu dieser Skala ist mit einer mittleren Ausprägung von 1,9 zum ersten Messzeitpunkt sehr gering und sinkt zum zweiten Messzeitpunkt auf 1,8 ab (SD jeweils 0,80).

4.3 Auswertungsschritte

Bei der Auswertung der Daten werden zwei Arbeitsschritte vorgenommen. Zum einen werden die mittleren Ausprägungen der Variablen Sozialraumorientierung, Kontakthäufigkeit, Freundschaftsqualität, kulturelle Offenheit und Ethno-Segregation zwischen den vier Gruppen von Freundschaftsverläufen mittels Varianzanalysen verglichen. Zum anderen wird mittels t-Test für abhängige Stichproben untersucht, ob sich innerhalb dieser vier Gruppen unterschiedliche Verläufe der betrachteten Variablen ergeben.

5 Ergebnisse

Die Ergebnisse werden gemäß der Dreiteilung von Entstehung, Gestalt und Auswirkungen interethnischer Freundschaften dargestellt.

Entstehung. Zunächst wird untersucht, wie sich die vier Gruppen hinsichtlich der Entstehungsbedingungen unterscheiden. Dabei zeigt sich für die Sozialraumorientierung der Jugendlichen, dass signifikante Unterschiede zwischen den vier Gruppen bestehen (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Ausprägungen der Sozialraumorientierung nach ethnischer Komposition der Freundschaft

	Messzeitpunkt I		Messzeitpunkt II		t-Wert	R
	M	SD	M	SD		
Stabil intra-ethnisch	2,5	0,60	2,5	0,55	0,59 ^{n.s.}	0,55***
Stabil inter-ethnisch	2,8	0,48	2,8	0,51	0,32 ^{n.s.}	0,54***
Intra- zu inter-ethnisch	2,4	0,42	2,7	0,50	3,27**	0,67***
Inter- zu intra-ethnisch	2,8	0,65	2,6	0,65	1,71 ⁺	0,63***
F-Wert	5,70**		4,57*			
Erklärte Varianz	8,5%		6,8%			

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$; ⁺ $p < .10$; n.s. – Nicht signifikant

Zu beiden Messzeitpunkten sind es die Jugendlichen mit einer stabil interethnischen Freundschaft, die eine höhere Sozialraumorientierung als Jugendliche mit stabil intraethnischer Beziehung aufweisen. Ferner fällt auf, dass Jugendliche, die zum ersten Messzeitpunkt eine intraethnische Freundschaft berichten, generell eine geringere Sozialraumorientierung zeigen. Die beiden Gruppen mit einer interethnischen Freundschaft liegen mit einem Mittelwert von 2,8 deutlich darüber. Weniger stark fallen die Unterschiede hingegen zum zweiten Messzeitpunkt aus. Mit jeweils um sieben ($F = 5,70^{***}$) bzw. knapp neun Prozent ($F = 4,57^*$) aufgeklärter Varianz kann die Gruppenzugehörigkeit dennoch einen erheblichen Teil der Unterschiede bei der Sozialraumorientierung erklären.

Sodann ergeben sich innerhalb der vier Gruppen unterschiedliche Verläufe. Bei den beiden Gruppen mit stabil intra- bzw. interethnischer Freundschaft zeigt sich für die Sozialraumorientierung keine Veränderung (t jeweils nicht signifikant). Bei Jugendlichen, die über die Zeit von einer intra- zu einer interethnischen Freundschaft wechseln, steigt auch die Sozialraumorientierung an ($t = 3,27^{**}$). Umgekehrt sinkt die Sozialraumorientierung bei Jugendlichen, die bei der ersten Befragung einen anderethnischen Freund hatten und bei der zweiten Befragung einen deutschen Freund nennen ($t = 1,71^+$). Trotz der in allen vier Gruppen hohen intraindividuellen Stabilität (Pearsons $R > 0,54$) lassen sich demnach deutliche Muster erkennen. Wer zu einer interethnischen Freundschaft wechselt, intensiviert auch die Freizeitaktivitäten in öffentlichen Sozialräumen. Der umgekehrte Effekt findet (wenn auch nur schwach signifikant) statt, wenn aus einer inter- eine intraethnische Freundschaft wird.

Die Befunde zeigen insgesamt an, dass die Sozialraumorientierung Jugendlicher einher geht mit der ethnischen Komposition der Freundschaft. Das Muster bei den wechselnden Gruppen deutet zudem an, dass eine Intensivierung bzw. Abschwächung der Sozialraumorientierung zu einer theoretisch erwarteten Ethnizität des Freundes führt.

In der Tendenz gilt dieser Befund auch für die Häufigkeit interethnischer Kontakte. Generell zeigt sich, dass deutliche Unterschiede zwischen den vier Gruppen bestehen. Sowohl zum ersten ($F = 10,22^{***}$) als auch zum zweiten Messzeitpunkt ($F = 11,58^{***}$) berichten Jugendliche mit interethnischem Freund auch deutlich häufigere interethnische Kontakte (vgl. *Tabelle 3*).

Tabelle 3: Ausprägungen der Häufigkeit interethnischer Kontakte nach ethnischer Komposition der Freundschaft

	Messzeitpunkt I		Messzeitpunkt II		t-Wert	R
	M	SD	M	SD		
Stabil intra-ethnisch	2,5	0,92	2,5	0,90	0,07 ^{n.s.}	0,46 ^{***}
Stabil inter-ethnisch	3,3	0,57	3,3	0,57	-0,21 ^{n.s.}	0,38 ^{**}
Intra- zu inter-ethnisch	3,0	0,68	3,2	0,76	-1,55 ^{n.s.}	0,16 ^{n.s.}
Inter- zu intra-ethnisch	2,9	0,86	2,7	0,92	1,05 ^{n.s.}	0,18 ^{n.s.}
F-Wert	10,22 ^{***}		11,58			
Erklärte Varianz	14,2%		15,9%			

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$; + $p < .10$; n.s. – Nicht signifikant

Lediglich die Gruppe mit einem Wechsel von intra- zu interethnischen Freunden berichtet zum ersten Messzeitpunkt eine ähnlich hohe Kontakthäufigkeit wie Jugendliche mit einem Wechsel von inter- zu intraethnisch. Zu beiden Messzeitpunkt kann mit über 14 Prozent ein erheblicher Anteil der auftretenden Variationen durch die Gruppenzugehörigkeit erklärt werden.

Innerhalb der vier Gruppen ergeben sich über die Zeit keine Veränderungen für die stabilen Gruppen (t jeweils nicht signifikant) und nur tendenzielle Unterschiede bei den instabilen Gruppen. Jugendliche, die von einer intra- zu einer interethnischen Freundschaft wechseln, berichten zum zweiten Messzeitpunkt auch eine leicht höhere interethnische Kontakthäufigkeit ($t = -1,55$), wohingegen bei der anderen Gruppe eine Abnahme zu verzeichnen ist ($t = 1,05$). Gleichzeitig ergeben sich für die beiden instabilen Gruppen keine signifikanten Korrelationen. Das bedeutet, dass das Ausmaß interethnischer Kontakte über die Zeit zufällig variiert. Dies deutet trotz der nicht signifikanten Veränderungen an, dass mit einem Wechsel der Freundschaftsbeziehung einher geht, wie häufig sich die Jugendlichen mit anderethnischen Peers treffen. Aufgrund des geringen Umfangs dieser beiden Gruppen müssen diese Veränderungen jedoch zurückhaltend interpretiert werden.

Festzuhalten bleibt insgesamt, dass sich vor allem Jugendliche mit stabil interethnischen von solchen mit stabil intraethnischen Freundschaften unterscheiden. Erstere weisen eine höhere Sozialraumorientierung auf und berichten deutlich häufigere interethnische Kontakte in ihrer Freizeit. Für Jugendliche mit wechselnden ethnischen Kompositionen zeigt sich in der Tendenz, dass diese Wechsel ein Korrelat der Sozialraumorientierung und der Kontakthäufigkeit darstellen.

Gestalt. Wie erwartet ergeben sich bei der Freundschaftsqualität keine Unterschiede zwischen den vier Gruppen (F jeweils nicht signifikant). Welche Ethnizität der Freund hat oder ob diese über die Zeit wechselt hat demnach keine Auswirkungen darauf, wie gut die Qualität der Beziehung erlebt wird (vgl. *Tabelle 4*).

Tabelle 4: Ausprägungen der Freundschaftsqualität nach ethnischer Komposition der Freundschaft

	Messzeitpunkt I		Messzeitpunkt II		t-Wert	R
	M	SD	M	SD		
Stabil intra-ethnisch	3,3	0,62	3,3	0,64	-0,38 ^{n.s.}	0,56***
Stabil inter-ethnisch	3,3	0,64	3,5	0,55	1,35 ^{n.s.}	0,42**
Intra- zu inter-ethnisch	3,3	0,62	3,3	0,73	0,27 ^{n.s.}	0,26 ^{n.s.}
Inter- zu intra-ethnisch	3,2	0,75	3,2	0,60	0,19 ^{n.s.}	0,29 ^{n.s.}
F-Wert	0,43 ^{n.s.}		1,37 ^{n.s.}			
Erklärte Varianz	0,7%		2,1%			

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$; + $p < .10$; n.s. – Nicht signifikant

Allerdings ergeben sich interessante Unterschiede zwischen den stabilen und instabilen Gruppen. Während bei den stabilen Gruppen signifikante Korrelationen über die Zeit bestehen, ist dies bei den instabilen Gruppen nicht der Fall. Das bedeutet, dass die Freundschaftsqualität zum zweiten Messzeitpunkt bei instabilen Freundeswahlen in keinem systematischen Zusammenhang zur Qualität der vorherigen Beziehung steht. Dies ist auf den Wechsel des Freundes zurückzuführen und der damit verbundenen Möglichkeit, von einer Freundschaft mit geringer Qualität zu einer mit besserer Qualität zu wechseln und umgekehrt.

Schließlich zeigt sich von der Tendenz her bei den stabil interethnischen Freundschaften ein interessanter Anstieg der Freundschaftsqualität. Dieser erweist sich ebenfalls als nicht signifikant, lässt aber vermuten, dass die Freundschaftsqualität in interethnischen Freundschaften steigt, wenn diese über einen längerem Zeitraum hinweg gepflegt werden. Insgesamt ergeben die Befunde zur Gestalt, dass interethnische Freundschaften eine ähnlich gute Beziehungsqualität wie intraethnische Freundschaften aufweisen. Anzeichen sprechen sogar dafür, dass die Freundschaftsqualität bei interethnischen Dyaden tendenziell ansteigt.

Auswirkungen. Bei den Auswirkungen interethnischer Freundschaften stehen die kulturelle Offenheit und die Einstellung zur ethnischen Segregation im Mittelpunkt. Für beide Konstrukte ergeben sich zum einen Differenzen zwischen den vier Gruppen. Zum anderen lassen sich tendenziell Veränderungen über die Zeit nachweisen. So findet sich beim Ausmaß kultureller Offenheit, dass Jugendliche mit stabil interethnische Freundschaft die höchste kulturelle Offenheit aufweisen und Jugendliche mit stabil intraethnischer Beziehung die geringste. Die beiden instabilen Subgruppen liegen jeweils zwischen diesen beiden Extremen (vgl. Tabelle 5).

Tabelle 5: Ausprägungen der kulturellen Offenheit nach ethnischer Komposition der Freundschaft

	Messzeitpunkt I		Messzeitpunkt II		t-Wert	R
	M	SD	M	SD		
Stabil intra-ethnisch	3,0	0,75	3,1	0,76	-0,80 ^{n.s.}	0,59***
Stabil inter-ethnisch	3,5	0,50	3,7	0,49	-1,75 ⁺	0,49**
Intra- zu inter-ethnisch	3,3	0,62	3,3	0,66	0,29 ^{n.s.}	0,42**
Inter- zu intra-ethnisch	3,1	0,70	3,1	0,69	0,27 ^{n.s.}	0,42**
F-Wert	6,39***		4,24**			
Erklärte Varianz	9,4%		6,4%			

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$; + $p < .10$; n.s. – Nicht signifikant

Zu beiden Messzeitpunkt kann demnach durch die Freundschaftsvarianten das Ausmaß der kulturellen Offenheit vorhergesagt werden. Mit 9,4% zum ersten ($F = 6,39^{***}$) und 6,4% ($F = 4,24^{**}$) Prozent aufgeklärter Varianz zum zweiten Messzeitpunkt nimmt dieser Effekt jedoch leicht ab. Innerhalb der vier Gruppen ergeben sich eher stabile Verläufe. Lediglich bei Jugendlichen mit dauerhaft anderethnischem Freund findet ein schwach signifikanter Anstieg der kulturellen Offenheit statt ($t = -1,75^+$). Dieser Befund ist von besonderem Interesse, deutet er doch an, dass mit zunehmender Dauer interethnischer Freundschaften die Offenheit gegenüber anderen Kulturen wächst.

Ein ähnlicher Befund ist für das Ausmaß der Ethno-Segregation zu verzeichnen. Zwar fallen die Differenzen zwischen den vier Gruppen bei der ersten Befragung nur schwach aus ($F = 2,37^+$) und erweisen sich bei der zweiten Welle nur auf dem 5%-Niveau als signifikant ($F = 3,22^*$). Auch die aufgeklärte Varianz spricht mit 3,7% resp. 4,9% nicht für starke Unterschiede zwischen den vier Gruppen (vgl. *Tabelle 6*).

Tabelle 6: Ausprägungen der Ethno-Segregation nach ethnischer Komposition der Freundschaft

	Messzeitpunkt I		Messzeitpunkt II		t-Wert	R
	M	SD	M	SD		
Stabil intra-ethnisch	1,9	0,84	1,9	0,88	0,34 ^{n.s.}	0,47 ^{***}
Stabil inter-ethnisch	1,7	0,71	1,4	0,60	1,87 ⁺	0,38 ^{**}
Intra- zu inter-ethnisch	1,7	0,68	1,7	0,86	0,43 ^{n.s.}	0,60 ^{**}
Inter- zu intra-ethnisch	2,1	0,86	2,0	0,86	0,93 ^{n.s.}	0,63 ^{***}
F-Wert	2,37 ⁺		3,22 [*]			
Erklärte Varianz	3,7%		4,9%			

*** $p < .001$; ** $p < .01$; * $p < .05$; + $p < .10$; n.s. – Nicht signifikant

Allerdings zeigt sich mit einem Abfall von 0,3 Skaleneinheiten in der Gruppe stabil interethnischer Freundschaften eine vom Niveau her deutliche Abnahme der Ethno-Segregation ($t = 1,87^+$). Auch hier ist der Befund mit einer 10-prozentigen Irrtumswahrscheinlichkeit behaftet, weshalb es einer Replikation in größeren Stichproben bedarf. Jedoch entspricht dieser Befund dem Trend der kulturellen Offenheit. Im Verlauf stabil interethnischer Freundschaften lehnen Jugendliche mehr und mehr die Einstellung ab, dass Menschen unterschiedlicher Herkunft nicht in Austausch miteinander treten sollten.

Insgesamt sprechen die Ergebnisse zu den Auswirkungen dafür, dass mit der Fortdauer interethnischer Freundschaften die kulturelle Offenheit Jugendlicher steigt und ihre Vorstellungen von ethnischer Segregation abnehmen. Gleichzeitig verfügen Jugendliche mit interethnischer Freundschaft im Mittel über ein höheres Eingangsniveau der kulturellen Offenheit und einer leicht geringeren Tendenz zur Ethno-Segregation. Die vorgeschlagene Interpretation ist, dass hier Selektions- und Sozialisationsprozesse interethnischer Freundschaften zum Ausdruck kommen. Dies wird in die abschließende Diskussion einbezogen.

6 Diskussion und Ausblick

In diesem Beitrag wurden die Entstehungsfaktoren, die Gestalt und die Auswirkungen inter- im Vergleich zu intraethnischen Freundschaften betrachtet. Die theoretische Basis hierfür bildete das Konzept der Ko-Kulturation. Dieses besagt, dass Jugendliche in symmetrischen Peer-Beziehungen kulturelle Werte gleichberechtigt aushandeln und auf diese Weise die Definitionsmacht von Majoritätsvorstellungen suspendieren. Ko-Kulturation wird dabei als Prozess aus Entstehung („moving“ und „meeting“), Etablierung von Freundschaften („making“) und deren Auswirkungen („outcome“) konzipiert. Es wurde postuliert, dass Jugendliche mit dem Bestreben einer Distanzierung von Erwachsenen verstärkt Sozialräume für die Freizeitgestaltung nutzen, um dort auf andersethnische Peers zu treffen, die eine hohe (kulturelle) Distanz zu der älteren Generation ermöglichen. Bei in diesem Kontext geschlossenen interethnischen Freundschaften sollte die Beziehungsqualität nicht schlechter ausfallen als bei intraethnischen Beziehungen, weil der erlebte Nutzen die Kosten solcher Freundschaften überwiegt. Als Besonderheit interethnischer Freundschaften wurde postuliert, dass diese die kulturelle Offenheit Jugendlicher fördern.

Anhand einer Längsschnittstudie bei 237 Jugendlichen wurden diese Annahmen geprüft. Hierzu wurden stabil intra- und interethnische sowie ethnisch instabile Freundschaften miteinander verglichen. Die Befunde lassen sich in drei Aussagen bündeln:

1. Die Sozialraumorientierung und die Häufigkeit interethnischer Kontakte ist bei Jugendlichen mit interethnischen Freundschaften höher als bei solchen mit intraethnischen Beziehungen. Darüber hinaus ließ sich zeigen, dass der Wechsel hin zu einer interethnischen Freundschaft durch eine zunehmende Sozialraumorientierung und Kontakthäufigkeit begleitet wird. Umgekehrt nahmen beide Merkmale ab, wenn der Wechsel hin zu einem Freund deutscher Herkunft stattfand.
2. Die erlebte Qualität der Freundschaftsbeziehungen ist unabhängig davon, ob es sich um einen anders- oder gleichethnischen Freund handelt. Selbst wenn für die Entstehung interethnischer Freundschaften höhere Barrieren bestehen mögen, so haben diese keine Auswirkungen mehr auf einmal etablierte Beziehungen. Interethnische Freundschaften stellen somit mindestens ein gleichwertiges soziales Kapitel für Jugendliche dar wie intraethnische Freundschaften.
3. Für die Auswirkungen ergeben sich sowohl Selektions- als auch Sozialisationseffekte. Zum einen ergibt sich, dass Jugendliche mit höherer kultureller Offenheit und geringerer Ethno-Segregation auch eher andersethnische Freunde wählen. Ethnizität ist für diese Jugendliche ein weniger bedeutsames Selektionskriterium für Freunde, was im Zusammenhang mit der höher ausgeprägten generationalen denn nationalen Identität dieser Jugendlichen steht. Gleichzeitig sind Sozialisationseffekte ersichtlich. Die kulturelle Offenheit und die Ablehnung segregativer Einstellungen steigt mit der Fortdauer interethnischer Freundschaften. Der dauerhafte Kontakt und Austausch mit

anderse ethnischen Freunden führt gemäß der Kontakthypothese dazu, dass eigene Vorurteile weiter abgebaut werden.

Insgesamt sprechen die Befunde für die Hypothesen und machen kenntlich, dass sich Entstehung, Gestalt und Auswirkungen in der theoretisch postulierten Sequenz von „moving“, „meeting“, „mating“ und „outcome“ beschreiben lassen. Gleichzeitig ergeben sich Grenzen der vorliegenden Studie, die abschließend kritisch zu diskutieren sind.

Kausalität. Die Befunde sind geeignet, differenzielle Verläufe in Abhängigkeit der Freundschaftsmuster aufzuzeigen. Hierdurch ist es möglich, Veränderungen in Abhängigkeit der ethnischen Komposition der Freundschaften über die Zeit zu veranschaulichen. Damit ist jedoch nicht im strengen Sinne der Nachweis der Kausalität erbracht. Diese ist gesondert – etwa durch Kreuzpfad-Modelle – zu prüfen, damit letztlich gesichert argumentiert werden kann, dass bspw. eine höhere Sozialraumorientierung zu mehr interethnischen Kontakten führen. Die hier berichteten Daten stützen die Erwartung eines gerichteten Zusammenhangs, bedürfen jedoch der weiteren Analyse.

Lebensphasenspezifität. Die in der Studie befragten Jugendlichen befinden sich in der frühen bis mittleren Adoleszenz. Dieser Lebensabschnitt ist durch zweierlei gekennzeichnet. Zum einen steigt das Explorationsverhalten deutlich. Am Beginn der Jugendphase nimmt die Freizeit und deren eigenständige Gestaltung erheblich an Bedeutung zu (Steinberg 1999). Dies bedeutet, dass der postulierte Zusammenhang von Generationendistanz, Sozialraumorientierung und interethnischer Kontakte frühestens mit dem Beginn der Jugendphase aufzufinden sein sollte. In anderen Lebensphasen, etwa der Kindheit, sollten andere Entstehungsbedingungen (bspw. interethnische Netzwerke der Eltern) eine bedeutendere Rolle spielen. Zum anderen handelt es sich bei dem hier betrachteten Bereich der Jugendphase um einen für die Werteentwicklung sensiblen Abschnitt (Adelson 1980). In der Kindheit erworbene Werte werden verworfen, neu justiert oder erhalten eine andere Konfiguration. Und: die für die Ausbildung von Stereotypen und die Fähigkeit zur Reflexion über diese Stereotypen so wichtigen kognitiven Strukturen (Schacter 1990) werden am Übergang von der späten Kindheit bis hin zur mittleren Adoleszenz ausgebildet (Siegler/DeLoache/Eisenberg 2005). Dies bedeutet, dass die Auswirkungen interethnischer Freundschaften in diesem für die Werteentwicklung sensiblen Bereich am deutlichsten ausfallen sollten. So zeigen Studien bei Erwachsenen, dass zwar dauerhafter Kontakt mit Mitgliedern anderer Ethnien Vorurteile zu reduzieren vermag. Jedoch sind die Effekte deutlich geringer (Pettigrew/Tropp 2000). Insofern werden die hier gefundenen Unterschiede zwischen intra- und interethnischen Freundschaften nicht uneingeschränkt für spätere Lebensphasen erwartet.

Ethnizität. Der letzte, kritische Punkt betrifft die Ethnizität der befragten Jugendlichen. Es handelt sich bei der Stichprobe ausschließlich um Jugendliche deutscher Herkunft. Die Befunde sind somit nicht auf alle Jugendlichen übertragbar. Für Jugendliche nicht-deutscher Herkunft konnten zwar vergleichbare Entstehungsfaktoren (Reinders 2004a) und eine gleichfalls hohe Freundschaftsqualität nachgewiesen werden (Reinders/Mangold 2005). Allerdings fanden sich

keine Auswirkungen interethnischer Freundschaften auf Vorurteile und kulturelle Offenheit bei Migrant*innenjugendlichen (*Powers/Ellison 1995; Reinders 2003*). Auch sporadische Befunde, wonach Freundschaften zu deutschen Jugendlichen das Selbstwertgefühl von Migrant*innen-Jugendlichen stützen (*Reinders 2003*), ließen sich nicht replizieren. Damit stellt sich die grundsätzliche Frage, welche Bedeutung interethnische Freundschaften für den Integrationsprozess besitzen. Ziehen Jugendliche mit Migrationshintergrund spezifische Vorteile aus solchen Beziehungen, etwa bessere deutsche Sprachkenntnisse (*Reinders et al. 2000*)? Oder verbessern sich durch diese soziale Integration die Schul- und damit die Berufschancen (*Kronig/Haeblerlin/Eckhart 2000; Schelle 2005*)? Diesbezügliche sporadische Befunde bedürfen nicht nur der Replikation sondern auch des Nachweises durch über die Jugendphase hinaus reichende Längsschnittstudien.

Explorative Analysen der eigenen Studie deuten an, dass Auswirkungen interethnischer Freundschaften im Prozess der Individuation in der Herkunftsfamilie zu finden sind. Migrant*innen-Jugendliche mit interethnischen Freundschaften berichten eine größere Distanz zur älteren Generation und schätzen die Bedingungen in der Familie weniger optimistisch ein. Deshalb wird im Folgeprojekt untersucht, in welchem Zusammenhang Ethnizität des Freundes und Autonomieentwicklung bei Migrant*innen-Jugendlichen stehen. Dabei wird nicht die vielfach zitierte Zerrissenheit zwischen der Kultur der Herkunftsfamilie und jener der Aufnahmegesellschaft erwartet (vgl. *Hummrich/Wiezorek 2005*). Vielmehr deuten die bisherigen Analysen an, dass Freundschaften zu Jugendlichen deutscher Herkunft für Migrant*innen-Jugendliche die Chance besitzen, gesellschaftlich angemessenere Autonomiekarrieren zu durchlaufen, die ihnen die Entscheidung über eine subjektiv funktionale Akkulturationsstrategie im Sinne von *Berry* und *Kollegen (1992)* erleichtert.

Trotz dieser Einschränkungen machen die Befunde insgesamt glaubhaft, dass es sich bei interethnischen Freundschaften um ein wichtiges soziales Lernfeld Jugendlicher handelt, innerhalb dessen für zunehmend multikulturellen Gesellschaften relevante Werte der kulturellen Offenheit weiter intensiviert werden. Solche Befunde bieten eine gute Basis dafür, dass – ähnlich wie die historisch veränderte Einschätzung von Freundschaften allgemein – auch interethnische Beziehungen nicht alsentwicklungsschädlich angesehen werden. Denn: die durch interethnische Freundschaften zum Ausdruck gebrachte Distanz zur Erwachsenengeneration könnte als Gefährdung gesellschaftlicher Werte interpretiert werden. Tatsächlich ist durch die Ergebnisse dieser Studie erwartbar, dass Jugendliche in interethnischen Freundschaften die notwendigen Kompetenzen erwerben, um später als Erwachsene konsensuelle Interessenaushandlungen trotz zunehmender kultureller Pluralität im Sinne demokratischer Willensbildung vornehmen zu können.

7 Literatur

- Adelson, J.* (1980): Die politischen Vorstellungen des Jugendlichen in der Frühadoleszenz. In: Döbert, R./Habermas, J./Nunner-Winkler, G. (Hrsg.): Entwicklung des Ichs. – Königsstein im Taunus, S. 272-293.
- Allport, G. W.* (1971): Die Natur des Vorurteils. – Köln.
- Berry, J. W./Poortinga, Y. H./Segall, M. H./Dasen, P. R.* (1992): Cross-cultural psychology: research and applications. – Cambridge.
- Blos, P.* (1962): On adolescence : A psychoanalytic interpretation. – New York.
- Böhnisch, L./Münchmeier, R.* (1990): Pädagogik des Jugendraums – Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. – Weinheim.
- Bukowski, W./Newcomb, A. F./Hartup, W. W.* (Hrsg.) (1996): The company they keep: Friendships in childhood and adolescence. – Cambridge.
- Coleman, J. S.* (1961): The adolescent society. The social life of the teenager and it's impact on education. – New York.
- Eisikovits, R. A.* (2000): Gender differences in cross-cultural adaptation styles of immigrant youths from the former USSR in Israel. In: Youth and Society, 31. Jg., H. 3, S. 310-331.
- Esser, H.* (1991): Der Austausch kompletter Netzwerke. Freundschaftswahlen als „Rational Choice“. In: Esser, H./Troitzsch, K. G. (Hrsg.): Modellierung sozialer Prozesse. – Bonn, S. 773-809.
- Greb, K.* (2005): Kontextuelle und individuelle Einflussfaktoren auf die Entstehung interethnischer Freundschaften bei deutschen Jugendlichen. – Mannheim.
- Hamm, J. V./Brown, B. B./Heck, D. J.* (2005): Bridging the ethnic divide: Student and school characteristics in African-American, Asian-descent, Latino, and white adolescents' cross-ethnic friend nominations. In: Journal of Research on Adolescence, 15. Jg., H. 1, S. 21-46.
- Hartup, W. W.* (1993): Adolescents and their friends. In: Laursen, B. (Hrsg.): New directions for child development: Close friendships in adolescence. – San Francisco, S. 3-22.
- Haug, S.* (2003): Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 55. Jg., H. 4, S. 716-736.
- Hewstone, M./Brown, R.* (1986): Contact is not enough: An intergroup perspective on the "contact hypothesis". In: Hewstone, M./Brown, R. (Hrsg.): Contact and conflict in intergroup encounters. – Oxford, S. 1-44.
- Hofer, M.* (2003): Selbständig werden im Gespräch. – Bern.
- Hummrich, M./Wiezorek, C.* (2005): Elternhaus und Schule. Pädagogische Generationsbeziehungen im Konflikt? In: Hamburger, F./Badawia, T./Hummrich, M. (Hrsg.): Migration und Bildung. Über Anerkennung und Integration in der Einwanderungsgesellschaft. – Opladen, S. 105-120.
- Ibaidi, S./Rauh, H.* (1984): Soziale Distanz zwischen deutschen und türkischen Jugendlichen in Berlin. In: Stiksrud, A. (Hrsg.): Jugend und Werte. Aspekte einer politischen Psychologie des Jugendalters. – Weinheim, S. 184-192.
- Krappmann, L.* (1998): Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen. In: Hurrelmann, K./Ulich, D. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. – Weinheim, S. 355-375.
- Kronig, W./Haerlin, U./Eckhart, M.* (2000): Immigrantenkinder und schulische Selektion. – Bern.
- Larson, R. W.* (2002): Globalization, societal change, and new technologies: What they mean for the future of adolescence. In: Journal for Research on Adolescence, 12. Jg., H. 1, S. 1-30.
- Lawrence, S.* (1999): Adolescence. – Boston.
- Masson, C.N. & Verkuyten, M.* (1993). Prejudice, ethnic identity, contact and ethnic group preferences among Dutch young adolescents. In: Journal of Applied Psychology, 23 Jg., H. 2, S. 156-168.
- Merkens, H.* (2003): Ethnische Orientierungen und soziale Distanz bei türkischen und deutschen Schuljugendlichen in Berlin. In: Merckens, H./Wessel, A. (Hrsg.): Zwischen Anpassung und Widerstand. Zur Herausbildung der sozialen Identität türkischer und deutscher Jugendlicher. – Baltmannsweiler, S. 11-44.

- Nicholson, M. J.* (2002): Integrated lives, isolated living: The black suburban experience, teen peer relationships, and the role of Jack and Jill, Incorporated. – Urbana-Champaign.
- Noack, P.* (1990): Jugendentwicklung im Kontext. Zum aktiven Umgang mit sozialen Entwicklungsaufgaben in der Freizeit. – München.
- Noack, P.* (2002): Familie und Peers. In: Hofer, M./Wild, E./Noack, P. (Hrsg.): Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. – Göttingen, S. 143-167.
- Palmonari, A./Kirchler, E./Pombeni, M. L.* (1991): Differential effects of identification with family and peers on coping with developmental tasks in adolescence. In: *European Journal of Social Psychology*, 21. Jg., H. 3, S. 381-402.
- Pettigrew, T. F.* (1998): Intergroup contact theory. In: *Annual Review of Psychology*, 49. Jg., H. 1, S. 65-85.
- Pettigrew, T. F./Tropp, L.* (2000): Does intergroup contact reduce prejudice? Recent meta-analytic findings. In: *Oskamp, S.* (Hrsg.): Reducing prejudice and discrimination. – New Jersey, S. 93-114.
- Powers, D. A./Ellison, C. G.* (1995): Interracial contact and black racial attitudes: The contact hypothesis and selectivity bias. In: *Social Forces*, 74. Jg., H. 1, S. 205-226.
- Ramachers, G.* (1996): Konflikte und Konfliktbewältigung in intra- und interkulturellen Freundschaften. – Frankfurt am Main.
- Reinders, H.* (2003): Interethnische Freundschaften bei Jugendlichen 2002. Ergebnisse einer Pilotstudie. – Hamburg.
- Reinders, H.* (2004a): Entstehungskontexte interethnischer Freundschaften in der Adoleszenz. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 7. Jg., H. 1, S. 121-146.
- Reinders, H.* (2004b): Subjektive Statusgleichheit, interethnische Kontakte und Fremdenfeindlichkeit bei deutschen Jugendlichen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 24. Jg., H. 2, S. 182-202.
- Reinders, H.* (2004c): Allports Erben. Was leistet noch die Kontakthypothese? In: *Hoffmann, D./Merkens, H.* (Hrsg.): Jugendsoziologische Sozialisationstheorie. Impulse für die Jugendforschung. – Weinheim, S. 91-108.
- Reinders, H./Bergs-Winkels, D./Butz, P./Classen, G.* (2001): Typologische Entwicklungsweg Jugendlicher: Die horizontale Dimension sozialräumlicher Entfaltung. In: *Mansel, J./Schweins, W./Ulbrich-Herrmann, M.* (Hrsg.): Zukunftsperspektiven junger Menschen. Wirtschaftliche und soziale Entwicklungen als Herausforderung und Bedrohung. – Weinheim, S. 200-216.
- Reinders et al.* 2000 = *Reinders, H./Hupka, S./Karatas, M./Schneewind, J./Alizadeh, F.* (2000): Individuation und soziale Identität. Kontextsensitive Akkulturation türkischer Jugendlicher in Berlin. Zwischenbericht an die Volkswagen-Stiftung. Arbeitsbereich Empirische Erziehungswissenschaft. – Berlin.
- Reinders, H./Mangold, T.* (2005): Die Qualität intra- und interethnischer Freundschaften bei Mädchen und Jungen deutscher, türkischer und italienischer Herkunft. In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 37. Jg., H. 3, S. 144-155.
- Reinders, H./Mangold, T./Greb, K.* (2005): Ko-Kulturation in der Adoleszenz. Freundschaftstypen, Interethnizität und kulturelle Offenheit im Jugendalter. In: *Hamburger, F./Badawia, T./Hummrich, M.* (Hrsg.): Migration und Bildung. Über Anerkennung und Integration in der Einwanderungsgesellschaft. – Opladen, S. 139-158.
- Reinders, H./Mangold, T./Varadi, E.* (2005): Freundschaftsbeziehungen in interethnischen Netzwerken. Skalendokumentation des Längsschnitts 2003-2004. Frient-Projektbericht Nr. 8. Lehrstuhl Erziehungswissenschaft II. – Mannheim.
- Reinders, H./Youniss, J.* (2005): Die Entwicklung sozialer Orientierungen Jugendlicher im Kontext von Freundschaften und Eltern-Kind-Beziehungen. In: *Schuster, B./Kuhn, H.-P./Uhlendorff, H.* (Hrsg.): Entwicklung in sozialen Beziehungen. Heranwachsende in ihrer Auseinandersetzung mit Familie, Freunden und Gesellschaft. – Stuttgart, S. 259-278.
- Schacter, D. L.* (1990): Introduction to "Implicit Memory: Multiple Perspectives". In: *Bulletin of the Psychonomic Society*, 28. Jg., H. 4, S. 338-340.
- Schelle, C.* (2005): Migration als Entwicklungsaufgabe in der Schule und im Unterricht. In: *Hamburger, F./Badawia, T./Hummrich, M.* (Hrsg.): Migration und Bildung. Über Anerkennung und Integration in der Einwanderungsgesellschaft. – Opladen, S. 41-55.

- Schrader, A./Nikles, B. W./Griese, H. M.* (1979): Die zweite Generation: Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik. – Königsstein im Taunus.
- Schuster, B.* (2005): Theoretische Ansätze zur Transformation der Eltern-Kind-Beziehung und zur Autonomieentwicklung bei Heranwachsenden. In: *Schuster, B./Kuhn, H.-P./Uhlendorff, H.* (Hrsg.): Entwicklung in sozialen Beziehungen. Heranwachsende in ihrer Auseinandersetzung mit Familie, Freunden und Gesellschaft. – Stuttgart, S. 13-42.
- Siegler, R./DeLoache, J./Eisenberg, N.* (2005): Entwicklungspsychologie im Kindes- und Jugendalter. – München.
- Silbereisen, R. K./Schmitt-Rodermund, E.* (1995): Akkulturation von Entwicklungsorientierungen jugendlicher Aussiedler. In: *Trommsdorff, G.* (Hrsg.): Kindheit und Jugend in verschiedenen Kulturen. – Weinheim, S. 263-292.
- Tajfel, H.* (1982): Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. – Bern.
- Verbrugge, L. M.* (1977): The structure of adult friendship choices. In: *Social Forces*, 56. Jg., H. 6, S. 576-597.
- Weller, W.* (2003): HipHop in Sao Paulo und Berlin. Ästhetische Praxis und Ausgrenzungserfahrungen junger Schwarzer und Migranten. – Opladen.
- Wong, S. K.* (1998): Peer relations and Chinese-Canadian delinquency. In: *Journal of Youth and Adolescence*, 27. Jg., H. 4, S. 641-659.
- Youniss, J.* (1980): Parents and peers in social development. – Chicago.

Interethnische Kontakte und Ausländerstereotype von Jugendlichen

Sylke Fritzsche, Christine Wiezorek



Dipl.-Soz. Sylke Fritzsche, Hans-Böckler-Stiftung



Dr. phil. Christine Wiezorek, Universität Jena

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, welcher Zusammenhang zwischen fremdenfeindlichen Stereotypisierungen unter Jugendlichen und interethnischen Kontakten in der Lebenswelt Schule besteht. Hierbei nehmen wir eine triangulierende Perspektive ein, die von einem komplementären Verhältnis des quantitativen und des qualitativen Forschungszugangs zueinander ausgeht. Zunächst werden zentrale quantitative Ergebnisse zum Einfluss von Kontaktmöglichkeiten zu sowie von Kontakterfahrungen mit Migranten auf fremdenfeindliche Einstellungen deutscher Jugendlichen vorgestellt. Insbesondere der Qualität der Kontakterfahrungen zwischen deutschen Jugendlichen und Jugendlichen mit Migrationshintergrund kommt große Bedeutung zu. Dies bildet den Ausgangspunkt, um aus qualitativer Perspektive exemplarisch eine Interaktion von Jugendlichen auf diese Kontaktqualität hin anzuschauen, und herauszuarbeiten, welcher Stellenwert ihr hinsichtlich des Umgangs mit der fremdenfeindlichen Äußerung einer Mitschülerin zukommt. Abschließend werden die Ergebnisse der beiden Teilstudien zusammenfassend aufeinander bezogen.

Schlagnote: Migration, Fremdenfeindlichkeit, Jugend, Schule, Triangulation

1 Einführung

In diesem Beitrag soll der Frage nachgegangen werden, welcher Zusammenhang zwischen bekannten fremdenfeindlichen Stereotypisierungen unter Jugendlichen und interethnischen Kontakten in der Lebenswelt Schule besteht. Diese Fragestellung ist über unsere Zusammenarbeit im Projekt „Politische Orientierungen bei Schülern im Rahmen schulischer Anerkennungsbeziehungen“ entstanden, das von Juni 2002 bis Mai 2005 unter der Leitung von Werner Helsper und Heinz-Hermann Krüger am Zentrum für Schulforschung und Fragen der Lehrerbildung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg durchgeführt wurde.¹ Untersucht wurden hier die politischen Orientierungen, insbesondere rechtsorientierte, fremdenfeindliche und gewaltförmige Haltungen Jugendlicher im Alter zwischen 13 und 16 Jahren sowie die Bedeutung schulischer

1 Sylke Fritzsche arbeitete im quantitativen, Christine Wiezorek im qualitativen Teilprojekt. Daneben waren Oliver Böhm-Kasper, Nicole Pfaff und Sabine Sandring am Projekt beteiligt (vgl. <http://www.zsl.uni-halle.de/erkennung/>).

Bildungsprozesse für die Herausbildung dieser Haltungen (*Helsper et al. in Druck*). In der Verbindung einer forschungsmethodisch quantitativ und einer qualitativ ausgerichteten Teilstudie wurden zum einen Schüler² an insgesamt 43 allgemeinbildenden Schulen in ausgewählten Regionen in Sachsen-Anhalt (LSA) und Nordrhein-Westfalen (NRW) befragt. Die Stichprobe umfasste 4.837 Schüler (49,4% Mädchen) aus der 8. und 9. Jahrgangsstufe (mittleres Alter: 14,4 Jahre). Zum anderen wurden an vier Schulen beider Bundesländer jeweils mehrwöchige qualitative Studien durchgeführt, die eine Ethnographie schulischer Anerkennungsbeziehungen mit Gruppendiskussionen mit Lehrenden und Lernenden sowie mit biographischen Schülerinterviews verbanden.

Bei der Thematisierung des Zusammenhanges von interkulturellen Kontakten und Fremdenfeindlichkeit nehmen wir im Folgenden eine triangulierende Perspektive ein, die von einem komplementären Verhältnis des quantitativen und des qualitativen Forschungszugangs zueinander ausgeht. Dieses Verhältnis lässt sich nach unserem Verständnis dadurch kennzeichnen, dass sich erstens aus der Diskussion von Ergebnissen des einen Forschungszugangs weiterführende Fragestellungen an den anderen ergeben. Zweitens liefert die Diskussion von Ergebnissen unterschiedlicher methodischer Zugänge u. E. sowohl einander ergänzende und vertiefende als auch gegenseitig erklärende und differenzierende Erkenntnisse hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes, aber auch in Bezug auf den jeweiligen methodologischen Forschungszugang und sein Instrumentarium selbst (vgl. hierzu *Krüger et al. in Druck*).

In diesem Beitrag werden zunächst zentrale quantitative Ergebnisse zum Einfluss von Kontaktmöglichkeiten zu sowie von Kontakterfahrungen mit Migranten auf die fremdenfeindlichen Einstellungen von deutschen Jugendlichen vorgestellt. Hier zeigt sich, dass insbesondere der Qualität der Kontakterfahrungen zwischen deutschen Jugendlichen und Jugendlichen mit Migrationshintergrund große Bedeutung zukommt. Dieser Befund bildete den Ausgangspunkt, vor dem für uns die Frage danach entstand, wie in den Interaktionen der Jugendlichen untereinander diese Kontaktqualität aufscheint und welcher Stellenwert ihr in Bezug auf die Verhandlung fremdenfeindlicher Stereotypisierungen zukommt. Anhand der Ergebnisse der Rekonstruktion einer Gruppendiskussionspassage soll diese Frage im dritten Abschnitt diskutiert werden, bevor wir im vierten die Ergebnisse der beiden Teile zusammenfassend aufeinander beziehen.

2 Zum Zusammenhang von interethnischen Kontakten und fremdenfeindlichen Einstellungen unter deutschen Jugendlichen – Die quantitative Perspektive

Fremdenfeindliche Einstellungen und deren Ursachen gehören seit Anfang der 1990er Jahre zu den zentralen Schwerpunkten der sozialwissenschaftlichen

2 Aus Gründen der Lesbarkeit beschränken wir uns im Folgenden auf die Verwendung der männlichen Schreibform, wenn beide Geschlechter gemeint sind.

Jugendforschung. Dabei greifen die vorliegenden Untersuchungen immer wieder auf globale soziodemographische Einflussfaktoren wie Geschlecht, Bundesland und Schulform zurück und zeigen, dass erstens Mädchen seltener fremdenfeindliche Einstellungen als Jungen aufweisen, dass zweitens fremdenfeindliche Orientierungen bei ostdeutschen Jugendlichen deutlich häufiger vorkommen als bei denen in den alten Bundesländern (vgl. *Münchmeier* 2000; *Kleinert/de Rijke* 2001), und dass drittens mit zunehmendem Ausbildungsgrad fremdenfeindliche Orientierungen abnehmen (vgl. *Hopf* 1999).

Anknüpfend an die Forschungen zur Kontakthypothese von *Allport* (vgl. 1971) liegt hier der Fokus vor allem auf Indikatoren der Kontaktmöglichkeiten zu und der Kontakterfahrungen deutscher Jugendlicher mit Menschen nicht-deutscher Herkunft. Nach *Allport* wirken sich Kontakte zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen unter den Bedingungen von Status-, Ziel- und Interessengleichheit sowie einer positiven sozialen Sanktionierung günstig auf die gegenseitigen Einstellungen und Verhaltensweisen aus (vgl. *Allport* 1971, S. 285ff.).

Zahlreiche Studien bestätigten diesen Zusammenhang. Allerdings zeigten sie auch, dass sich Kontakte auch ohne die von *Allport* spezifizierten Bedingungen positiv auf die wechselseitigen Einstellungen von Mitgliedern aus unterschiedlichen sozialen Gruppen auswirken (vgl. zusammenfassend *Pettigrew/Tropp* 2000). In der Literatur lassen sich zudem noch weitere Faktoren ausmachen: So wirken sich nach *Jonas* (vgl. 1998) bspw. die Freiwilligkeit der Interaktion zwischen Personen unterschiedlicher Gruppen oder *Gurwitz/Dodge* (vgl. 1977) zufolge die Intimität des Kontaktes vorteilhaft auf diesen Zusammenhang aus. Weitere Autoren machen deutlich, dass insbesondere Freundschaften, die ja diese Bedingungen erfüllen, besonders geeignet seien, Vorurteile zu reduzieren (vgl. *Hamberger/Hewstone* 1997; *Reinders* 2004; *Reinders/Greb/Grimm* in diesem Heft). Ebenso wiesen *Wagner/Dick/Endrikat* (vgl. 2002) darauf hin, dass die höchsten Zusammenhänge zwischen freundschaftlichen Beziehungen zu Ausländern und geringen fremdenfeindlichen Einstellungen zu finden sind. Sie konnten zudem belegen, dass insbesondere positive Erfahrungen mit Ausländern fremdenfeindliche und rassistische Ressentiments reduzieren, wobei negative Kontakte wie Belästigungen erstaunlicherweise nur einen schwachen bzw. keinen Effekt auf die Einstellungen haben. Andere Untersuchungen – wenn auch nicht aus dem deutschsprachigem Raum – konnten andererseits darauf hinweisen, dass (unfreiwillige) Kontakte zu Ausländern Vorurteile hervorrufen und damit die Fremdendistanz begünstigen (vgl. *Amir* 1969; *Sigelman/Welch* 1993).

Nun stellt in Deutschland gerade die Schule einen Ort alltäglicher Begegnungen zwischen jungen Deutschen und jugendlichen Migranten dar. Vor diesem Hintergrund erstaunt es, dass es bisher nur wenige Untersuchungen im Rahmen der Schulforschung gibt, die derartige Alltagskontakte im Hinblick auf die Genese von fremdenfeindlichen Einstellungen unter Schülern – vor allem unter Beachtung der Kontakthypothese – in den Mittelpunkt ihres Interesses rücken: *Schrader/Nikles/Griese* (vgl. 1979) untersuchten interethnische Freundschaften der zweiten Migrantengeneration und stellten fest, dass sich diese insbesondere aus den Pausenkontakten in der Schule ergeben. *Reinders et al.* (vgl. 2000) konnten

zeigen, dass türkische Jugendliche mit ausschließlichem Kontakt zu deutschen Peers eine geringere türkische Identität und eine höhere bikulturelle Identität aufweisen und ein positiveres Bild von ihren deutschen Mitschülern zeichnen. *Dollase et al.* (vgl. 1999, 2001) fanden im Rahmen einer Untersuchung an einer Hauptschule heraus, dass soziometrische Ablehnungen und negative Stereotypisierungen gegenüber Schülern mit Migrationshintergrund immer dann gering ausfallen, wenn die Möglichkeit des Kontaktes mit Ausländern in Schulklassen besteht.

Insgesamt machen die vorliegenden Studien deutlich, dass sich Ausländerstereotypisierungen und fremdenfeindliche Einstellungen dadurch verringern oder sogar abbauen, indem man Begegnungen zwischen Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft ermöglicht bzw. verstärkt. Insbesondere auf Freiwilligkeit und Intimität basierende Freundschaften unterstützen die Reduktion von Vorurteilen.

Nun sind zahlreiche Schülerschaften durch den täglichen Umgang von jungen Deutschen und Migrantenjugendlichen, d.h. durch freiwillige sowie unfreiwillige Kontakte zueinander gekennzeichnet. So gaben bspw. 21% (davon waren 49% Mädchen) von den über 3.700 in unserer Untersuchung befragten Schülern an, über einen Migrationshintergrund zu verfügen, d.h. einen Vater und/oder eine Mutter zu haben, die im Ausland geboren sind. Dabei zeigten sich hier sowohl bei der Betrachtung der Untersuchungsregionen als auch der Schulformen Differenzen in die erwartbare Richtung. In NRW stammen ein Drittel der Schüler aus Familien mit Migrationshintergrund, im LSA trifft dies dagegen nur auf etwa 6% der Jugendlichen zu (vgl. *Helsper/Krüger* in Druck). Bezogen auf die Schulformzugehörigkeit konnten wir feststellen, dass der Anteil der ohnehin wenigen Migrantenjugendlichen in den verschiedenen Schulformen im LSA in etwa gleich groß ist. Demgegenüber zeigten sich diesbezüglich in NRW erhebliche Unterschiede. Hier machen Jugendliche mit Migrationshintergrund knapp über die Hälfte der Schülerschaft an den Hauptschulen aus. Bei den Gesamtschülern gaben 37% an, über einen Migrationshintergrund zu verfügen. Die Schülerschaften an Gymnasien und Realschulen bestehen immerhin noch zu über einem Fünftel aus jugendlichen Migranten (vgl. *Fritzsche* in Druck).

Vor diesem Hintergrund des Vorhandenseins von multikulturellen Schülerschaften und den damit verbundenen alltäglichen (freiwilligen und unfreiwilligen) Kontaktmöglichkeiten bzw. -erfahrungen zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund sollen also im Folgenden, in Anknüpfung an die Forschung zur Kontakthypothese, fremdenfeindliche Stereotypisierungen und Einstellungen von 13- bis 16-jährigen deutschen Schülern in den Blick genommen werden.³

Wie erwähnt ist der wahrscheinlich am häufigsten replizierte Befund der höhere Anteil fremdenfeindlicher Einstellungen in den neuen Bundesländern. Ebenso oft konstatieren Studien Unterschiede hinsichtlich des Ausmaßes an Fremdenfeindlichkeit, die auf die Zugehörigkeit zum Geschlecht sowie zum Ausbildungsgrad zurückgehen. So arbeiteten auch wir die aus der einschlägigen Lite-

3 Wir klammern bei dieser Analyse die Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus, da wir davon ausgehen, dass die Fremdenfeindlichkeit von Menschen nicht-deutscher Herkunft ein hiervon abgrenzbarer, eigener Forschungsgegenstand ist, dem über eine gesonderte Untersuchung Rechnung getragen werden muss.

ratur bekannten Befunde heraus (vgl. *Fritzsche* in Druck). Dabei haben wir die individuellen Einstellungen gegenüber Ausländern über die Zustimmung zu neun ausländerfreundlich und sechs ausländerfeindlich formulierten Aussagen gemessen. Diese beinhalteten Statements, die weniger die individuellen Erfahrungen gegenüber Fremden erfassen als vielmehr bekannte sowie abstrakt und teilweise ohne direkten Bezug zur Lebenswelt der Befragten formulierte Stereotype wiedergeben wie „Die vielen ausländischen Kinder in der Schule verhindern eine gute Ausbildung der deutschen Kinder“ oder „Ich bin der Meinung, dass zu viele Ausländer in Deutschland leben“. ⁴ Im Verlauf der weiteren Analyse wurden diese Aussagen zu einem Index verdichtet. Die Skala *Fremdenfeindlichkeit* basiert auf den Bewertungen von acht Einzelaussagen und betont in erster Linie eine individuelle Distanz zu Menschen nicht-deutscher Herkunft. ⁵ Bei der Betrachtung der durchschnittlichen z-standardisierten Mittelwerte zeigte sich, dass erstens männliche Jugendliche (Mittelwert (M)= .11) häufiger fremdenfeindliche Positionen als Mädchen (M= -.12) zeigen; dass zweitens im LSA bei den deutschen Jugendlichen eine stärkere Verbreitung fremdenfeindlicher Einstellungen festzustellen ist als in NRW ($M_{LSA} = .13$ vs. $M_{NRW} = -.13$) und dass drittens das Vorkommen fremdenfeindlicher Orientierungen mit steigendem Ausbildungsgrad abnimmt. Das gilt sowohl für LSA als auch für NRW, wo Sekundar- ($M_{SEK} = .32$) bzw. Hauptschüler ($M_{HS} = .18$) einen um mehr als eine halbe Standardabweichung höheren Mittelwert aufweisen als Gymnasiasten ($M_{LSA} = -.21$; $M_{NRW} = -.39$) (vgl. *Fritzsche* in Druck). ⁶

Neben diesen Einflussfaktoren haben wir nach weiteren Erklärungsvariablen für die Herausbildung fremdenfeindlicher Einstellungen gesucht, die insbesondere der Forschung zur Kontakthypothese Rechnung tragen. ⁷ Als Indikator für mögliche Kontakte zu Menschen ausländischer Herkunft wurden die Schüler gebeten, den Anteil an Ausländern in verschiedenen Bereichen ihres sozialen Umfelds wie Nachbarschaft, Schulklasse, Verein oder Freundeskreis einzuschätzen. Und um etwas über die Art bzw. Qualität der Alltagserfahrungen zu erfahren, sollten die Jugendlichen angeben, wie oft es in den letzten zwölf Monaten vorgekommen ist, dass ihnen „ein Ausländer oder eine Ausländerin geholfen hat“, sie „mit einem Ausländer oder einer Ausländerin ein interessantes Gespräch geführt“ haben (positive Alltagserfahrung) bzw. wie oft sie sich „von einem Ausländer oder einer Ausländerin belästigt gefühlt haben“ (negative Alltagserfahrung). Vor dem Hintergrund der berichteten Differenz zwischen den von uns untersuchten Bundesländern und Schulformen hinsichtlich des Anteils

4 Alle Operationalisierungen sind abrufbar unter der Website <http://www.zsl.uni-halle.de/erkennung/skalenhandbuch.pdf>.

5 Befragte, die mindestens 6 von 8 ausländerfeindlich formulierten Statements zugestimmt haben, ordnen wir als fremdenfeindlich ein.

6 SEK = Sekundarschule; HS = Hauptschule; GS = Gesamtschule;

7 Mit der zugrunde liegenden Querschnittuntersuchung sind keine Aussagen über Entwicklungsprozesse möglich. Die hier durchgeführten Analysen können nicht als Kausalitäten verstanden werden. Wir zeigen vielmehr Bereiche auf, die mit fremdenfeindlichen Einstellungen in einem Zusammenhang stehen und in zukünftigen Untersuchungen einer genaueren Betrachtung und Diskussion bedürfen (vgl. *Fritzsche* 2004).

an jugendlichen Migranten ist es nicht erstaunlich, dass die Möglichkeit, Kontakte mit Menschen anderer ethnischer Herkunft zu knüpfen, für nordrhein-westfälische Jugendliche – und hier besonders an Hauptschulen, aber auch an Gesamtschulen – größer ist als für die deutschen Schüler im LSA. 50% der nordrhein-westfälischen Hauptschüler schätzten bspw. den Anteil der Ausländer in ihrer Schulklasse und fast zwei Drittel den in ihrer Nachbarschaft als hoch ein. In den Bereichen Freundeskreis und Verein gaben allerdings nur noch ein Drittel der jugendlichen Deutschen aus der Hauptschule an, zu vielen Ausländern Kontakt zu haben. Demgegenüber gaben sogar etwas mehr nordrhein-westfälische Gesamtschüler an, viele Ausländer im sozialen Umfeld des Freundeskreises zu haben (Zustimmung_{HS}= 32% vs. Zustimmung_{GS}= 36%) – und das obwohl jugendliche Migranten mehrheitlich an Hauptschulen zu finden waren. Schließlich scheint das aber angesichts dessen, dass Freundschaften nicht zuletzt auch ein bestimmtes Maß an Freiwilligkeit voraussetzen, welches an Hauptschulen mitunter nicht mehr gegeben ist, nicht erstaunlich.⁸ Analog zu diesen Befunden erleben die Schüler in NRW gegenüber den sachsen-anhaltischen häufiger positive Alltagserfahrungen, jedoch auch häufiger negative – dies wiederum vor allem an Gesamtschulen und Hauptschulen. Besonders an den Gesamtschulen in NRW berichteten die Jugendlichen davon, oft Hilfe (40% Zustimmung) von Ausländern erhalten bzw. oft interessante Gespräche (43% Zustimmung) mit ihnen geführt zu haben. Demgegenüber kann bspw. nur gut ein Drittel der nordrhein-westfälischen Hauptschüler auf häufige interessante Gespräche mit Ausländern zurück blicken. Auch hier ist also davon auszugehen, dass sich der Anteil der jugendlichen Migranten an verschiedenen Schulformen und die damit einhergehende Freiwilligkeit der Begegnungen auf die Qualität der Alltagserfahrungen mit Ausländern auf Seiten der deutschen Jugendlichen auswirken (vgl. ausführlich dazu *Fritzsche* in Druck).

Zusätzlich zu den soziodemographischen Variablen (*Geschlecht, Alter und Bundesland*) haben wir also als erklärende, unabhängige Variablen die Kontaktmöglichkeiten zu Menschen ausländischer Herkunft in Form des *Ausländeranteils im sozialen Umfeld* sowie die Qualität dieser Kontakte über die *positiven und negativen Alltagserfahrungen* mit Ausländern in die Untersuchung aufgenommen. Des Weiteren werden ergänzend die Einflüsse der Familie, der Peers und der Schule betrachtet.

Die Tabelle 1 weist die Ergebnisse der bivariaten Korrelationen der unabhängigen und der abhängigen Variablen aus.

8 Der Anteil an Jugendlichen mit Migrationshintergrund schwankte unter den einzelnen Hauptschulen zwischen 38 und 70 %.

Tabelle 1: Bivariate Korrelationen zwischen den unabhängigen Variablen und der Fremdenfeindlichkeit (nur Jugendliche ohne Migrationshintergrund) (Die statistisch bedeutsamen Effekte sind grau unterlegt.)

	Fremdenfeindlichkeit
<i>Soziodemographische Variablen</i>	
Geschlecht (0 – männlich, 1 – weiblich)	- .12 **
Alter	.13 **
Bundesland (0 – NRW, 1 – LSA)	.13 **
<i>Ausländeranteil im sozialen Umfeld</i>	
Nachbarschaft	.06 **
Schulklasse	.06 **
Freundeskreis	-.30 **
Verein	-.10 **
<i>Positive und negative Alltagserfahrungen</i>	
Hilfe durch Ausländer	-.38 **
Gespräch mit Ausländer/in	-.40 **
Belästigung durch Ausländer	.32 **
<i>Effekte der Familie</i>	
Elterliche Zuwendung und Wertschätzung	-.08 **
Elterliche Bevormundung und Kritik	.05 *
Elterliche Gewalt	.05 *
<i>Effekte der Peers</i>	
Gruppenkonformität und Abgrenzung	.23 **
Selbstverwirklichung in der Gruppe	-.07 **
Dominanz und Gewalt in der Gruppe	.10 **
<i>Effekte der Schule</i>	
LS-Anerkennung: Achtung der Schülerpersönlichkeit	-.20 **
LS-Anerkennung: Abwertung der Schülerpersönlichkeit	.18 **
SS-Anerkennung: Vertrauensvoller Zusammenhalt in der Klasse	-.12 **
SS-Anerkennung: Streit und Misstrauen in der Klasse	.09 **
SS-Anerkennung: Toleranz und Offenheit in der Klasse	-.20 **

(** = $p < .01$ /* = $p < .05$)

Es wird deutlich, dass sich die Kontaktmöglichkeiten zu Menschen anderer Ethnien sowie die Qualität dieser Kontakte auf das Vorhandensein von fremdenfeindlichen Einstellungen unter deutschen Jugendlichen auswirken. Dabei erweisen sich insbesondere Kontakte im Freundeskreis als bedeutend: Jugendliche, die Ausländer zu ihrem Freundeskreis zählen, stimmen seltener fremdenfeindlich formulierten Statements zu. Etwas erstaunlich scheint der Befund hinsichtlich der Kontakte zu Ausländern in der Nachbarschaft und der Schulklasse der Jugendlichen zu sein. Hier zeigen sich schwache positive Effekte. Das heißt: Schüler, die Kontakte zu Ausländern in der Nachbarschaft oder der Schulklasse haben, neigen eher zu fremdenfeindlichen Einstellungen als andere. Auch hier kann die subjektiv empfundene *Freiwilligkeit* von Kontakten und Begegnungen – und das deutete sich ja schon bei der deskriptiven Beschreibung der Kontaktmöglichkeiten und -erfahrungen an – als mögliche Erklärung für dieses Ergebnis herangezogen werden. Zudem ist das Antwortverhalten der Jugendlichen

dahingehend zu verstehen, dass Schüler, die Freunde innerhalb ihrer Schulklasse haben, nicht zuletzt auch Auskunft über die Beziehungen in der Klasse geben, wenn sie Aussagen zum Freundeskreis treffen. Dies aber kann mit der verwendeten Fragebatterie nicht herausgefiltert werden. Bei Jugendlichen, für die das nicht zutrifft, ist es dann wahrscheinlicher, dass sie die Schulklasse eher im Sinne einer administrativen Zwangsgemeinschaft bewerten, innerhalb der sie Kontakte zu Jugendlichen mit Migrationshintergrund nur unfreiwillig pflegen. Der Befund hinsichtlich des positiven Einflusses des Ausländeranteils in der Nachbarschaft ist ähnlich zu interpretieren.

Die stärksten Beziehungen bei dieser Analyse von Einflussfaktoren auf das Vorkommen von fremdenfeindlichen Einstellungen lassen sich allerdings bei der Betrachtung der Qualität der Kontakterfahrungen der deutschen Jugendlichen feststellen. Positive Alltagserfahrungen gehen mit einer geringeren Ausprägung an Fremdenfeindlichkeit einher und umgekehrt. So neigen gerade diejenigen Schüler zu ausländerfeindlichen Stereotypisierungen, die sich von Menschen anderer Ethnien belästigt fühlen.

Weiterhin erweisen sich, wie erwartet, auch die soziodemographischen Variablen als Einflussgrößen auf das Vorhandensein fremdenfeindlicher Orientierungen. Auch die Effekte der Peers und der Schule (ausschließlich der Indikatoren *Selbstverwirklichung in der Gruppe* und *Streit und Misstrauen in der Klasse*) weisen Zusammenhänge mit den fremdenfeindlichen Einstellungen der Jugendlichen auf. Gleichaltrigengruppen, die durch *Gruppenkonformität und Abgrenzung* sowie *Dominanz und Gewalt in der Gruppe* geprägt sind, neigen demnach eher dazu, fremdenfeindlichen Aussagen zuzustimmen. Weniger achtend und stärker abwertend wahrgenommene Anerkennungsbeziehungen in Lehrer-Schüler-Beziehungen weisen ausgeprägte positive Zusammenhänge zum Vorkommen von Fremdenfeindlichkeit auf. Schüler, deren Klasse durch einen vertrauensvollen Zusammenhalt sowie Toleranz und Offenheit gekennzeichnet ist, weisen dagegen seltener fremdenfeindliche Einstellungen auf. Keine Bedeutung scheint in diesem Analysemodell der Sozialisationsinstanz Familie zuzukommen (vgl. *Fritzsche* in Druck).

3 Der Umgang mit einer fremdenfeindlichen Äußerung in der Peerinteraktion – Ein exemplarischer Befund aus der qualitativen Teilstudie

Die Qualität der Kontakterfahrungen scheint also einen entscheidenden Einfluss darauf zu haben, ob jemand fremdenfeindliche Einstellungen aufweist oder nicht. Neben den positiven Kontakterfahrungen scheint zudem der Freiwilligkeit der Interaktionen zwischen Menschen verschiedener ethnischer Herkunft eine wichtige moderierende Funktion zuzukommen. Dies wird in Bezug auf Freundschaften deutlich, die auf Freiwilligkeit beruhen, durch positive Erfahrungen im Umgang miteinander geprägt sind und besonders dazu geeignet sind, fremdenfeindliche Vorurteile abzubauen. Nun sind Schulklassen Gemeinschaften, die nicht einfach auf einem freiwilligen Zusammentreffen von Jugendlichen basie-

ren. In der quantitativen Analyse hat sich gezeigt, dass multiethnische Schülerschaften, die ja einen Ort vielfältiger Begegnungen zwischen Deutschen und Migranten darstellen, durchaus nicht immer als positiv empfunden werden. Das macht darauf aufmerksam, dass der schulischen Kontaktqualität, d.h. den schulischen Anerkennungsbeziehungen unter den Gleichaltrigen offensichtlich eine Bedeutung dafür zukommt, inwiefern hier Vorurteile gegenüber Fremden verfestigt oder zunichte gemacht werden. Diesem Punkt wollen wir im Folgenden exemplarisch anhand eines Ausschnittes aus einer Gruppendiskussion nachgehen. Im Kern soll nachgezeichnet werden, inwiefern Jugendliche einer Schulklasse Stereotype über Ausländer in der Kommunikation untereinander verhandeln, wie sich darin fremdenfeindliche Haltungen zeigen, und in welchem Zusammenhang das wiederum mit der Qualität des Kontaktes steht.

In einer Gruppendiskussion mit sieben Schülern, die an einer Hauptschule gemeinsam die 9. Klasse besuchen – vier Jungen, drei Mädchen; drei Schülern mit und vier ohne Migrationshintergrund –, werden die Schüler an einer Stelle nach einem allgemeinen Eindruck von ihrer Schule gefragt. Es entspinnt sich hierauf eine ziemlich einhellig vorgetragene positive Bezugnahme auf diese. Vorrangig und einander ergänzend reden dabei Tonne und Melissa. Die anderen drücken ihre Zustimmung zum Gesagten aus. Die einzige Beanstandung, die geäußert wird, ist die, dass man „*n bisschen wenich Schüler ... auf dem Schulhof*“ sehe; im Großen und Ganzen und vor allem im schulformbezogenen Vergleich mit anderen Hauptschulen ist ihre Schule, so Melissa, aber „*ganz in Ordnung*“:

Mw: aber sonst is die Schule eigentlich ganz in Ordnung für ne Hauptschule also manche Hauptschulen solln ja (wirklich) richtig schlimm sein mit Drogen Hehlerei und bla bla bla

Tm: mmm

Mw: [is eigentlich ne korrekte Hauptschule so (.)⁹

(Gruppendiskussion mit Tonne, Lolek, Rolf, Pasqual, Astrid, Jeany, Melissa; Klasse 9, HS Unterfeld)

Vor dem Gegenhorizont eines Bildes von „*manchen*“ Hauptschulen, die eine Reihe von Belastungen wie Drogenhandel und -konsum aufweisen, erscheint die eigene Schule „*korrekt*“. Melissa spricht an dieser Stelle weiter, indem sie auf den anderen Schulteil ihrer Schule verweist, der einige Minuten entfernt von ihrem Schulstandort liegt, und in dem analog zu ihrem auch zweizügig die 5. bis 10. Klassen unterrichtet werden:

Mw: (.) also die die die Schule gehört ja mit der Steinstraße

zusamm und die Str- äh die Steinstraße die is richtig schlimm das-die is schlimmer als also da sin ja

Rm: [die is richtig aso Alter boahh

9 Zu den verwendeten Transkriptionszeichen: Das Zeichen (.) bedeutet eine kurze Sprechpause, die nicht länger als 1 sec. anhält; bei längeren Pausen gibt die Zahl zwischen den Klammern die Zeitdauer an. Unterstrichene Wörter sind besonders betont worden; Text in Klammern weist schwer verständliche Äußerungen aus. Auflachen und Lachen wird durch @ gerahmt, die Dauer des Lachens wird in Sekunden angegeben (z.B. @3@). Wird lachend gesprochen, so werden diese Äußerungen durch @ gerahmt. Das [- Zeichen verweist auf schnellen Redeanschluss und überlappendes Sprechen mehrerer Sprecher.

Mw: halt beides gleich (.) wissen Se ja
 I: Lhmm
 Mw: und die soll richtig schlimm sein drüben
 I: Lhmm
 Mw: sind auch viele Ausländer (drauf)
 (ebd.)

Abgesehen davon, dass hier deutlich wird, dass die Schüler unter der eigenen Schule nur denjenigen Schulteil verstehen, den sie selbst besuchen, interessiert dieser Ausschnitt in Bezug darauf, dass Melissa den schlechten Zustand bzw. den schlechten Ruf des anderen Schulteils damit in Verbindung bringt, dass da „*auch viele Ausländer (drauf)*“ sind. Einerseits wird der Verweis auf die „*Ausländer*“ von ihr hier ähnlich stichworthaft in die Runde gebracht wie weiter oben „*Drogen Hehlerei und bla bla bla*“ – und das ebenfalls im Tenor des „*Schlimmen*“, also des Abscheulich-Bedrohlichen, aber auch Beklagenswerten. Andererseits erfolgt der Verweis auf die „*Ausländer*“ hier als ein beispielhafter, quasi als ‚faktischer‘ Beleg gerade *für* die Problematik des Schulteils. Implizit wird von Melissa also den nichtdeutschen Schülern des anderen Schulteils eine Verantwortung für dessen Zustand zugesprochen. Hier erfolgt von ihr eine pauschale stigmatisierende Zuschreibung von delinquenten Eigenschaften an die Jugendlichen nichtdeutscher Herkunft. Darin kommt einerseits ein gängiges fremdenfeindliches Stereotyp zum Ausdruck; jenes des auf ‚Überfremdungsangst‘ verweisenden Klischees der Kriminalitätsfurcht in Bezug auf „*Ausländer*“. Andererseits zeigt sich eine latente Fremdenfeindlichkeit in der externalisierenden, projizierenden Schuldzuweisung, dass es an den „*Ausländern*“ liege, dass der andere Schulteil solche Schwierigkeiten hätte; hier kommt den „*Ausländern*“ eine Sündenbockfunktion zu. Interessant ist nun, wie die anderen der Gruppe – wie gesagt sind hier auch drei Jugendliche mit Migrationshintergrund anwesend – auf diesen Vorwurf reagieren:

Aw: L@hier auch@
 Jw: L@(nein)@
 Aw: @(.)@
 Jw: L@hier auch@
 (ebd.)

Es ist zunächst Astrid, wie Melissa eine deutsche Jugendliche, die lachend insistiert, dass es auch in ihrem Schulteil viele Ausländer gäbe. Das heißt, sie reagiert genau auf das Thema des Zusammenhangs von Ausländeranteil und Delinquenzbelastung im schulischen Milieu, dies aber, ohne dass der Zusammenhang an sich explizit thematisiert wird. Implizit entkräftet sie mit ihrem Hinweis das Argument Melissas, dass der hohe Ausländeranteil des anderen Schulteils ein Beleg dafür wäre, dass dieser Schulteil „*schlimm*“ sei, denn der eigene Schulteil wurde unabhängig davon, wie viele Migranten hier zur Schule gehen, positiv bewertet. Indem sie lachend Stellung bezieht, signalisiert sie Melissa dabei wohlwollend, dass diese mit ihrer Unterstellung wohl nicht ganz ernst zu nehmen sei. Das heißt, Melissa wird hier für die Äußerung eines fremdenfeindlichen Stereotyps nicht angegriffen, wohl aber erfährt ihre Äußerung eine hohe Relativierung. Das Ganze wird gesteigert durch Jeany, die auf Astrids Insistieren zunächst lachend-provokativ das Gegenteil behauptet – dies vor dem Hin-

tergrund, dass sie eine Jugendliche mit Migrationshintergrund ist –, bevor sie letztlich Astrids Insistieren bestärkt: Die Zuschreibung Melissas, dass ein „schlimmer“ Zustand einer Schule etwas mit dem Ausländeranteil zu tun habe, wird über den Hinweis, dass auch da, wo man sich wohl fühle, „viele Ausländer“ sind, gründlich irritiert.

An dieser Stelle ergreift Tonne, ebenfalls einer der Jugendlichen mit Migrationshintergrund, das Wort. Er fragt in die Runde, wer von den anwesenden Schülern „Deutscher“ sei, woraufhin sich vier Schüler melden:

Tm: [wer ist hier Deutscher in der Reihe (6)

[Rolf, Astrid, Melissa, Pascal melden sich]

Tm: boah

Jw: [jaa

(ebd.)

Zunächst ist dies ein Zeichen dafür, dass die Jugendlichen die ethnische Herkunft des Anderen gar nicht unbedingt kennen. Das macht darauf aufmerksam, dass für den alltäglichen Umgang miteinander die Frage der ethnischen Herkunft offensichtlich nicht relevant ist. Die Wahrnehmung des Anderen scheint hier nicht bzw. nicht vordergründig über die ethnisch-nationale Zugehörigkeit als zentrale Leitdifferenz zu verlaufen.

Das spaßig-spielerische Ausagieren von Melissas Vorwurf durch Astrid und Jeany erfährt durch Tonnes Frage zudem eine Wendung: Noch immer wird die Frage nach dem Zusammenhang der Delinquenzbelastung des anderen Schulteils und dem Anteil der ausländischen Schüler dort nicht auf einer Metaebene, z.B. als fatale Einstellung von Melissa, thematisiert. Im Unterschied zum bisherigen, spaßhaften Insistieren geht es nun aber um die ernsthafte Klärung der Sachlage. Die Behauptung, dass auch im eigenen, positiv befundenen Schulteil „viele Ausländer“ lernen, soll exemplarisch an der eigenen Gruppe überprüft werden. Die Klärung der strittigen Frage nach dem Zusammenhang von Ausländeranteil und Delinquenzbelastung einer Schule geschieht hier also gegenstandsbezogen: Der Argumentationszusammenhang, den Melissa ausbreitet, wird über die konkrete Veranschaulichung widerlegt; die eigene Gruppe steht für den eigenen Schulteil, und hier sind drei von sieben Schülern solche, die für sich nicht in Anspruch nehmen, „Deutsche“ zu sein – selbst wenn sie, wie Jeany und Tonne, nur einen Elternteil mit Migrationshintergrund haben, hier geboren sind und akzentfrei deutsch sprechen. Melissa wird darüber, dass die ihren Äußerungen implizite Denunziation von Schülern mit Migrationsstatus selbst nicht expliziert wird, nicht angegriffen. Aber das, was sie unterstellt, wird über diese Aushandlung in anschaulicher Weise ad absurdum geführt.

Daran, dass sich auf Tonnes Aufforderung hin alle (auch Melissa) beteiligen – sich also als Deutsche melden bzw. als Migranten dies nicht tun – zeigt sich zudem, dass sich die Jugendlichen zueinander komplementär verhalten, sie scheinen aufeinander eingespielt zu sein. Dies setzt sich auch im Weiteren bis zum Ende der Passage fort. Während sich die deutschen Schüler noch melden, fordert Rolf Astrid lachend auf, den Arm herunterzunehmen:

Rm: [Astrid nimm den Finger @runter@ @(.)@

?m: [@(.)@

me: |@(..)@
 Aw: @aber Rolf du ne
 Tm: |eine Schande für die Deutschen
 l: |@(hm)@
 Aw: |@ja@(3)
 (ebd.)

Auf Rolfs Einwurf bezieht sich Astrid lachend, indem sie in Frage stellt, dass ausgerechnet er das Recht habe, sich zu melden, und das Ganze mündet schließlich darin, dass Tonne das Geschehen in der Floskel metaphorisch zuspitzt, dass das (Melden von Rolf bzw. der ‚Streit‘ der zwei Deutschen) „*eine Schande für die Deutschen*“ sei. Im scherzhaften Distinktionsversuch von Rolf gegenüber Astrid, der hier spaßhaft abgesprochen wird, ‚richtige‘ Deutsche zu sein, zeigt sich, wie von den deutschen Jugendlichen selbst (!) die ethnisch-nationale Zugehörigkeit als eine Eigenschaft des Einzelnen, die, adäquat einer individuellen Leistung, im Besonderen Anerkennung verdiene, persifliert wird. Genau darauf antwortet auch Astrid, wenn sie hier den Spieß umdreht: Wenn die ethnisch-nationale Zugehörigkeit im Sinne der Anerkennung eines Verdienstes dem Einzelnen gewährt wird und sie ihr nicht zukomme, eben weil sie ihre Nationalität nicht als einen Verdienst vorweisen kann, stehe sie auch Rolf, für den dies ebenfalls zutrifft, nicht zu. Dass die Jugendlichen hier aufeinander eingespült sind – anders ausgedrückt: dass der Kontakt zueinander von einem Beziehungsmuster geprägt ist, das sich durch gegenseitige Sympathie, Achtung und eine gemeinsame Geschichte auszeichnet –, kommt in dieser Art und Weise, wie sie mit dem Thema der ethnischen Zugehörigkeit und des darauf bezogenen ‚Nationalstolzes‘ umgehen, pointiert zum Ausdruck: So setzt, dass sich Rolf einen Scherz mit Astrid erlauben kann, Vertrauen in die Anderen in der Weise voraus, dass diese Rolfs Bemerkung nicht als Ärger-Machen, als Angriff missverstehen. Die Betonung der gegenseitigen Anspielungen liegt hier also im gemeinsamen Spaß und nicht darin, individualisierend und ernsthaft gegeneinander Differenzen zu markieren. Dabei sind es jeweils nur kleine Hinweise an den Anderen. Das, was an Semantik ‚in der Luft liegt‘, wird verstanden: Tonne verspricht und verdichtet dies, wenn er in der Doppeldeutigkeit einerseits aus Astrids Perspektive das Melden von Rolf und andererseits aus der Beobachterperspektive den Wortwechsel der beiden Deutschen als „*eine Schande für die Deutschen*“ bezeichnet. Indem er sich – erst recht als Migrant – eines Schlagwortes rechtspopulistischer Provenienz bedient, bringt er die Persiflage des ‚deutschen Nationalstolzes‘ auf den Punkt; alle müssen lachen und das Thema ist beendet.

Die Unterstellung, dass die Problembelastung des anderen Schulteil mit dem Anteil seiner Schüler mit Migrationshintergrund zu tun habe, ist hinfällig geworden, und die Frage der ethnischen Zugehörigkeit ist als keine des persönlich-individuellen Verdienstes und insofern als irrelevant herausgestellt worden. Ohne an irgendeiner Stelle explizit zu thematisieren, dass Melissa mit ihrer Äußerung ein gängiges Vorurteil gegenüber Ausländern bedient, und ohne Melissa als Person anzugreifen, ist der stigmatisierende Blick auf die ethnische Zugehörigkeit als Leitdifferenz der Betrachtung von Umwelt obsolet geworden. Damit zeigt sich etwas in dieser Sequenz, das wir auch in anderen Zusammenhängen in

Bezug auf die Klasse, der diese Jugendlichen angehören, herausarbeiten konnten (vgl. hierzu *Wiezorek* in Druck): dass die Schüler hier achtungsvoll miteinander umgehen. Die Schulklasse als Zwangsgemeinschaft einerseits und als Peerzusammenhang andererseits ist hier zu einer Klassengemeinschaft fusioniert, die sich durch das Bemühen der Schüler um ein harmonisches, konfliktfreies Miteinander und durch den Bezug auf den Einzelnen unter der Betonung der Gemeinschaft auf der Basis grundlegender Achtung auszeichnet. Der Ausschnitt aus der Gruppendiskussion illustriert dabei, dass sich dies auch bzw. gerade im Umgang mit Meinungsverschiedenheiten bzw. den Eigenheiten von Mitschülern zeigt. Metaphorisch kommt die Beziehungsqualität dieser Schulklasse – die stark über das Agieren der Klassenlehrerin entstanden ist (vgl. ebd.) – in der Aussage einer Schülerin zum Ausdruck: „*Wir sind die beste Klasse der Welt!*“ (Beobachtungsnotiz vom 8.10.03, HS Unterfeld).

4 Zur Bedeutung der Qualität interethnischer Kontakte im Hinblick auf die Vorbeugung fremdenfeindlicher Haltungen

Auch wenn die Ergebnisse der quantitativen und der qualitativen Analyse auf unterschiedlichen Ebenen lagern – während die ersten auf einer standardisierten Repräsentativbefragung beruhen, sind die zweiten aus einer exemplarischen Fallrekonstruktion gewonnen –, lassen sich nach unserer Ansicht diese Ergebnisse aufeinander beziehen. Als Resultat der quantitativen Analyse zum Zusammenhang von fremdenfeindlichen Stereotypisierungen und interethnischen Kontakten von Jugendlichen in der Lebenswelt Schule kann dabei festgehalten werden:

- dass die Kontaktmöglichkeiten und die Kontakterfahrungen im Gegensatz zu den anderen unabhängigen Variablen die höchsten Effekte hinsichtlich des Vorhandenseins von fremdenfeindlichen Einstellungen zeigen;
- dass sich hinsichtlich des Einflusses von Kontaktmöglichkeiten auf die fremdenfeindlichen Einstellungen deutscher Jugendlicher insbesondere Freundschaften als bedeutend erweisen, und
- dass die Effekte zwischen der Qualität der Alltagserfahrungen (positiv oder negativ) und den fremdenfeindlichen Einstellungen von deutschen Jugendlichen die stärksten Beziehungen aller einbezogenen Variablen in diesem Modell aufweisen.

Diese Ergebnisse haben zu einer spezifischen Fragestellung für die qualitative Analyse geführt: Wie kommt – gerade in Bezug auf die Verhandlung von Ausländerstereotypen – in der konkreten Interaktion von Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund die Qualität des Kontaktes zum Ausdruck? Hier hat die exemplarische Fallrekonstruktion gezeigt:

- dass die implizit fremdenfeindliche Äußerung von Melissa von den Anderen deutlich als Vorurteil gegenüber Ausländern wahrgenommen, aber nicht als Ausdruck einer festen fremdenfeindlichen Haltung angesehen wird;
- dass, während der von Melissa unterstellte Zusammenhang zwischen der Problembelastung des anderen Schulteils und dessen Anteil an Migranteng jugendlichen widerlegt wird, die Anklage ihrer Person vermieden wird;
- dass die ethnische Zugehörigkeit für die Schüler in ihrem alltäglichen Umgang offenbar nicht von Bedeutung ist, sowie
- dass sowohl die Art und Weise, wie die Mitschüler auf Melissa reagieren, als auch der Wortwechsel zwischen Rolf und Astrid, der durch Tonne ironisch gesteigert wird, auf eine Kontaktqualität verweisen, die sich durch die Achtung des Anderen sowie einen freundschaftlichen Umgang miteinander auszeichnet. Dieses Ergebnis wird durch weitere Rekonstruktionen zu den schulischen Anerkennungsbeziehungen der Schulklasse, der die Jugendlichen angehören, gestützt (*Wiezorek in Druck*).

Unsere Ergebnisse zeigen damit einerseits übereinstimmend, wie bedeutsam die Qualität der Kontakte und Interaktionen zwischen Schülern im Hinblick auf die Vorbeugung fremdenfeindlicher Einstellungen ist. Durch die qualitative Analyse wird exemplarisch deutlich, dass dem achtungsvollen, nicht abwertenden oder zurechtweisenden Umgang miteinander hohe Bedeutung zuteil wird. Gleichsam wurde hier eine Beziehungsqualität im Detail sichtbar, die der freundschaftlicher Beziehungen ähnlich ist. Andererseits macht die Fallrekonstruktion darauf aufmerksam, dass die Stereotypisierungen, die wir in der quantitativen Untersuchung als Einstellungen gegenüber Fremden messen, nicht mit verfestigten rechtsextremen Haltungen gleichzusetzen sind. Hier zeigte sich, dass die Äußerung Melissas nicht einfach Ausdruck einer fremdenfeindlichen Gesinnung ist. Anzunehmen ist, dass Jugendliche eher Vorurteile unreflektiert übernehmen, die sie aus ihrem sozialen Umfeld beziehen. Die Interaktion zwischen den Jugendlichen zeigt dabei, dass die Verhandlung solcher Vorurteile ohne die Abwertung desjenigen, der sie äußert, möglich ist. Das bedeutet auch, dass Schulen über die Entwicklung einer achtungsvollen Schulkultur durchaus Einfluss darauf haben können, inwiefern aus vorurteilslastigen Äußerungen tatsächlich fremdenfeindliche Haltungen entstehen. Deutlich wurde über die Fallrekonstruktion zudem, dass die Differenzierung der Jugendlichen nach ihrem Migrationsstatus, der wir hier gefolgt sind, der Eigenwahrnehmung der Jugendlichen nicht ohne weiteres entspricht. Schließlich irritiert der – wenngleich so nur mit Vorsicht zu verallgemeinernde – qualitative Befund, dass es jugendliche Hauptschüler sind, die sich souverän mit einer fremdenfeindlichen Äußerung auseinandersetzen, den bekannten Befund der Abhängigkeit fremdenfeindlicher Einstellungen vom Bildungsgrad. Der quantitative Befund, dass das Vorhandensein fremdenfeindlicher Einstellungen vor allem von Kontakten zwischen deutschen Jugendlichen und jugendlichen Migranten abhängt, bestärkt diese Irritation insofern, als das hier sichtbar wurde, dass weitere Faktoren das Vorkommen von Fremdenfeindlichkeit beeinflussen. Und hieraus ergeben sich weiterführende Anfragen an die eigenen Analysen (*Wiezorek/Fritzsche in Druck*).

5 Literatur

- Allport, G. W. (1971): Die Natur des Vorurteils. – Köln.
- Amir, Y. (1969): Contact hypothesis in ethnic relations. In: *Psychological Bulletin*, 71. Jg., H. 5, S. 319-342.
- Dollase et al. (1999) = Dollase, R./Ridder, A./Bieler, A./Köhnemann, I./Woitowitz, K. (1999): Sind hohe Anteile ausländischer Schülerinnen in Schulklassen problematisch? In: *Journal für Konflikt- und Gewaltforschung*, 1. Jg., H. 1, S. 56-83.
- Dollase et al. (2002) = Dollase, R./Ridder, A./Bieler, A./Woitowitz, K./Köhnemann, I. (2002): Soziometrische Beziehungen und Fremdenfeindlichkeit in Schulklassen mit unterschiedlichem Ausländeranteil. In: *Boehnke, K./Fuss, D./Hagan, J.* (Hrsg.): *Jugendgewalt und Rechtsextremismus: soziologische und psychologische Analysen in internationaler Perspektive*. – Weinheim, S. 183-194.
- Fritzsche, S. (2004): *Jugend, Schule und Ethnozentrismus: Multikulturelle Schülerschaft und Fremdenfeindlichkeit. Eine quantitative und qualitative Studie. Exposé zum Promotionsvorhaben an die Hans-Böckler-Stiftung* (unveröffentl. Dokument). – Halle.
- Fritzsche, S. (in Druck): *Multikulturelle Schülerschaft und Fremdenfeindlichkeit*. In: *Helsper, W./Krüger, H.-H./Fritzsche, S./Sandring, S./Wiezorek, C./Böhm-Kasper, O./Pffaff, N.* (Hrsg.): *Unpolitische Jugend? Eine Studie zum Verhältnis von Schule, Anerkennung und Politik*. – Wiesbaden.
- Gurwitz, S. B./Dodge, K. A. (1977): Effects of confirmations and disconfirmations on stereotype-based attributions. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 35. Jg., H. 4, S. 495-500.
- Hamberger, Y./Hewstone, M. (1997): Inter-ethnic contact as a predictor of blatant and subtle prejudice: Tests of a model in four west European nations. In: *British Journal of Social Psychology*, 36. Jg., H. 2, S. 173-190.
- Helsper, W./Krüger, H.-H. (in Druck): *Politische Orientierungen Jugendlicher und schulische Anerkennung – Einleitung*. In: *Helsper, W./Krüger, H.-H./Fritzsche, S./Sandring, S./Wiezorek, C./Böhm-Kasper, O./Pffaff, N.* (Hrsg.): *Unpolitische Jugend? Eine Studie zum Verhältnis von Schule, Anerkennung und Politik*. – Wiesbaden.
- Helsper et al. (in Druck) = *Helsper, W./Krüger, H.-H./Fritzsche, S./Sandring, S./Wiezorek, C./Böhm-Kasper, O./Pffaff, N.* (Hrsg.) (in Druck): *Unpolitische Jugend? Eine Studie zum Verhältnis von Schule, Anerkennung und Politik*. – Wiesbaden.
- Hopf, W. (1999): Ungleichheit der Bildung und Ethnozentrismus. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 45. Jg., H. 6, S. 847-866.
- Jonas, K. (1998): Die Kontakthypothese: Abbau von Vorurteilen durch Kontakt mit Fremden? In: *Oswald, M. E./Steinvorth, U.* (Hrsg.): *Die offene Gesellschaft und ihre Fremden*. – Bern, S. 129-156.
- Kleinert, C./de Rijke, J. (2001): Rechtsextreme Orientierungen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. In: *Schubarth, W./Stöss, R.* (Hrsg.): *Rechtsextremismus in der BRD. Eine Bilanz*. – Opladen, S. 167-199.
- Krüger et al. (in Druck) = *Krüger, H.-H./Fritzsche, S./Pffaff, N./Wiezorek, C.* (in Druck): *Zur Relevanz des Politischen in Jugendkulturen – Geschlecht, Migration, Generation als Differenzierungskriterien*. In: *Helsper, W./Krüger, H.-H./Fritzsche, S./Sandring, S./Wiezorek, C./Böhm-Kasper, O./Pffaff, N.* (Hrsg.): *Unpolitische Jugend? Eine Studie zum Verhältnis von Schule, Anerkennung und Politik*. – Wiesbaden.
- Münchmeier, R. (2000): *Miteinander – Nebeneinander – Gegeneinander? Zum Verhältnis zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen*. Deutsche Shell. *Jugend 2000*. Band 1. – Opladen, S. 221-260.
- Pettigrew, T. F./Tropp, L. (2000): Does intergroup contact reduce prejudice? Recent meta-analytic findings. In: *Oskamp, S.* (Hrsg.): *Reducing prejudice and discrimination*. – New Jersey, S. 93-114.
- Reinders et al. (2000) = *Reinders, H./Hupka, S./Karatas, M./Schneewind, J./Alizadeh, F.* (2000): *Individuation und soziale Identität – Kontextsensitive Akkulturation türkischer Jugendlicher in Berlin. Zwischenbericht an die Volkswagen-Stiftung*. – Berlin.

- Reinders, H.* (2004): Entstehungskontexte interethnischer Freundschaften in der Adoleszenz. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 7. Jg., H. 1, S. 121-146.
- Schrader, A./Nikles, B. W./Griese, H. M.* (1979): Die zweite Generation: Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik. – Königsstein im Taunus.
- Sigelman, L./Welch, S.* (1993): The contact hypothesis revisited: Black-White interaction and positive racial attitudes. In: Social Forces, 71. Jg., H. 3, S. 781-795.
- Wagner, U./van Dick, R./Endrikat, K.* (2002): Interkulturelle Kontakte. Die Ergebnisse lassen hoffen. In: *Heitmeyer, W.* (Hrsg.): Deutsche Zustände. Folge 1. – Frankfurt am Main, S. 96-109.
- Wiezorek, C.* (in Druck): Die Schulklasse als heimatlicher Raum und als Ort der Einübung demokratischer Haltungen. In: *Helsper, W./Krüger, H.-H./Fritzsche, S./Sandring, S./Wiezorek, C./Böhm-Kasper, O./Pfaff, N.* (Hrsg.): Unpolitische Jugend? Eine Studie zum Verhältnis von Schule, Anerkennung und Politik. – Wiesbaden.
- Wiezorek, C./Fritzsche, S.* (in Druck): Migration, Fremdenfeindlichkeit und Bildung. In: *Geisen, T./Riegel, C.* (Hrsg.): Jugend im Kontext von Migration. – Frankfurt am Main.

Interethnische Freundschaften, interethnische Partnerschaften und soziale Integration

Sonja Haug



Dr. Sonja Haug,
Bundesamt für
Migration und
Flüchtlinge,
Nürnberg

Zusammenfassung

Der Beitrag befasst sich mit interethnischen Beziehungen als Indikator der sozialen Integration. Theoretischer Ansatzpunkt für die Erklärung der Freundes- und Partnerwahl sind Gelegenheitsstrukturen, Ressourcenausstattung und ethnische Präferenzen. Datenbasis ist der Integrationsurvey des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, eine Befragung von 18-30-Jährigen mit deutscher, italienischer und türkischer Abstammung sowie das Sozio-ökonomische Panel. Mit Methoden der Netzwerkanalyse werden interethnische Freundschaften und die ethnische Homogenität der Freundesnetzwerke untersucht. Generell haben Italienischstämmige häufiger als Türkischstämmige deutsche Freunde. Deutsch-Italiener haben häufiger Freundschaftsbeziehungen zu Deutschen als Deutsch-Türken; sie weisen ein hohes aufnahmelandspezifisches soziales Kapital und ein hohes Ausmaß sozialer Integration auf. Die Untersuchung der Partnerschaften zeigt, dass anhand der zunehmenden deutsch-türkischen Eheschließungen die interethnische Partnerwahl überschätzt wird. Im Gegensatz zu Deutsch-Italienern erweist sich die Partnerwahl von Türken und Deutsch-Türken in der Regel als intraethnisch. Eine Erklärung für Unterschiede zwischen Deutsch-Italienern und Deutsch-Türken könnte der intergenerationale Ressourcentransfer sein.

Schlagerworte: Migranten, Integration, soziale Netzwerke, Freundschaft, Partnerschaft

1 Soziales Kapital und soziale Integration – Einleitung

Zielsetzung der vorliegenden Untersuchung ist es, einen Beitrag zur Erforschung der sozialen Integration im Migrationskontext zu leisten. Theoretischer Ausgangspunkt für die Analyse ist der Zusammenhang zwischen der Ausstattung mit sozialem Kapital und der sozialen Integration. Soziales Kapital wird definiert als Ressource, die sich aus der sozialen Einbettung in ein Beziehungsnetzwerk ergibt (*Haug 2000*, S. 96). In der internationalen Migrationsforschung hat sich soziales Kapital als Ergänzung zu ökonomischen Erklärungsansätzen bewährt (*Espinosa/Massey 1997; Portes/Sensenbrenner 1993; Faist 1997; Haug 2000*). Auch in der soziologischen Integrationsforschung gibt es Ansätze für die Verwendung des Konzeptes des sozialen Kapitals (*Nauck/Kohlmann/Diefenbach 1997; Thränhardt 2000; Haug 2002b, 2003b, 2003c, 2004a*).

Integration wird hier als Angleichung an die Strukturen der Aufnahmegesellschaft definiert; dies kann sich auf strukturelle, kulturelle, soziale und identifikative Aspekte beziehen (*Esser 2001*, S. 22; *Heckmann 2002*, S. 343). Die so-

ziale Integration besteht in der Angleichung der Beziehungsmuster bei Migranten und Einheimischen. Diese Beziehungsmuster können durch Indikatoren der Freundschafts- oder Kontaktnetzwerke gemessen werden (*Friedrichs/ Jagodzinski* 1999, S. 20). Es wird davon ausgegangen, dass Kontakte zu Personen der Aufnahmegesellschaft notwendige Voraussetzung für die soziale Integration sind. Insofern kann ein geringer Grad an ethnischer Homogenität der Beziehungsnetzwerke als gelungene soziale Integration interpretiert werden, während umgekehrt das Fehlen interethnischer Kontakte bei gleichzeitiger Beibehaltung der Kontakte zu Angehörigen der Herkunftsgesellschaft als „ethnische Segmentation“ (*Esser* 2001, S. 19, S. 40) bzw. als „ethnische Selbstabgrenzung“ betrachtet wird. Damit ist keine Aussage darüber verbunden, ob soziale Interaktion zwischen Angehörigen ethnischer Minderheiten zu einer Art von „Binnenintegration“ (*Elwert* 1982) beiträgt. Es wird lediglich von der Annahme ausgegangen, dass soziale Beziehungen mit Angehörigen der Aufnahmegesellschaft Indikator für die Ausstattung mit aufnahmelandsspezifischem sozialen Kapital und Bedingung der sozialen Integration sind. Ein Beispiel dafür stellt die Partnerwahl dar. Zuwanderer, die eine Partnerschaft mit einem Deutschen/ einer Deutschen eingehen, werden demnach in höherem Maße als sozial integriert betrachtet als Zuwanderer, die einen Partner/ eine Partnerin gleicher ethnischer Abstammung wählen. Soziale Beziehungen zu Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe werden als herkunftslandsspezifisches soziales Kapital definiert. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Kontaktpersonen mit gleicher Staatsangehörigkeit und Personen, die unabhängig von der Staatsangehörigkeit die gleiche ethnische Abstammung haben. Diese Definitionen haben den Vorteil einer höheren Trennschärfe. Erstens kann unterschieden werden zwischen sozialen Beziehungen, die auf den Herkunfts- oder Aufnahmelandkontext gerichtet sind. Zweitens kann auch für Deutsche mit Migrationshintergrund genauer untersucht werden, inwieweit die Kontaktnetzwerke die ethnische Herkunftsgruppe überschreiten.

Tabelle 1: Indikatoren der Ausstattung mit sozialem Kapital und der sozialen Integration bei Migranten

Staatsangehörigkeit der Freunde/Partner	Soziales Kapital	Soziale Integration
Deutsche Freunde/deutsche Partner	Aufnahmelandsspezifisches soziales Kapital	Soziale Integration im Kontext der Aufnahmegesellschaft
Freunde/Partner mit gleicher ethnischer Abstammung	Ethniespezifisches soziales Kapital	Ethnische Homogenität (Index 1), ethnische Segmentation
Freunde/Partner mit gleicher Staatsangehörigkeit	Herkunftslandsspezifisches soziales Kapital	Ethnische Homogenität (Index 2), ethnische Segmentation
Deutsche Freunde/Partner und Freunde/Partner mit gleicher ethnischer Abstammung/ Staatsangehörigkeit	Aufnahmelandsspezifisches und herkunftslandsspezifisches/ethniespezifisches soziales Kapital	Mehrfachintegration
Keine Freundschaften/ Partnerschaft	Kein soziales Kapital	Soziale Isolation

Die vorliegende Arbeit beschränkt sich auf die deskriptive Analyse der sozialen Integration im Querschnitt anhand von Freundschaften und Partnerschaften. Nicht berücksichtigt wird, inwieweit Kontakte zu Deutschen und zu Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe gleichzeitig gepflegt werden. Dieser Fall wird als „Mehrfachintegration“ bezeichnet (*Esser* 2001, S. 19; *Nauck/Kohlmann* 1998, S. 211; *Nauck/Kohlmann/Diefenbach* 1997, S. 481). Nicht untersucht wird die Multikulturalität von Freundschaftsnetzwerken (*Haug* 2003b, 2003c) oder die Mitgliedschaft in Cliques (*Haug* 2003b, 2004a).

2 Daten und Methode

Mit dem Integrationsurvey des BiB wird ein Datensatz verwendet, der durch das Erhebungsdesign in besonderer Weise ermöglicht, am Beispiel italienischer und türkischer Migranten Effekte der ethnischen Abstammung und der Staatsangehörigkeit zu trennen. Damit wird der Forderung nach einer angemessenen Berücksichtigung eingebürgerter Zuwanderer nachgekommen. Dies ist nach neueren Forschungsergebnissen unerlässlich, um ein negativ verzerrtes Bild der Platzierung von Migranten zu vermeiden (*Salentin/Wilkening* 2003; *Haug* 2002a). Die Besonderheit des Integrationsurveys des BiB liegt in einem namensbasierten Stichprobenziehungsverfahren. Dazu wurden die Angehörigen der Zielpopulation anhand eines Namenserkennungsverfahrens aus örtlichen Telefonregistern gezogen und mündlich befragt (*Mammei/Sattig* 2002; *Humpert/Schneiderheinze* 2000). Der Datensatz besteht aus jeweils etwa 1.200 weiblichen und männlichen Befragten mit deutscher, italienischer oder türkischer Abstammung zwischen 18 und 30 Jahren. Unter den Befragten italienischer Abstammung besitzen 36% die deutsche Staatsangehörigkeit, in der Gruppe der Türkischstämmigen 30%. Die „Deutsch-Italiener“ sind in den meisten Fällen von binationalen Eltern abstammende Doppelstaatsangehörige, die „Deutsch-Türken“ sind überwiegend Eingebürgerte (*Haug* 2004a). Das Sozio-ökonomische Panel wurde zu Vergleichszwecken herangezogen (*SOEP Group* 2001).

3 Interethnische Freundschaften

Ein Befund der Integrationsforschung ist die Bevorzugung der eigenen Nationalität und die Persistenz ethnisch homogener Beziehungsnetzwerke (*Esser* 1990, S. 187; *Wimmer* 2002, S. 17). Hierbei zeigen verschiedene Studien starke Nationalitätenunterschiede im Ausmaß der interethnischen Kontakte. Türkische Migranten der zweiten Generation sind z.B. weniger sozial integriert als Jugoslawen (*Esser* 1990). Demgegenüber sind Italiener relativ gut sozial integriert, weisen aber Integrationsdefizite in anderen Bereichen auf (*Granato* 1995). In der Schweiz sind Beziehungsnetzwerke von Immigranten homogener als die Einheimischer und im Generationenverlauf lässt sich eine Verbesserung der Kontakte zu Einheimischen feststellen (*Wimmer* 2002).

Die Netzwerkgröße ergibt sich aus der Frage „Wie viele gute Freunde/Freundinnen haben Sie außerhalb der Familie?“. Die Zahl der Freunde differiert stark mit der ethnischen Abstammung (vgl. Tab.2): Deutsche haben im Durchschnitt signifikant weniger Freunde als Italienisch- und Türkischstämmige; 75% der Migrantengruppe geben mindestens 10 Freunde an (T-Test, $p < 0,000$). Dieses Ergebnis deutet auf eine höhere Kontaktfreudigkeit der Personen mit Migrationshintergrund hin. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Definition des Ausdrucks „Gute Freunde außerhalb der Familie“ kulturell unterschiedlich verstanden wird. Die Durchschnittswerte variieren in verschiedenen Studien (*Diewald* 1986, S. 59). Die Verwendung aufwändiger Frageformulierungen oder mehrerer Namensgeneratoren konnte sich in der Forschungspraxis bisher jedoch nicht durchsetzen (*Wolf* 1996, S. 24).

Obleich die Größe der Freundesnetzwerke nicht ungeachtet der Beziehungsstärke, Kontakthäufigkeit, Wohnentfernung oder Kontaktart mit der Ausstattung mit sozialen Ressourcen gleichzusetzen ist, haben Migranten nach diesen Ergebnissen eine bessere Ausstattung mit sozialem Kapital als Deutsche. In der Regel erfolgt ein Großteil der alltäglichen Unterstützungsleistungen durch Personen, zu denen enge soziale Beziehungen bestehen, vorrangig Familienangehörige. Diese Familienbezogenheit der Netzwerke ist bei Türken stärker als bei Deutschen ausgeprägt (*Nauck/Kohlmann/Diefenbach* 1997, S. 487).

Insgesamt ist festzustellen, dass Freunde in der Regel aus der eigenen Ethnie gewählt werden.

Es zeigt sich auch ein signifikanter Geschlechtseffekt bei der durchschnittlichen Größe des Freundesnetzwerks (T-Test, $p < 0,001$). Frauen haben im Durchschnitt weniger Freunde bzw. Freundinnen als Männer (*Haug* 2003b, S. 104). Bei Befragten türkischer Abstammung ist der Geschlechterunterschied besonders deutlich. Auch die Mitgliedschaft in Cliques erwies sich als ethnisch determinierte Verhaltensweise – Italiener sind am häufigsten

Mitglied einer Clique – und Cliques sind bei Italienern und Türken zudem vorrangig eine Männerdomäne (*Haug* 2003b, S. 105).

Insgesamt ist festzustellen, dass Freunde in der Regel aus der eigenen Ethnie gewählt werden. Interethnische Kontakte – zu Deutschen und Angehörigen anderer Länder – kommen bei den Migranten recht häufig vor (mehr als 40% nennen andere Nationalitäten), während sie bei den Deutschen mit 23% eher die Ausnahme bilden.

Ähnliche Verteilungen mit ethnisch homogenen Netzwerken finden sich ebenfalls bei Italienern und Türken in der Schweiz (*Wimmer* 2002, S. 16f). Deutsche haben etwas häufiger Kontakte zu Türken als zu Italienern. Auch gibt es zwischen Italienisch- und Türkischstämmigen keinen Unterschied hinsichtlich der Häufigkeit ihrer Kontakte zu Deutschen (68% und 67%). Den niedrigsten Anteil an deutschen Freunden haben italienische Befragte der ersten Generation ohne deutsche Staatsangehörigkeit (55%). Bei Deutsch-Italienern (80%) und Deutsch-Türken (74%) treten generell häufiger Freundschaftsbeziehungen zu Deutschen auf als bei Migranten ohne deutsche Staatsangehörigkeit.

Die Analyse einer vergleichbaren Subpopulation im Sozio-ökonomischen Panel ergibt ein ähnliches Muster (Tab. 3). Deutsche Freunde werden hier definiert durch Freunde, deren „Nationalität oder Herkunft“ in den alten oder neuen Bundesländern ist. Die Ergebnisse beziehen sich auf den relativen Anteil der deut-

schen Freunde, der sich aus dem Anteil der deutschen von maximal drei Freunden, deren Nationalität genannt wurde, ergibt. 0 bedeutet, keiner der Freunde ist deutsch, 1 bedeutet, alle Freunde sind deutsch, 1/3 bedeutet, einer von drei Freunden ist deutsch, 1/2 bedeutet, einer von zwei Freunden ist deutsch, usw.

Tabelle 2: Staatsangehörigkeiten der Freunde

Ethnische Abstammung und Staatsangehörigkeit der Befragten	Fallzahl	Staatsangehörigkeit der Freunde (in Prozent)			
		Deutsch	Italienisch	Türkisch/ kurdisch	Andere
Deutsche Abstammung	1.189	89,1	5,8	10,5	23,0
Italienische Abstammung	1.197	67,9	51,4	–	47,0
Deutsch-Italiener	433	80,1	33,0	–	44,1
Erste Generation	33	72,7	42,4	–	42,4
Zweite Generation	400	80,8	32,3	–	44,3
Italiener	764	61,0	61,8	–	48,6
Erste Generation	263	55,1	41,9	–	44,1
Zweite Generation	501	64,1	58,1	–	50,9
Türkische Abstammung	1.223	67,3	–	81,7	42,3
Deutsch-Türken	366	73,8	–	75,4	40,7
Erste Generation	138	68,8	–	81,2	34,8
Zweite Generation	228	76,8	–	71,9	44,3
Türken	857	64,5	–	84,4	42,9
Erste Generation	363	59,5	–	83,7	38,0
Zweite Generation	494	68,2	–	84,8	43,6

Datenquelle: Integrationsurvey des BiB. Frageformulierung: „Welche Staatsangehörigkeit haben Ihre Freunde? Deutsch/Andere. Welche? z.B. Italienisch/Türkisch/.....“. Mehrfach-Nennungen waren möglich. Erste Generation: im Ausland geboren. Zweite Generation: in Deutschland geboren.

Tabelle 3: Deutsche Freunde und homogenes Freundesnetzwerk

Stichprobe, Staatsangehörigkeit-Ethnische Abstammung	Fallzahl	Relation der deutschen Freunde (aus maximal drei Freunden) in Prozent					Nationalitäts-/Herkunftsbezogenes Netzwerk
		0	1/3	1/2	2/3	1	
Deutsche SP	6232	3,8	1,3	0,2	4,3	90,4	92,8
Italienische	359	32,3	14,5	0,6	15,9	36,8	69,2
Deutsch-Italiener	92	8,7	–	1,1	13,0	77,2	16,7
Italiener	267	40,4	19,5	0,4	16,9	22,8	76,6
Türkische SP	675	58,7	18,4	1,0	8,0	13,9	89,7
Deutsch- Türken	131	38,2	21,4	0,8	11,5	28,2	68,7
Türken	544	63,6	17,6	1,1	7,2	10,5	93,7

Datenquelle: Sozioökonomisches Panel 2001, Zuordnung zur Stichprobe auf der Basis der 1. Welle des Panels (1984). Deutsche: Stichprobe A (Westdeutschland), Zuwanderer mit deutscher Staatsangehörigkeit aus Stichprobe D (Aussiedler und Übersiedler aus Ostdeutschland). Italienische bzw. türkische Abstammung: italienische bzw. türkische Haushalten der Ausländerstichprobe B sowie ausländische Zuwanderer mit italienischer oder türkischer Staatsangehörigkeit der Zuwandererstichprobe D. Deutsch-Italiener bzw. Deutsch-Türken: deutsche Staatsangehörigkeit. Frageformulierung: „Denken Sie bitte an drei Personen, mit denen Sie näher befreundet sind und mit denen Sie sich häufiger treffen. Es kann sich dabei sowohl um Verwandte als auch Nicht-Verwandte handeln, nur nicht um Personen, die mit Ihnen im gleichen Haushalt wohnen. Es können maximal drei Personen genannt werden. Welche Nationalität oder Herkunft hat er oder sie? Ist aus den alten/ neuen Bundesländern/ aus einem anderen Land oder Ausländer?“ Bei Bejahung dieser Frage wird nachgehakt: „Kommen Sie selbst aus demselben Land? Ja/nein.“

Mehr als 90% der Deutschen, 77% der Deutsch-Italiener und 28% der Deutsch-Türken im SOEP haben ausschließlich deutsche Freunde. 40% der Italiener, 38% der Deutsch-Türken und sogar 64% der Türken haben keine deutschen Freunde. Darüber hinaus bestehen die Freundesnetzwerke der Italiener relativ häufig zu zwei Dritteln aus Deutschen.

Beide Befragungen weisen somit darauf hin, dass die deutsche Staatsbürgerschaft bzw. die Abstammung von deutsch-ausländischen Eltern oder die Einbürgerung für die soziale Integration eine große Bedeutung hat. Zudem steigt im Generationenverlauf die Häufigkeit der Kontakte zu Deutschen: in Deutschland

Deutsch-Türken zeigen das gleiche Verhalten bei der Freundeswahl wie nicht eingebürgerte Türken.

geborene Italiener und Türken haben in jeder Subgruppe häufiger deutsche Freunde als Zugewanderte. Der Generationeneffekt bestätigt Ergebnisse anderer Studien (*Esser* 1990, S. 187; *Wimmer* 2002, S. 18). Die deutsche Staatsangehörigkeit wirkt sich auch unter Kontrolle des Geschlechts in beiden Migrantengruppen positiv auf die Häufigkeit aus, mit der Deutsche im Freundeskreis vorhanden sind (*Haug* 2003b, S. 108). Das entspricht den Befunden

der Shell-Studie, wonach auftretende Geschlechterunterschiede im Hinblick auf Kontakte zu Deutschen auf unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen und soziokulturelle Hintergründe zurückzuführen sind (*Cornelißen* 2002, S. 199). Da türkische Frauen selten an bei Deutschen üblichen Freizeitaktivitäten teilnehmen, haben sie geringere Chancen, Freundschaften mit Deutschen zu schließen. Für den Integrationsurvey kann festgestellt werden, dass junge türkische Frauen selten berufstätig und häufig Mütter sind (*Haug* 2002a, S. 119). Bei den Migranten haben Frauen insgesamt seltener deutsche Freunde; in beiden Gruppen haben jedoch Frauen mit deutscher Staatsangehörigkeit häufiger als ebensolche Männer deutsche Freunde.

Deutsche haben fast ausschließlich homogene Netzwerke (Tab. 4, ausführliche Beschreibung vgl. *Haug* 2003b, 2003c). Der ausgesprochen niedrige Anteil an ethnisch homogenen Freundschaftsnetzwerken bei Deutsch-Italienern (7%), aber auch bei Deutsch-Türken (20%) gibt an, dass sie viele soziale Beziehungen außerhalb der eigenethnischen Gruppe haben (Index 1). Die geringere Homogenität der Netzwerke der Deutsch-Türken gegenüber den nicht-eingebürgerten

Deutsch-Italiener verhalten sich somit ähnlich wie Deutsche und wählen selten Freunde, die eine andere Staatsangehörigkeit besitzen

Türken bleibt bestehen, wenn man die Homogenität der Freundesnetzwerke nicht an ihrer ethnischen Abstammung, sondern an ihrer Staatsangehörigkeit bemisst (17%, Index 2). Deutsch-Türken zeigen das gleiche Verhalten bei der Freundeswahl wie nicht eingebürgerte Türken. Dahingegen erhöhen sich die Anteile der Deutsch-Italiener, die bezogen auf die Staatsbürgerschaft ein homogenes Netzwerk haben, von unter 7% auf 44%. Hinzu kommt, dass die Freundesnetzwerke der Deutsch-Italiener eine sehr geringe Multikulturalität aufweisen. Ihre Freunde haben überwiegend die gleiche Staatsangehörigkeit, d.h. deutsch. . Ihnen

kann im Gegensatz zu den Deutsch-Türken ein hohes Ausmaß an aufnahmelandspezifischem sozialem Kapital und somit eine sehr gute soziale Integration attestiert werden.

Tabelle 4: Homogenität und Multikulturalität der Freundesnetzwerke

Staatsangehörigkeit/ Ethnische Abstammung	Fallzahl	Index 1: Ethnisch homogenes Netz- werk (Prozent)	Index 2: Auf Staatsangehörig- keit bezogen homogenes Netz- werk (Prozent)	Multikulturalität (Durchschnitt)
Deutsche Abstammung	1.189	71,2	71,2	1,40
Italienische Abstammung	1.197	16,4	29,7	1,66
Deutsch-Italiener	433	6,7	43,6	1,57
Erste Generation	33	18,2	27,3	1,58
Zweite Generation	400	5,8	45,0	1,57
Italiener	764	21,9	21,9	1,71
Erste Generation	263	27,4	27,4	1,68
Zweite Generation	501	19,0	19,0	1,73
Türkische Abstammung	1.223	24,9	24,0	1,91
Deutsch-Türken	366	19,7	16,9	1,90
Erste Generation	138	25,4	14,5	1,85
Zweite Generation	228	16,2	18,4	1,93
Türken	857	27,1	27,1	1,92
Erste Generation	363	32,2	32,2	1,81
Zweite Generation	494	23,3	23,3	2,00

Datenquelle: Integrationsurvey des BiB. Anteile an Personen mit homogenem Freundesnetzwerk. Index 1: Ausschließlich Freunde mit einer Staatsangehörigkeit, die gleich der ethnischen Abstammung des Befragten ist, Index 2: Ausschließlich Freunde mit der gleichen Staatsangehörigkeit wie der Befragte; Multikulturalitätsindex: Zahl verschiedener Nationalitäten im Freundesnetzwerk (Range: 1-7).

Auch diese Ergebnisse lassen sich durch das SOEP bestätigen (Tab. 3). Ein homogenes Netzwerk ist dann gegeben, wenn alle Freunde „aus einem anderen Land oder Ausländer“ sind und zustimmend auf die Frage „Kommen Sie selbst aus diesem Land?“ geantwortet wird. Italienischstämmige besitzen seltener ein ethnisch homogenes Freundesnetzwerk als Türkischstämmige. Deutsch-Italiener (17%) und Deutsch-Türken (69%) haben seltener ein homogenes Netzwerk als die jeweilige Vergleichsgruppe.

Die Präferenz für Kontaktpersonen, die gleiche Eigenschaften und Verhaltensweisen wie „Ego“ aufweisen und die daraus resultierende homogene Netzwerke, hängen zunächst mit fehlenden Gelegenheiten zusammen, Personen, die sich außerhalb der eigenen sozialen Umwelt bewegen, kennen zu lernen (vgl. auch den Einfluss der Sozialraumorientierung, *Reinders* 2004a). Untersuchungen der Netzwerke türkischer Immigranten haben gezeigt, dass ihre Beziehungen hauptsächlich entlang verwandtschaftlicher, nicht allein ethnischer Linien verlaufen (*Nauck/Kohlmann* 1998, S. 217). Eine theoretisch begründbare und empirisch plausible Erklärung besteht somit darin, dass Deutsch-Italiener, die die deutsche Staatsangehörigkeit in den meisten Fällen durch einen deutschen Elternteil bei Geburt erhalten, häufig Kontakte zu deutschen Verwandten und zu Bekannten der Eltern haben. Durch die häufigeren Gelegenheiten, andere Deutsche kennen zu lernen, haben sie in der Regel höhere Chancen zur sozialen Integration. Zudem erlernen sie aufnahmelandspezifische ethnisch-kulturelle Normen in Zuge der Sozialisation, die ihnen die Aufnahme sozialer Beziehungen zu Deutschen erleichtern. Ein Drittel der Italienischstämmigen verfügt mit

dem deutschen Elternteil über „vererbtes“ aufnahmelandsspezifisches soziales Kapital und somit ein höheres soziales Integrationspotential, wohingegen Eingebürgerte in dieser Hinsicht weniger Gelegenheiten zur Kontaktaufnahme mit Deutschen haben (siehe Tab. 6). Eine multivariate Analyse (logistische Regression) hat gezeigt, dass unter Kontrolle der ethnischen Abstammung und der Staatsangehörigkeit Befragte mit einem binationalen Elternpaar im Vergleich zu Befragten mit ausländischem Elternpaar die Wahrscheinlichkeit, deutsche Freunde zu haben, um mehr als das Doppelte erhöht ist (*Haug* 2003a, S. 121). Daneben erhöht sich die Wahrscheinlichkeit auch bei Befragten mit höherem Bildungsniveau und abgeschlossener Berufsausbildung und Befragten mit überdurchschnittlichen Deutschkenntnissen, während sie sich bei praktizierenden Muslimen verringert. Weitere Erklärungsfaktoren für die Entstehung interethnischer Freundschaften, wie z.B. ethnische Identitäten, spielen voraussichtlich auch eine Rolle (*Reinders* 2004a, 2004b).

4 Interethnische Partnerschaften

Seit 1985 lässt sich in Deutschland ein Anstieg der Zahl der Eheschließungen zwischen deutschen Männern und ausländischen Frauen nachweisen (*Roloff* 1998, S. 320). Im Zeitraum von 1991 bis 1999 lässt sich ein starker Anstieg der Eheschließungen zwischen deutschen Männern und ausländischen Frauen sowie zwischen Ausländern untereinander feststellen, während die Zahl der Eheschließungen der Deutschen untereinander abgenommen hat (*Roloff/Schwarz* 2002, S. 13). Dies könnte als zunehmende soziale Integration gewertet werden.

Mit der amtlichen Statistik können interethnische Beziehungen allerdings nur lückenhaft untersucht werden, da zum einen durch Konsulats- und Auslands-ehen eine Untererfassung der ausländischen Eheschließungen vorliegt, zum anderen das Kriterium der Staatsangehörigkeit zu einer erschwerten Erfassung interethnischer Ehen führt (*Straßburger* 2000; *Haug* 2004b). Die folgende Analyse interethnischer Partnerschaften soll dazu beitragen, Hinweise über die Größenordnung der Verzerrung zu erhalten.

Der Altersstruktur der Befragten im Integrationsurvey des BiB entsprechend liegt der Anteil der Verheirateten unter den Deutschen insgesamt bei 18% (vgl. Tab.5), den Italienischstämmigen insgesamt bei 22 % und den Türkischstämmigen bei 33% (*Haug* 2002a, S. 118f). Mit Ausnahme der türkischen Frauen sind weniger als 30% der Frauen verheiratet. Ehe und Elternschaft sind in allen ethnischen Gruppen und bei beiden Geschlechtern fest miteinander verknüpft (*Haug* 2002b). Italiener haben eine höhere Heiratsneigung als Deutsch-Italiener, wohingegen es zwischen Türken und Deutsch-Türken kaum Unterschiede gibt. Eine feste Partnerschaft hat die Mehrzahl der Befragten aller Gruppen. Junge Männer haben in allen ethnischen Gruppen seltener feste Partnerschaften als junge Frauen; dies entspricht dem generell höheren Erstheiratsalter von Männern (*Roloff/Schwarz* 2002, S. 11).

Tabelle 5: Partnerschaft und Staatsangehörigkeit der Partner/innen (Spaltenprozente)

	Staatsangehörigkeit- ethnische Abstammung									
	Deutsch		Deutsch-Italiener		Italiener		Deutsch-Türken		Türken	
	w	m	w	m	w	m	w	m	w	m
Geschlecht										
Anzahl	604	616	223	215	381	405	215	153	381	492
Ehe und Partnerschaft										
Verheiratet	20,7	15,3	17,5	16,3	26,2	23,7	45,6	23,5	38,8	28,7
Partnerschaft und/oder Ehe	57,1	48,1	65,5	55,3	63,3	57,0	65,1	49,7	59,1	53,5
Staatsangehörigkeit des Partners/der Partnerin										
Deutsch	92,5	92,2	56,2	81,5	32,0	59,7	27,9	53,9	11,6	25,1
Italienisch	1,4	1,0	28,1	7,6	58,1	24,2	-	-	-	-
Türkisch	1,7	0,7	-	-	-	-	70,0	42,1	84,4	69,6
Deutsch+Italien./Türk.	-	-	2,7	1,7	0,4	0,4	0,7	1,3	1,3	0,4
Andere Staatsang.	4,4	6,1	13,0	9,2	9,5	15,6	1,4	2,6	2,7	4,9
	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
Deutsch ohne Eingeb.	89,6	88,9	54,8	77,3	28,2	57,1	8,6	34,2	5,8	19,4
Akzeptanz einer interethnischen Ehe										
ja	82,9	88,0	87,0	95,0	85,4	90,9	65,8	70,9	62,2	75,8

Datenquelle: Integrationsurvey des BiB. w: weiblich, m: männlich. Partnerschaften umfassen sowohl Ehen als auch nichteheliche Lebensgemeinschaften. Die Kategorie Deutsch ohne Eingebürgerte umfasst den Anteil deutscher Partner abzüglich der eingebürgerten Partner. Die Akzeptanz einer interethnischen Ehe ergibt sich aus den Antworten: „Ja, auf jeden Fall“ und „Ja, möglicherweise“ auf die Frage „Können Sie sich vorstellen, eine(n) Ausländer(in) bzw. eine(n) Deutsche(n) zu heiraten?“

Deutsche mit fester Partnerschaft haben zu mehr als 90% Partner mit deutscher Staatsangehörigkeit, wobei sich die Geschlechter nicht unterscheiden. Bei deutschen Frauen mit ausländischen Partnern dominieren Staatsangehörige der Türkei und Italien, daneben auch Amerikaner und Afrikaner, bei deutschen Männern treten Partnerinnen aus der slawischen Ländergruppe (Albanien, Serbien, Kroatien, Russland, Polen), Italien und Amerika auf.

Italienischstämmige Männer haben unabhängig von der Staatsangehörigkeit signifikant häufiger deutsche Partnerinnen als italienische Frauen deutsche Partner (Chi²-Test, p<0,001). Deutsch-Italiener haben gleichzeitig unabhängig von ihrem Geschlecht signifikant häufiger deutsche Partnerinnen oder Partner als Italiener (Chi²-Test, p<0,001). 82% der deutsch-italienischen Männer haben deutsche Partnerinnen. Italienische Frauen haben vergleichsweise selten einen deutschen Partner. Deutsch-italienische Frauen und italienische Männer wählen zudem relativ häufig Partner mit anderer Staatsangehörigkeit (vgl. dazu *Straßburger* 2000, S. 84; *Vetter* 2001, S. 207).

82% der deutsch-italienischen Männer haben deutsche Partnerinnen

Bei Türkischstämmigen zeigt sich ein ähnliches geschlechtsspezifisches Muster, wenngleich deutsche Partnerinnen seltener auftreten. Männliche Deutsch-Türken haben zu 54% deutsche Partnerinnen, weibliche dagegen nur zu 28% deutsche Partner. Die Partner/innen der Deutsch-Türken sind jedoch sehr häufig eingebürgert. Insofern ist nur ein kleiner Teil der Partnerschaften der Deutsch-

Die Partner/innen der Deutsch-Türken sind jedoch sehr häufig eingebürgert

türkischstämmige
Frauen wählen unab-
hängig von ihrer
Staatsbürgerschaft fast
ausschließlich
türkischstämmige
Partner

Türkinnen (9%) eine interethnische Partnerschaft mit einem ursprünglich Deutschen. Gleiches gilt für Türkinnen, die ohne Berücksichtigung der Eingebürgerten noch seltener einen deutschen Partner haben (6%). Das heißt, türkischstämmige Frauen wählen unabhängig von ihrer Staatsbürgerschaft fast ausschließlich türkischstämmige Partner. Bei deutsch-türkischen Männern ist zwar die Tendenz zu ethnisch homogamer Partnerwahl nicht so stark ausgeprägt, jedoch reduziert sich auch in dieser Gruppe unter Abzug der Eingebürgerten der Anteil der Partnerschaften mit einer Deutschen um fast 20%. Anhand einer Analyse der vorherigen Staatsangehörigkeiten der eingebürgerten Partner kann gezeigt werden, dass diese bei Italienischstämmigen nur zu einem Drittel italienisch (bei Deutsch-Italienern in 29% der Fälle, bei Italienern 33%), bei Türkischstämmigen aber zumeist türkisch waren (bei Deutsch-Türken 95%, bei Türken 86%). Unter Berücksichtigung der Einbürgerung zeigt sich bei türkischen Befragten somit eine Neigung zu ethnisch homogenen Partnerschaften, die anhand der Staatsbürgerschaft nicht zu erkennen ist.

Die allgemeine Akzeptanz eines ausländischen bzw. deutschen Ehepartners ist über alle ethnischen Gruppen und Geschlechtsgruppen hinweg relativ hoch, wobei Männer generell häufiger eine Partnerin mit anderer Nationalität heiraten würden. Zwar haben 89% aller deutschen Männer mit fester Partnerschaft eine deutsche Freundin oder Frau, aber gleichzeitig können sich 88% vorstellen, eine ausländische Frau zu heiraten. Selbst unter den türkischen Frauen, die zu 84% mit einem türkischen Mann zusammen sind und insofern die geringste Bereitschaft zu interethnischen Partnerschaften erkennen lassen, wären 62% bereit, einen deutschen Mann zu heiraten. Andererseits ist in dieser Gruppe mit 38% die Ablehnung deutscher Partner am höchsten. Dieser Wert bestätigt das Ergebnis von 36% Ablehnung deutscher Partner bei türkischen Frauen der „Repräsentativbefragung 2001“ (Venema/Grimm 2002, S. 42). In anderen Studien liegt die Ablehnungsquote noch höher (Nauck 2002a, S. 332), wengleich in der jüngeren Generation tendenziell eine höhere Akzeptanz zu finden ist. Insbesondere die frühe Familiengründung und das ethnisch orientierte Beziehungsverhalten bei jungen Türkinnen, das Auftreten fester Partnerbeziehungen mit Deutschen bei einem bedeutenden Prozentsatz italienischer junger Erwachsener sowie das geringere Interesse an gemischt-nationalen Ehen bei Frauen bestätigen die Ergebnisse des DJI-Ausländersurveys (Weidacher 2000, S. 223f).

Oben wurde gezeigt, dass sich unter Nichtberücksichtigung eingebürgerter Partner/Partnerinnen der Anteil interethnischer Partnerschaften bei Deutsch-Türken stark reduziert. Dieser Effekt trifft jedoch nicht bei Deutsch-Italienern auf. Auffällig ist dies insbesondere, da Deutsch-Italiener in der Regel von deutsch-italienischen Eltern abstammen, wohingegen Deutsch-Türken zumeist Eingebürgerte sind.

Es stellt sich die Frage, ob die beobachteten Muster der Partnerbeziehungen mit der Nationalität der Eltern zusammenhängen, d.h. eine intergenerationale Transmission des Verhaltens zu beobachten ist. Intergenerative Beziehungen spielen bei Eingliederungsprozessen generell eine bedeutende Rolle, wobei zumeist der intergenerative Wandel im Mittelpunkt des Interesses steht (Nauck

2004, S. 93f). Intergenerationale Transmissionshypothesen wurden unter Rückgriff auf verschiedene Erklärungsansätze in Bezug auf Bildungserfolge von Migranten untersucht (*Nauck/Kohlmann/Diefenbach* 1997). Die Transmissionshypothese besteht darin, dass bei Kindern aus deutsch-ausländischen Ehen die Wahrscheinlichkeit einer Partnerschaft mit einem oder einer Deutschen erhöht wird und Partnerbeziehungen zu Angehörigen der Aufnahmegesellschaft somit im Generationenverlauf verstärkt auftreten. Laut Mikrozensus 2000 sind 2000 31% der Italiener in Deutschland mit einer Deutschen verheiratet (*Haug* 2004b).

Eine binationale Ehe der Eltern wird hier operational als Ehe zwischen einem Paar definiert, bei dem der eine Ehepartner sowohl in Deutschland geboren wurde als auch die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt und der andere nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder nicht in Deutschland geboren wurde. 29% der Italienischstämmigen und 2% der Türkischstämmigen haben binationale Eltern (Tabelle 6); unter den Deutschen haben 7% ausländische Elternteile, hauptsächlich aus Polen oder Osteuropa. Die bivariate Analyse zeigt, dass Befragte mit deutsch-ausländischen Eltern einen signifikant höheren Anteil deutscher Partner oder Partnerinnen haben. Dieser Effekt bleibt auch bei multivariater Analyse stabil (*Haug* 2002b, S. 409).

Tabelle 6: Binationale Eltern und interethnische Partnerwahl

	Fallzahl	Anteil	Staatsangehörigkeit Partner/in Deutsch ohne Eingebürgerte (Zeilenprozent)	Staatsangehörigkeit Partner/in Ausländisch (Zeilenprozent)	Chi ² -Test, p<
Deutsche Abstammung					
Eltern Deutsch	1.135	93,0	89,9	10,1	0,04
Eltern Deutsch-Ausländisch	85	7,0	80,0	20,0	
Italienische Abstammung					
Deutsch-Italienisch	357	29,2	74,4	25,6	0,000
Italienisch	867	70,8	41,1	58,9	
Türkische Abstammung					
Eltern Deutsch-Türkisch	22	1,8	64,3	13,5	0,000
Eltern Türkisch	1.219	98,2	35,7	86,5	

Datenquelle: Integrationssurvey des BIB. Eingebürgerte deutsche Partner/Partnerinnen wurden als ursprünglich ausländisch kategorisiert.

Mögliche Begründungen für Unterschiede in der individuellen Häufigkeit interethnischer Partnerschaften liefern Partnerwahltheorien. Wichtige allgemeine Erklärungsfaktoren bei der Partnerwahl sind Gelegenheitsstrukturen, die Möglichkeiten zum Kennen lernen bestimmen, und die Ressourcenausstattung der Partner, die Einfluss auf die Attraktivität haben (*Klein* 2000; *Thode-Arora* 1999). Demzufolge erscheint es plausibel, dass die Partnerwahl durch ein Zusammenspiel von Gelegenheitsstrukturen, Ressourcenausstattung und ethnisch-kulturellen Präferenzen und Normen zustande kommt (*Nauck* 2001; *Haug* 2004b).

Eine Begründung für den positiven Effekt binationaler Eltern auf die Wahrscheinlichkeit, deutsche Partner zu finden, könnte somit im intergenerativen

Ressourcentransfer, insbesondere des kulturellen und sozialen Kapitals, liegen. Etwa ein Drittel der Italienischstämmigen verfügt durch einen deutschen Elternteil und die deutsche Verwandtschaft über „vererbtes“ aufnahmelandsspezifisches soziales Kapital. Mit einem deutschstämmigen Elternteil haben die Kinder höhere aufnahmelandsspezifische Ressourcen und durch Kontakte zu deutschen Verwandten oder Bekannten der Eltern häufiger Gelegenheit, andere Deutsche kennen zu lernen. Zudem erlernen sie aufnahmelandsspezifische ethnisch-kulturelle Normen in Zuge der Sozialisation, die ihnen die Aufnahme sozialer Beziehungen zu Deutschen erleichtern. Insofern sind binationale Partnerschaften und die damit einhergehende soziale Integration in der Familie nicht nur abhängig von kognitiven und strukturellen Integrationsindikatoren wie den Sprachkenntnissen oder der Schulbildung, sie stellen auch die Weichen für eine soziale Integration in den folgenden Generationen, indem ein Transfer des sozialen Kapitals und anderer integrationsrelevanter Ressourcen stattfindet. Aus Partnerwahlentscheidungen ergeben sich weitreichende Folgen für die Beteiligten und ihre Kinder (Nauck 2004, S. 103). Auch in anderem Kontext wurde festgestellt, dass binationale Ehen besonders günstige Voraussetzungen für den Eingliederungsprozess aller Familienmitglieder schaffen (Nauck 2002b).

5 Schlussfolgerungen

Zusammenfassend zeigen die Ergebnisse, dass italienisch-stämmige Zuwanderer über eine bessere Ausstattung mit aufnahmelandsspezifischem sozialen Kapital verfügen und damit in höherem Maße sozial integriert sind als türkisch-stämmige, dass das Ausmaß der sozialen Integration sich im Generationenverlauf erhöht und dass junge Immigrantinnen in geringerem Maße Kontakte zu Deutschen pflegen als junge Männer gleicher ethnischer Abstammung. Ein weiteres Ergebnis der Analyse des Integrations surveys des BiB und des SOEPs ist das höhere Ausmaß sozialer Integration in der Gruppe der Deutsch-Italiener und Deutsch-Türken im Vergleich zu nicht-deutschen Befragten mit gleicher ethnischer Abstammung. Hierbei scheinen Deutsch-Italiener noch erfolgreicher Kontakte zu Deutschen zu knüpfen als Deutsch-Türken.

Die Interpretation der Ergebnisse über die Kontakte zu Deutschen kann durch Rückgriff auf integrationstheoretische Konzepte strukturiert werden. Nach Esser geht die Platzierung in Bildung und Beruf der Interaktion mit Angehörigen der Aufnahmegesellschaft voraus. Zudem bedingt die soziale Integration die kulturelle Integration (Esser 2001, S. 17f.). Voraussetzung für die soziale Interaktion ist einerseits die Gelegenheitsstruktur, die die Wahrscheinlichkeit der Kontaktaufnahme beeinflusst und z. B. von einer ethnischen Mischung in Wohnviertel, Schule, Arbeitsplatz und Verwandtschaft abhängt, andererseits die Beherrschung kultureller Fertigkeiten wie der deutschen Sprache. Schulische Bildung oder berufliche Platzierung hängen wiederum von der Sprachfertigkeit und indirekt vom Einwanderungsalter ab und bestimmen gleichzeitig die Res-

sourcenausstattung sowie die Gelegenheitsstruktur für Kontakte. Ebenso können kulturelle Faktoren wie die Religionszugehörigkeit, die starken Einfluss auf das Heiratsverhalten haben (*Haug 2002b*), die Gelegenheitsstruktur für interethnische Kontakte beeinflussen. Mit der Religionszugehörigkeit hängen kulturelle Fertigkeiten zusammen, „kulturelles Kapital“, das für den Erwerb von sozialem Kapital entscheidend ist. Ein geeigneter Erklärungsansatz basiert auf einer Theorie der Freundschaftswahl, die von einem unterschiedlich hohen Aufwand für Beziehungen zu Angehörigen der eigenen ethnischen und der fremden Gruppe ausgeht. Der Aufwand ergibt sich aus unterschiedlichen Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und verschiedenen Interessen, die wiederum von den Interaktionsfertigkeiten, normativen Gruppenerwartungen und eventuellen sozialen Distanzen abhängen (*Esser 1990*, S. 191f.).

Gelegenheiten und Möglichkeiten, d.h. Fertigkeiten und die Ausstattung mit Ressourcen, sind eng miteinander verknüpft und in den meisten Fällen ist die Richtung des Einflusses auf die soziale Integration nur schwer zu spezifizieren. Einerseits haben die Einwanderungsbiographie, soziodemographische, sozialstrukturelle und kulturelle Merkmale sowie die damit verbundene Gelegenheitsstruktur und Ressourcenausstattung Einfluss auf die soziale Einbettung, andererseits hat die soziale Interaktion wiederum Rückwirkungen auf die Ressourcenausstattung. Generell kann angenommen werden, dass nur durch Aufnahme von Beziehungen zu Angehörigen der Aufnahmegesellschaft die für die erfolgreiche Alltagsgestaltung in der Aufnahmegesellschaft und einen weiteren beruflichen Aufstieg notwendigen Ressourcen erworben werden können. Allerdings ist die Kontaktaufnahme zu Einheimischen bei Nichteingliederung in Schule und Beruf schwierig. Insofern ist die kausale Richtung des Zusammenhangs zwischen sozialer und sozialstruktureller Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft voraussichtlich nicht unidirektional. Da z.B. in Deutschland die meisten Arbeitgeber Deutsche sind, ist es für Migranten bei der Jobsuche und beruflichen Platzierung nützlich, Kontakte zu Deutschen zu haben – es sei denn, sie streben eine Karriere in der ethnischen Nischenökonomie an.

In einer Reihe von Studien wurde darauf hingewiesen, dass Beziehungen zu Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe außerordentlich hilfreich für die Integration bzw. „Binnenintegration“ (*Elwert 1982*) sein können (*Zhou/Bankston 1994*). Soziales Kapital innerhalb ethnischer Gemeinschaften stellt eine Ressource dar, die sich aus Werten, Solidarität, Reziprozität und Vertrauen speist (*Portes/Sensenbrenner 1993*). Soziale Beziehungen tragen zur Etablierung und dem Funktionieren einer ethnischen Nischenökonomie bei (*Sanders/Nee 1996*). Andererseits kann es passieren, dass mit einer einseitigen Konzentration auf eigenethnische Netzwerke und berufliche Betätigungen in der ethnischen Nischenökonomie eine Art von „Mobilitätsfalle“ (*Wiley 1970*) entsteht, die die Migranten an einer „normalen“ Karriere innerhalb der Aufnahmegesellschaft hindert. Die starke Orientierung an der ethnischen Gemeinschaft kann sich integrationshinderlich auswirken; dieser Prozess wird als „downward assimilation“ bezeichnet (*Portes 1995*). Eine wichtige Unterscheidung ist hier die zwischen der heimatbezogenen Selbstorganisation und den produktiv an Integrationsproblemen arbeitenden ethnischen Vereinen (*Thränhardt 2000*).

Interethnische Partnerschaften können als ein Weg zur sozialen Integration im Generationenverlauf gesehen werden

Es wurde argumentiert, dass interethnische Partnerschaften zwischen Deutschen und Italienisch- und Türkischstämmigen in hohem Maße von Gelegenheitsstrukturen und der Ressourcenausstattung abhängig sind. Eine wichtige Erklärungskomponente ist dabei die Transmission des aufnahmelandspezifischen sozialen Kapitals, das sich aus einer binationalen Ehe der Eltern ergibt. Die durch Heirat manifestierte soziale Integration in eine deutsch-ausländische Familie erweist sich als erfolgreiches Mittel zur sozialen Integration der Nachkommen. Interethnische Partnerschaften können als ein Weg zur sozialen Integration im Generationenverlauf gesehen werden. Es scheint plausibel, dass sich die Wirkung aus der Knüpfung sozialer Kontakte zu Deutschen im Verwandtschaftsnetzwerk und die Vermittlung kultureller Kenntnisse im Zuge der Sozialisation ergibt. Weitere Untersuchungen könnten Aufschluss darüber geben, wie Partnerwahlentscheidungen bei Migranten vonstatten gehen und welche Faktoren eine Rolle spielen.

Ein wichtiges Ergebnis für die Methoden der Integrationsforschung ist die Veränderung der Häufigkeitsverteilung der Integrationsindikatoren unter Berücksichtigung der Staatsangehörigkeit von Personen mit Migrationshintergrund. Bei der Partner- und Freundeswahl, im generativen Verhalten, in der Schulbildung, Erwerbstätigkeit und anderen integrationsrelevanten Bereichen unterscheiden sich nicht-eingebürgerte Ausländer in stärkerem Maße von Deutschen als Deutsch-Italiener und Deutsch-Türken (*Haug 2002a; Salentin/Wilening 2003*). Die Ergebnisse zeigen, dass es notwendig ist, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe durch eine Kombination aus ethnischer Abstammung und Staatsangehörigkeit zu definieren. Da in der amtlichen Statistik und Stichproben auf der Basis der Staatsbürgerschaft eingebürgerte wie einheimische Deutsche behandelt werden, wird das Ausmaß der Integration unterschätzt. Unter der Voraussetzung, dass es für die Integrationsforschung eine wichtige und notwendige Aufgabe ist, die zweite oder dritte Generation im Blick zu behalten (*Portes 1997*), sollte ein methodisches und theoretisches Konzept gefunden werden, das langfristig zur Unterscheidung von ethnischen Gruppen dient.

Die Verwendung von Methoden der Netzwerkanalyse hat sich als Werkzeug zur Untersuchung der sozialen Integration bewährt. Jedoch ist es bei zukünftigen Forschungsprojekten unerlässlich, die Namensinterpretatoren weiter auszubauen und Frageformulierungen zu finden, die Informationen über die ethnische Abstammung und die Staatsangehörigkeit der Freunde liefern.

Es hat sich auch gezeigt, dass anhand amtlicher Statistiken eine beträchtliche Überschätzung der Häufigkeit deutsch-türkischer Eheschließungen auftritt. Der hohe Anteil der binationalen Ehen in der amtlichen Statistik lässt sich zum Teil als Ehe zwischen eingebürgerten und nicht-eingebürgerten Angehörigen der gleichen ethnischen Gruppe rekonstruieren. Insofern wird anhand amtlicher Statistiken die soziale Integration der Bevölkerungsgruppe mit türkischer Abstammung überschätzt. Die soziale Integration von Deutsch-Italiener, die ein sehr hohes Ausmaß an Partnerschaften mit Deutschen aufweisen, lässt sich ebenfalls in der amtlichen Statistik nicht erkennen und wird unterschätzt, da Eheschließungen dieses Personenkreises als Eheschließungen Deutscher registriert werden.

Gemäß obenstehender Analyse ist das Ausmaß der intraethnischen Partnerwahlpräferenz bei türkischen Migranten der zweiten Generation relativ hoch, Partnerschaften mit Deutschen erweisen sich häufig als Partnerschaften mit eingebürgerten, d.h. nicht ursprünglich Deutschen. Eine Erklärungshypothese für den relativ hohen Anteil binationaler Eheschließungen und Ehen in der amtlichen Statistik besteht somit darin, dass es sich bei einem Teil der deutschen Ehepartner um eingebürgerte Türken und bei den Ehen somit um intraethnische handelt. Der Anteil der interethnischen Beziehungen wird demnach vor allem bei Türken anhand amtlicher Statistiken durch Nichtberücksichtigung der Eingebürgerten erheblich überschätzt. Dieses Ergebnis erhöht die Plausibilität der These von Straßburger, dass die Differenz zwischen binationalen und interethnischen Eheschließungen steigt und die amtliche Heiratsstatistik auf der Basis der Staatsangehörigkeit zunehmend weniger Aussagekraft für die soziale Annäherung bekommt (Straßburger 2000, S. 92).

6 Literatur

- Cornelißen, W. (2002): Freizeit – freie Zeit für junge Frauen und Männer? In: *Cornelißen, W./Gille, M./Knothe, H./Meier, P./Queisser, H./Stürzer, M.* (Hrsg.): Die Lebenssituation und die Perspektiven junger Frauen und Männer in Deutschland. Eine sekundäranalytische Auswertung vorhandener Umfragedaten. – München, S. 135-204.
- Diewald, M. (1986): Sozialkontakte und Hilfeleistungen in informellen Netzwerken. In: *Glatzer, W./Berger-Schmitt, R.* (Hrsg.): Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. – Frankfurt am Main, S. 51-84.
- Elwert, G. (1982): Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34. Jg., H. 4, S. 717-731.
- Espinosa, K./Massey, D. (1997): Undocumented Migration and the Quantity and Quality of Social Capital. In: *Soziale Welt. Sonderband 12*, 48. Jg., S. 141-162.
- Esser, H. (1990): Interethnische Freundschaften. In: *Esser, H./Friedrichs, J.* (Hrsg.): Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. – Opladen, S. 185-206.
- Esser, H. (2001): Integration und ethnische Schichtung (Arbeitsbericht Nr. 40 des Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung). – Mannheim.
- Faist, T. (1997): Migration und der Transfer sozialen Kapitals oder: Warum gibt es relativ wenige internationale Migranten? In: *Soziale Welt. Sonderband 12*, 48. Jg., S. 63-84.
- Friedrichs, J./Jagodzinski, W. (1999): Theorien sozialer Integration. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 39*, 51. Jg., S. 9-43.
- Granato, M. (1995): Integration und Ausgrenzung: Junge Italiener in Deutschland. In: *Seifert, W.* (Hrsg.): Wie Migranten leben. Lebensbedingungen und soziale Lage der ausländischen Bevölkerung in der Bundesrepublik. – Berlin, S. 38-48.
- Haug, S. (2000): Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland. – Opladen.
- Haug, S. (2002a): Familienstand, Schulbildung und Erwerbstätigkeit junger Erwachsener. Eine Analyse der ethnischen und geschlechtsspezifischen Ungleichheiten – Erste Ergebnisse des Integrationssurveys des BiB. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 27. Jg., H. 1, S. 115-144.
- Haug, S. (2002b): Familie, soziales Kapital und soziale Integration. Zur Erklärung ethnischer Unterschiede in Partnerwahl und generativem Verhalten bei jungen Erwachsenen deutscher, italienischer und türkischer Abstammung. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 27. Jg., H. 4, S. 393-425.

- Haug, S. (2003a): Arbeitsmigration, Familiennachzug, Heiratsmigration. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 28. Jg., H. 2-4, S. 871-889.
- Haug, S. (2003b): Die soziale Integration junger italienischer und türkischer Migranten in Deutschland. In: *Swiaczny, F./Haug, S.* (Hrsg.): Migration – Integration – Minderheiten. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. – Bd.107 – Wiesbaden, S. 97-127.
- Haug, S. (2003c): Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. Unterschiede in der Ausstattung mit sozialem Kapital bei jungen Deutschen und Immigranten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 55. Jg., H. 4, S. 716-736.
- Haug, S. (2004a): Soziale Integration durch soziale Einbettung in Familie, Verwandtschafts- und Freundesnetzwerke. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 29. Jg., H. 2, S. 163-192.
- Haug, S. (2004b): Binationale Ehen und interethnische Partnerschaft in Deutschland – Datenlage und Erklärungsfaktoren. In: Zeitschrift für Familienforschung, 16. Jg., H. 3, S. 305-329.
- Heckmann, F. (2002): Integrationsforschung aus europäischer Perspektive. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 26. Jg., H. 3/4, S. 341-356.
- Humpert, A./Schneiderheinze, K. (2000): Stichprobenziehung für telefonische Zuwandererumfragen. Einsatzmöglichkeiten der Namensforschung (Onomastik). In: ZUMA Nachrichten, 47. Jg., H. 24, S. 36-63.
- Klein, T. (2000): Binationale Partnerwahl – Theoretische und empirische Analysen zur familialen Integration von Ausländern in die Bundesrepublik. In: *Sachverständigenkommission 6. Familienbericht* (Hrsg.): Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation. – Opladen, S. 303-346.
- Mammey, U./Sattig, J. (2002): Determinanten und Indikatoren der Integration und Segregation der ausländischen Bevölkerung (Integrationsurvey). Projekt und Materialdokumentation. Bundesinstitut für Bevölkerungswissenschaft. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. – Bd.105a – Wiesbaden.
- Nauck, B./Kohlmann, A./Diefenbach, H. (1997): Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 49. Jg., H. 3, S. 477-499.
- Nauck, B./Kohlmann, A. (1998): Verwandtschaft als soziales Kapital. Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien. In: *Wagner, M./Schütze, Y.* (Hrsg.): Verwandtschaft: sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema. – Stuttgart, S. 203-235.
- Nauck, B. (2001): Generationenbeziehungen und Heiratsregimes – theoretische Überlegungen zur Struktur von Heiratsmärkten und Partnerwahlprozessen am Beispiel der Türkei und Deutschland. In: *Klein, T.* (Hrsg.): Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe. – Opladen, S. 35-55.
- Nauck, B. (2002a): Dreißig Jahre Migrantenfamilien in der Bundesrepublik. Familiärer Wandel zwischen Situationsanpassung, Akkulturation, Segregation und Remigration. In: *Nave Herz, R.* (Hrsg.): Kontinuität und Wandel der Familie in der BRD. – Stuttgart, S. 315-339.
- Nauck, B. (2002b): Solidarpotenziale von Migrantenfamilien. Online verfügbar unter: <http://library.fes.de/fulltext/asfo/01389toc.htm>. [Stand: 05.05.2004].
- Nauck, B. (2004): Familienbeziehungen und Sozialintegration von Migranten. In: IMIS-Beiträge. Themenheft Migration – Integration – Bildung, H. 23, S. 83-104.
- Portes, A./Sensenbrenner, J. (1993): Embeddedness and Immigration. Notes on the Social Determinants of Economic Action. In: American Journal of Sociology, 98. Jg., H.6, S. 1320-1350.
- Portes, A. (1995): Children of Immigrants: Segmented Assimilation and Its Determinants. In: *Portes, A.* (Hrsg.): The Economic Sociology of Immigration: Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship. – New York, S. 248-279.
- Portes, A. (1997): Immigration Theory for a New Century: Some Problems and Opportunities. In: International Migration Review, 31. Jg., H. 4, S. 799-825.
- Reinders, H. (2004a): Entstehungskontexte interethnischer Freundschaften in der Adoleszenz. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 7. Jg., H. 1, S. 121-146.

- Reinders, H.* (2004b): Subjektive Statusgleichheit, interethnische Kontakte und Fremdenfeindlichkeit bei deutschen Jugendlichen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 24. Jg., H. 2, S. 182-202.
- Roloff, J.* (1998): Eheschließungen und Ehescheidungen von und mit Ausländern in Deutschland. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 23. Jg., H. 3, S. 319-334.
- Roloff, J./Schwarz, K.* (2002): Bericht 2001 über die demographische Lage in Deutschland mit dem Teil B: "Sozio-ökonomische Strukturen der ausländischen Bevölkerung". In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 27. Jg., H. 1, S. 3-68.
- Salentin, K./Wilkening, F.* (2003): Ausländer, Eingebürgerte und das Problem einer realistischen Zuwanderer-Integrationsbilanz. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55. Jg., H. 2, S. 278-298.
- Sanders, J. M./Nee, V.* (1996): Immigrant Self-Employment: The Family as Social Capital and the Value of Human Capital. In: *American Sociological Review*, 61. Jg., H. 4, S. 231-249.
- SOEP Group* (2001): The German Socio-Economic Panel (GSOEP) after more than 15 years – An overview. In: *Applied Economics Quarterly - Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung*, 70. Jg., H. 1, S. 7-14.
- Straßburger, G.* (2000): Transnationalität und Einbürgerung: Defizite in der statistischen Erfassung der Eheschließungen von Migranten. In: *Dorbritz, J./Otto, J.* (Hrsg.): *Einwanderungsregion Europa? Materialien zur Bevölkerungswissenschaft*. – Bd.99 – Wiesbaden, S. 81-95.
- Straßburger, G.* (2003): Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext. Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. – Würzburg.
- Thode-Arora, H.* (1999): *Interethnische Ehen. Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Erforschung*. – Berlin.
- Thränhardt, D.* (2000): Einwandererkulturen und soziales Kapital. Eine komparative Analyse. In: *Thränhardt, D./Hunger, U.* (Hrsg.): *Einwanderer-Netzwerke und ihre Integrationsqualität in Deutschland und Israel*. – Münster, S. 15-51.
- Venema, M./Grimm, C.* (2002): *Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland. Repräsentativuntersuchung 2001*. Offenbach: Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung.
- Vetter, S.* (2001): Partnerwahl und Nationalität. Heiratsbeziehungen zwischen Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Klein, T.* (Hrsg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. – Opladen, S. 207-231.
- Weidacher, A.* (2000): *In Deutschland zu Hause. Politische Orientierungen griechischer, italienischer, türkischer und deutscher junger Erwachsener im Vergleich*. – Opladen.
- Wiley, N. F.* (1970): The Ethnic Mobility Trap and Stratification Theory. In: *Rose, P. I.* (Hrsg.): *The Study of Society*. – New York, S. 397-408.
- Wimmer, A.* (2002): Multikulturalität oder Ethnisierung? Kategorienbildung und Netzwerkstrukturen in drei schweizerischen Immigrantenquartieren. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 31. Jg., H. 1, S. 4-26.
- Wolf, C.* (1993): Egozentrierte Netzwerke. Datenorganisation und Datenanalyse. In: *ZA-Information*, 32. Jg., H. 5, S. 72-94.
- Wolf, C.* (1996): *Gleich und gleich gesellt sich*. – Hamburg.
- Zhou, M./Bankston, C. L.* (1994): Social Capital and the Adaptation of the 2nd Generation – The Case of Vietnamese Youth in New-Orleans. In: *International Migration Review*, 28. Jg., H. 4, S. 821-845.

Interethnische Freundschaften, interethnische Partnerschaften und soziale Integration

Sonja Haug



Dr. Sonja Haug,
Bundesamt für
Migration und
Flüchtlinge,
Nürnberg

Zusammenfassung

Der Beitrag befasst sich mit interethnischen Beziehungen als Indikator der sozialen Integration. Theoretischer Ansatzpunkt für die Erklärung der Freundes- und Partnerwahl sind Gelegenheitsstrukturen, Ressourcenausstattung und ethnische Präferenzen. Datenbasis ist der Integrationsurvey des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, eine Befragung von 18-30-Jährigen mit deutscher, italienischer und türkischer Abstammung sowie das Sozio-ökonomische Panel. Mit Methoden der Netzwerkanalyse werden interethnische Freundschaften und die ethnische Homogenität der Freundesnetzwerke untersucht. Generell haben Italienischstämmige häufiger als Türkischstämmige deutsche Freunde. Deutsch-Italiener haben häufiger Freundschaftsbeziehungen zu Deutschen als Deutsch-Türken; sie weisen ein hohes aufnahmelandspezifisches soziales Kapital und ein hohes Ausmaß sozialer Integration auf. Die Untersuchung der Partnerschaften zeigt, dass anhand der zunehmenden deutsch-türkischen Eheschließungen die interethnische Partnerwahl überschätzt wird. Im Gegensatz zu Deutsch-Italienern erweist sich die Partnerwahl von Türken und Deutsch-Türken in der Regel als intraethnisch. Eine Erklärung für Unterschiede zwischen Deutsch-Italienern und Deutsch-Türken könnte der intergenerationale Ressourcentransfer sein.

Schlagerworte: Migranten, Integration, soziale Netzwerke, Freundschaft, Partnerschaft

1 Soziales Kapital und soziale Integration – Einleitung

Zielsetzung der vorliegenden Untersuchung ist es, einen Beitrag zur Erforschung der sozialen Integration im Migrationskontext zu leisten. Theoretischer Ausgangspunkt für die Analyse ist der Zusammenhang zwischen der Ausstattung mit sozialem Kapital und der sozialen Integration. Soziales Kapital wird definiert als Ressource, die sich aus der sozialen Einbettung in ein Beziehungsnetzwerk ergibt (*Haug 2000*, S. 96). In der internationalen Migrationsforschung hat sich soziales Kapital als Ergänzung zu ökonomischen Erklärungsansätzen bewährt (*Espinosa/Massey 1997; Portes/Sensenbrenner 1993; Faist 1997; Haug 2000*). Auch in der soziologischen Integrationsforschung gibt es Ansätze für die Verwendung des Konzeptes des sozialen Kapitals (*Nauck/Kohlmann/Diefenbach 1997; Thränhardt 2000; Haug 2002b, 2003b, 2003c, 2004a*).

Integration wird hier als Angleichung an die Strukturen der Aufnahmegesellschaft definiert; dies kann sich auf strukturelle, kulturelle, soziale und identifikative Aspekte beziehen (*Esser 2001*, S. 22; *Heckmann 2002*, S. 343). Die so-

ziale Integration besteht in der Angleichung der Beziehungsmuster bei Migranten und Einheimischen. Diese Beziehungsmuster können durch Indikatoren der Freundschafts- oder Kontaktnetzwerke gemessen werden (*Friedrichs/ Jagodzinski* 1999, S. 20). Es wird davon ausgegangen, dass Kontakte zu Personen der Aufnahmegesellschaft notwendige Voraussetzung für die soziale Integration sind. Insofern kann ein geringer Grad an ethnischer Homogenität der Beziehungsnetzwerke als gelungene soziale Integration interpretiert werden, während umgekehrt das Fehlen interethnischer Kontakte bei gleichzeitiger Beibehaltung der Kontakte zu Angehörigen der Herkunftsgesellschaft als „ethnische Segmentation“ (*Esser* 2001, S. 19, S. 40) bzw. als „ethnische Selbstabgrenzung“ betrachtet wird. Damit ist keine Aussage darüber verbunden, ob soziale Interaktion zwischen Angehörigen ethnischer Minderheiten zu einer Art von „Binnenintegration“ (*Elwert* 1982) beiträgt. Es wird lediglich von der Annahme ausgegangen, dass soziale Beziehungen mit Angehörigen der Aufnahmegesellschaft Indikator für die Ausstattung mit aufnahmelandsspezifischem sozialen Kapital und Bedingung der sozialen Integration sind. Ein Beispiel dafür stellt die Partnerwahl dar. Zuwanderer, die eine Partnerschaft mit einem Deutschen/ einer Deutschen eingehen, werden demnach in höherem Maße als sozial integriert betrachtet als Zuwanderer, die einen Partner/ eine Partnerin gleicher ethnischer Abstammung wählen. Soziale Beziehungen zu Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe werden als herkunftslandsspezifisches soziales Kapital definiert. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Kontaktpersonen mit gleicher Staatsangehörigkeit und Personen, die unabhängig von der Staatsangehörigkeit die gleiche ethnische Abstammung haben. Diese Definitionen haben den Vorteil einer höheren Trennschärfe. Erstens kann unterschieden werden zwischen sozialen Beziehungen, die auf den Herkunfts- oder Aufnahmelandkontext gerichtet sind. Zweitens kann auch für Deutsche mit Migrationshintergrund genauer untersucht werden, inwieweit die Kontaktnetzwerke die ethnische Herkunftsgruppe überschreiten.

Tabelle 1: Indikatoren der Ausstattung mit sozialem Kapital und der sozialen Integration bei Migranten

Staatsangehörigkeit der Freunde/Partner	Soziales Kapital	Soziale Integration
Deutsche Freunde/deutsche Partner	Aufnahmelandsspezifisches soziales Kapital	Soziale Integration im Kontext der Aufnahmegesellschaft
Freunde/Partner mit gleicher ethnischer Abstammung	Ethniespezifisches soziales Kapital	Ethnische Homogenität (Index 1), ethnische Segmentation
Freunde/Partner mit gleicher Staatsangehörigkeit	Herkunftslandsspezifisches soziales Kapital	Ethnische Homogenität (Index 2), ethnische Segmentation
Deutsche Freunde/Partner und Freunde/Partner mit gleicher ethnischer Abstammung/ Staatsangehörigkeit	Aufnahmelandsspezifisches und herkunftslandsspezifisches/ethniespezifisches soziales Kapital	Mehrfachintegration
Keine Freundschaften/ Partnerschaft	Kein soziales Kapital	Soziale Isolation

Die vorliegende Arbeit beschränkt sich auf die deskriptive Analyse der sozialen Integration im Querschnitt anhand von Freundschaften und Partnerschaften. Nicht berücksichtigt wird, inwieweit Kontakte zu Deutschen und zu Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe gleichzeitig gepflegt werden. Dieser Fall wird als „Mehrfachintegration“ bezeichnet (*Esser* 2001, S. 19; *Nauck/Kohlmann* 1998, S. 211; *Nauck/Kohlmann/Diefenbach* 1997, S. 481). Nicht untersucht wird die Multikulturalität von Freundschaftsnetzwerken (*Haug* 2003b, 2003c) oder die Mitgliedschaft in Cliques (*Haug* 2003b, 2004a).

2 Daten und Methode

Mit dem Integrationsurvey des BiB wird ein Datensatz verwendet, der durch das Erhebungsdesign in besonderer Weise ermöglicht, am Beispiel italienischer und türkischer Migranten Effekte der ethnischen Abstammung und der Staatsangehörigkeit zu trennen. Damit wird der Forderung nach einer angemessenen Berücksichtigung eingebürgerter Zuwanderer nachgekommen. Dies ist nach neueren Forschungsergebnissen unerlässlich, um ein negativ verzerrtes Bild der Platzierung von Migranten zu vermeiden (*Salentin/Wilkening* 2003; *Haug* 2002a). Die Besonderheit des Integrationsurveys des BiB liegt in einem namensbasierten Stichprobenziehungsverfahren. Dazu wurden die Angehörigen der Zielpopulation anhand eines Namenserkennungsverfahrens aus örtlichen Telefonregistern gezogen und mündlich befragt (*Mammei/Sattig* 2002; *Humpert/Schneiderheinze* 2000). Der Datensatz besteht aus jeweils etwa 1.200 weiblichen und männlichen Befragten mit deutscher, italienischer oder türkischer Abstammung zwischen 18 und 30 Jahren. Unter den Befragten italienischer Abstammung besitzen 36% die deutsche Staatsangehörigkeit, in der Gruppe der Türkischstämmigen 30%. Die „Deutsch-Italiener“ sind in den meisten Fällen von binationalen Eltern abstammende Doppelstaatsangehörige, die „Deutsch-Türken“ sind überwiegend Eingebürgerte (*Haug* 2004a). Das Sozio-ökonomische Panel wurde zu Vergleichszwecken herangezogen (*SOEP Group* 2001).

3 Interethnische Freundschaften

Ein Befund der Integrationsforschung ist die Bevorzugung der eigenen Nationalität und die Persistenz ethnisch homogener Beziehungsnetzwerke (*Esser* 1990, S. 187; *Wimmer* 2002, S. 17). Hierbei zeigen verschiedene Studien starke Nationalitätenunterschiede im Ausmaß der interethnischen Kontakte. Türkische Migranten der zweiten Generation sind z.B. weniger sozial integriert als Jugoslawen (*Esser* 1990). Demgegenüber sind Italiener relativ gut sozial integriert, weisen aber Integrationsdefizite in anderen Bereichen auf (*Granato* 1995). In der Schweiz sind Beziehungsnetzwerke von Immigranten homogener als die Einheimischer und im Generationenverlauf lässt sich eine Verbesserung der Kontakte zu Einheimischen feststellen (*Wimmer* 2002).

Die Netzwerkgröße ergibt sich aus der Frage „Wie viele gute Freunde/Freundinnen haben Sie außerhalb der Familie?“. Die Zahl der Freunde differiert stark mit der ethnischen Abstammung (vgl. Tab.2): Deutsche haben im Durchschnitt signifikant weniger Freunde als Italienisch- und Türkischstämmige; 75% der Migrantengruppe geben mindestens 10 Freunde an (T-Test, $p < 0,000$). Dieses Ergebnis deutet auf eine höhere Kontaktfreudigkeit der Personen mit Migrationshintergrund hin. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass die Definition des Ausdrucks „Gute Freunde außerhalb der Familie“ kulturell unterschiedlich verstanden wird. Die Durchschnittswerte variieren in verschiedenen Studien (*Diewald* 1986, S. 59). Die Verwendung aufwändiger Frageformulierungen oder mehrerer Namensgeneratoren konnte sich in der Forschungspraxis bisher jedoch nicht durchsetzen (*Wolf* 1996, S. 24).

Obleich die Größe der Freundesnetzwerke nicht ungeachtet der Beziehungsstärke, Kontakthäufigkeit, Wohnentfernung oder Kontaktart mit der Ausstattung mit sozialen Ressourcen gleichzusetzen ist, haben Migranten nach diesen Ergebnissen eine bessere Ausstattung mit sozialem Kapital als Deutsche. In der Regel erfolgt ein Großteil der alltäglichen Unterstützungsleistungen durch Personen, zu denen enge soziale Beziehungen bestehen, vorrangig Familienangehörige. Diese Familienbezogenheit der Netzwerke ist bei Türken stärker als bei Deutschen ausgeprägt (*Nauck/Kohlmann/Diefenbach* 1997, S. 487).

Insgesamt ist festzustellen, dass Freunde in der Regel aus der eigenen Ethnie gewählt werden.

Es zeigt sich auch ein signifikanter Geschlechtseffekt bei der durchschnittlichen Größe des Freundesnetzwerks (T-Test, $p < 0,001$). Frauen haben im Durchschnitt weniger Freunde bzw. Freundinnen als Männer (*Haug* 2003b, S. 104). Bei Befragten türkischer Abstammung ist der Geschlechterunterschied besonders deutlich. Auch die Mitgliedschaft in Cliques erwies sich als ethnisch determinierte Verhaltensweise – Italiener sind am häufigsten

Mitglied einer Clique – und Cliques sind bei Italienern und Türken zudem vorrangig eine Männerdomäne (*Haug* 2003b, S. 105).

Insgesamt ist festzustellen, dass Freunde in der Regel aus der eigenen Ethnie gewählt werden. Interethnische Kontakte – zu Deutschen und Angehörigen anderer Länder – kommen bei den Migranten recht häufig vor (mehr als 40% nennen andere Nationalitäten), während sie bei den Deutschen mit 23% eher die Ausnahme bilden.

Ähnliche Verteilungen mit ethnisch homogenen Netzwerken finden sich ebenfalls bei Italienern und Türken in der Schweiz (*Wimmer* 2002, S. 16f). Deutsche haben etwas häufiger Kontakte zu Türken als zu Italienern. Auch gibt es zwischen Italienisch- und Türkischstämmigen keinen Unterschied hinsichtlich der Häufigkeit ihrer Kontakte zu Deutschen (68% und 67%). Den niedrigsten Anteil an deutschen Freunden haben italienische Befragte der ersten Generation ohne deutsche Staatsangehörigkeit (55%). Bei Deutsch-Italienern (80%) und Deutsch-Türken (74%) treten generell häufiger Freundschaftsbeziehungen zu Deutschen auf als bei Migranten ohne deutsche Staatsangehörigkeit.

Die Analyse einer vergleichbaren Subpopulation im Sozio-ökonomischen Panel ergibt ein ähnliches Muster (Tab. 3). Deutsche Freunde werden hier definiert durch Freunde, deren „Nationalität oder Herkunft“ in den alten oder neuen Bundesländern ist. Die Ergebnisse beziehen sich auf den relativen Anteil der deut-

schen Freunde, der sich aus dem Anteil der deutschen von maximal drei Freunden, deren Nationalität genannt wurde, ergibt. 0 bedeutet, keiner der Freunde ist deutsch, 1 bedeutet, alle Freunde sind deutsch, 1/3 bedeutet, einer von drei Freunden ist deutsch, 1/2 bedeutet, einer von zwei Freunden ist deutsch, usw.

Tabelle 2: Staatsangehörigkeiten der Freunde

Ethnische Abstammung und Staatsangehörigkeit der Befragten	Fallzahl	Staatsangehörigkeit der Freunde (in Prozent)			
		Deutsch	Italienisch	Türkisch/ kurdisch	Andere
Deutsche Abstammung	1.189	89,1	5,8	10,5	23,0
Italienische Abstammung	1.197	67,9	51,4	–	47,0
Deutsch-Italiener	433	80,1	33,0	–	44,1
Erste Generation	33	72,7	42,4	–	42,4
Zweite Generation	400	80,8	32,3	–	44,3
Italiener	764	61,0	61,8	–	48,6
Erste Generation	263	55,1	41,9	–	44,1
Zweite Generation	501	64,1	58,1	–	50,9
Türkische Abstammung	1.223	67,3	–	81,7	42,3
Deutsch-Türken	366	73,8	–	75,4	40,7
Erste Generation	138	68,8	–	81,2	34,8
Zweite Generation	228	76,8	–	71,9	44,3
Türken	857	64,5	–	84,4	42,9
Erste Generation	363	59,5	–	83,7	38,0
Zweite Generation	494	68,2	–	84,8	43,6

Datenquelle: Integrationsurvey des BiB. Frageformulierung: „Welche Staatsangehörigkeit haben Ihre Freunde? Deutsch/Andere. Welche? z.B. Italienisch/Türkisch/.....“. Mehrfach-Nennungen waren möglich. Erste Generation: im Ausland geboren. Zweite Generation: in Deutschland geboren.

Tabelle 3: Deutsche Freunde und homogenes Freundesnetzwerk

Stichprobe, Staatsangehörigkeit-Ethnische Abstammung	Fallzahl	Relation der deutschen Freunde (aus maximal drei Freunden) in Prozent					Nationalitäts-/Herkunftsbezogenes homogenes Netzwerk
		0	1/3	1/2	2/3	1	
Deutsche SP	6232	3,8	1,3	0,2	4,3	90,4	92,8
Italienische	359	32,3	14,5	0,6	15,9	36,8	69,2
Deutsch-Italiener	92	8,7	–	1,1	13,0	77,2	16,7
Italiener	267	40,4	19,5	0,4	16,9	22,8	76,6
Türkische SP	675	58,7	18,4	1,0	8,0	13,9	89,7
Deutsch-Türken	131	38,2	21,4	0,8	11,5	28,2	68,7
Türken	544	63,6	17,6	1,1	7,2	10,5	93,7

Datenquelle: Sozioökonomisches Panel 2001, Zuordnung zur Stichprobe auf der Basis der 1. Welle des Panels (1984). Deutsche: Stichprobe A (Westdeutschland), Zuwanderer mit deutscher Staatsangehörigkeit aus Stichprobe D (Aussiedler und Übersiedler aus Ostdeutschland). Italienische bzw. türkische Abstammung: italienische bzw. türkische Haushalten der Ausländerstichprobe B sowie ausländische Zuwanderer mit italienischer oder türkischer Staatsangehörigkeit der Zuwandererstichprobe D. Deutsch-Italiener bzw. Deutsch-Türken: deutsche Staatsangehörigkeit. Frageformulierung: „Denken Sie bitte an drei Personen, mit denen Sie näher befreundet sind und mit denen Sie sich häufiger treffen. Es kann sich dabei sowohl um Verwandte als auch Nicht-Verwandte handeln, nur nicht um Personen, die mit Ihnen im gleichen Haushalt wohnen. Es können maximal drei Personen genannt werden. Welche Nationalität oder Herkunft hat er oder sie? Ist aus den alten/ neuen Bundesländern/ aus einem anderen Land oder Ausländer?“ Bei Bejahung dieser Frage wird nachgehakt: „Kommen Sie selbst aus demselben Land? Ja/nein.“

Mehr als 90% der Deutschen, 77% der Deutsch-Italiener und 28% der Deutsch-Türken im SOEP haben ausschließlich deutsche Freunde. 40% der Italiener, 38% der Deutsch-Türken und sogar 64% der Türken haben keine deutschen Freunde. Darüber hinaus bestehen die Freundesnetzwerke der Italiener relativ häufig zu zwei Dritteln aus Deutschen.

Beide Befragungen weisen somit darauf hin, dass die deutsche Staatsbürgerschaft bzw. die Abstammung von deutsch-ausländischen Eltern oder die Einbürgerung für die soziale Integration eine große Bedeutung hat. Zudem steigt im Generationenverlauf die Häufigkeit der Kontakte zu Deutschen: in Deutschland

Deutsch-Türken zeigen das gleiche Verhalten bei der Freundeswahl wie nicht eingebürgerte Türken.

geborene Italiener und Türken haben in jeder Subgruppe häufiger deutsche Freunde als Zugewanderte. Der Generationeneffekt bestätigt Ergebnisse anderer Studien (*Esser* 1990, S. 187; *Wimmer* 2002, S. 18). Die deutsche Staatsangehörigkeit wirkt sich auch unter Kontrolle des Geschlechts in beiden Migrantengruppen positiv auf die Häufigkeit aus, mit der Deutsche im Freundeskreis vorhanden sind (*Haug* 2003b, S. 108). Das entspricht den Befunden

der Shell-Studie, wonach auftretende Geschlechterunterschiede im Hinblick auf Kontakte zu Deutschen auf unterschiedliche Gelegenheitsstrukturen und soziokulturelle Hintergründe zurückzuführen sind (*Cornelißen* 2002, S. 199). Da türkische Frauen selten an bei Deutschen üblichen Freizeitaktivitäten teilnehmen, haben sie geringere Chancen, Freundschaften mit Deutschen zu schließen. Für den Integrationsurvey kann festgestellt werden, dass junge türkische Frauen selten berufstätig und häufig Mütter sind (*Haug* 2002a, S. 119). Bei den Migranten haben Frauen insgesamt seltener deutsche Freunde; in beiden Gruppen haben jedoch Frauen mit deutscher Staatsangehörigkeit häufiger als ebensolche Männer deutsche Freunde.

Deutsche haben fast ausschließlich homogene Netzwerke (Tab. 4, ausführliche Beschreibung vgl. *Haug* 2003b, 2003c). Der ausgesprochen niedrige Anteil an ethnisch homogenen Freundschaftsnetzwerken bei Deutsch-Italienern (7%), aber auch bei Deutsch-Türken (20%) gibt an, dass sie viele soziale Beziehungen außerhalb der eigenethnischen Gruppe haben (Index 1). Die geringere Homogenität der Netzwerke der Deutsch-Türken gegenüber den nicht-eingebürgerten

Deutsch-Italiener verhalten sich somit ähnlich wie Deutsche und wählen selten Freunde, die eine andere Staatsangehörigkeit besitzen

Türken bleibt bestehen, wenn man die Homogenität der Freundesnetzwerke nicht an ihrer ethnischen Abstammung, sondern an ihrer Staatsangehörigkeit bemisst (17%, Index 2). Deutsch-Türken zeigen das gleiche Verhalten bei der Freundeswahl wie nicht eingebürgerte Türken. Dahingegen erhöhen sich die Anteile der Deutsch-Italiener, die bezogen auf die Staatsbürgerschaft ein homogenes Netzwerk haben, von unter 7% auf 44%. Hinzu kommt, dass die Freundesnetzwerke der Deutsch-Italiener eine sehr geringe Multikulturalität aufweisen. Ihre Freunde haben überwiegend die gleiche Staatsangehörigkeit, d.h. deutsch. . Ihnen

kann im Gegensatz zu den Deutsch-Türken ein hohes Ausmaß an aufnahmelandspezifischem sozialem Kapital und somit eine sehr gute soziale Integration attestiert werden.

Tabelle 4: Homogenität und Multikulturalität der Freundesnetzwerke

Staatsangehörigkeit/ Ethnische Abstammung	Fallzahl	Index 1: Ethnisch homogenes Netz- werk (Prozent)	Index 2: Auf Staatsangehörig- keit bezogen homogenes Netz- werk (Prozent)	Multikulturalität (Durchschnitt)
Deutsche Abstammung	1.189	71,2	71,2	1,40
Italienische Abstammung	1.197	16,4	29,7	1,66
Deutsch-Italiener	433	6,7	43,6	1,57
Erste Generation	33	18,2	27,3	1,58
Zweite Generation	400	5,8	45,0	1,57
Italiener	764	21,9	21,9	1,71
Erste Generation	263	27,4	27,4	1,68
Zweite Generation	501	19,0	19,0	1,73
Türkische Abstammung	1.223	24,9	24,0	1,91
Deutsch-Türken	366	19,7	16,9	1,90
Erste Generation	138	25,4	14,5	1,85
Zweite Generation	228	16,2	18,4	1,93
Türken	857	27,1	27,1	1,92
Erste Generation	363	32,2	32,2	1,81
Zweite Generation	494	23,3	23,3	2,00

Datenquelle: Integrationsurvey des BiB. Anteile an Personen mit homogenem Freundesnetzwerk. Index 1: Ausschließlich Freunde mit einer Staatsangehörigkeit, die gleich der ethnischen Abstammung des Befragten ist, Index 2: Ausschließlich Freunde mit der gleichen Staatsangehörigkeit wie der Befragte; Multikulturalitätsindex: Zahl verschiedener Nationalitäten im Freundesnetzwerk (Range: 1-7).

Auch diese Ergebnisse lassen sich durch das SOEP bestätigen (Tab. 3). Ein homogenes Netzwerk ist dann gegeben, wenn alle Freunde „aus einem anderen Land oder Ausländer“ sind und zustimmend auf die Frage „Kommen Sie selbst aus diesem Land?“ geantwortet wird. Italienischstämmige besitzen seltener ein ethnisch homogenes Freundesnetzwerk als Türkischstämmige. Deutsch-Italiener (17%) und Deutsch-Türken (69%) haben seltener ein homogenes Netzwerk als die jeweilige Vergleichsgruppe.

Die Präferenz für Kontaktpersonen, die gleiche Eigenschaften und Verhaltensweisen wie „Ego“ aufweisen und die daraus resultierende homogene Netzwerke, hängen zunächst mit fehlenden Gelegenheiten zusammen, Personen, die sich außerhalb der eigenen sozialen Umwelt bewegen, kennen zu lernen (vgl. auch den Einfluss der Sozialraumorientierung, *Reinders* 2004a). Untersuchungen der Netzwerke türkischer Immigranten haben gezeigt, dass ihre Beziehungen hauptsächlich entlang verwandtschaftlicher, nicht allein ethnischer Linien verlaufen (*Nauck/Kohlmann* 1998, S. 217). Eine theoretisch begründbare und empirisch plausible Erklärung besteht somit darin, dass Deutsch-Italiener, die die deutsche Staatsangehörigkeit in den meisten Fällen durch einen deutschen Elternteil bei Geburt erhalten, häufig Kontakte zu deutschen Verwandten und zu Bekannten der Eltern haben. Durch die häufigeren Gelegenheiten, andere Deutsche kennen zu lernen, haben sie in der Regel höhere Chancen zur sozialen Integration. Zudem erlernen sie aufnahmelandsspezifische ethnisch-kulturelle Normen in Zuge der Sozialisation, die ihnen die Aufnahme sozialer Beziehungen zu Deutschen erleichtern. Ein Drittel der Italienischstämmigen verfügt mit

dem deutschen Elternteil über „vererbtes“ aufnahmelandsspezifisches soziales Kapital und somit ein höheres soziales Integrationspotential, wohingegen Eingebürgerte in dieser Hinsicht weniger Gelegenheiten zur Kontaktaufnahme mit Deutschen haben (siehe Tab. 6). Eine multivariate Analyse (logistische Regression) hat gezeigt, dass unter Kontrolle der ethnischen Abstammung und der Staatsangehörigkeit Befragte mit einem binationalen Elternpaar im Vergleich zu Befragten mit ausländischem Elternpaar die Wahrscheinlichkeit, deutsche Freunde zu haben, um mehr als das Doppelte erhöht ist (*Haug* 2003a, S. 121). Daneben erhöht sich die Wahrscheinlichkeit auch bei Befragten mit höherem Bildungsniveau und abgeschlossener Berufsausbildung und Befragten mit überdurchschnittlichen Deutschkenntnissen, während sie sich bei praktizierenden Muslimen verringert. Weitere Erklärungsfaktoren für die Entstehung interethnischer Freundschaften, wie z.B. ethnische Identitäten, spielen voraussichtlich auch eine Rolle (*Reinders* 2004a, 2004b).

4 Interethnische Partnerschaften

Seit 1985 lässt sich in Deutschland ein Anstieg der Zahl der Eheschließungen zwischen deutschen Männern und ausländischen Frauen nachweisen (*Roloff* 1998, S. 320). Im Zeitraum von 1991 bis 1999 lässt sich ein starker Anstieg der Eheschließungen zwischen deutschen Männern und ausländischen Frauen sowie zwischen Ausländern untereinander feststellen, während die Zahl der Eheschließungen der Deutschen untereinander abgenommen hat (*Roloff/Schwarz* 2002, S. 13). Dies könnte als zunehmende soziale Integration gewertet werden.

Mit der amtlichen Statistik können interethnische Beziehungen allerdings nur lückenhaft untersucht werden, da zum einen durch Konsulats- und Auslands-ehen eine Untererfassung der ausländischen Eheschließungen vorliegt, zum anderen das Kriterium der Staatsangehörigkeit zu einer erschwerten Erfassung interethnischer Ehen führt (*Straßburger* 2000; *Haug* 2004b). Die folgende Analyse interethnischer Partnerschaften soll dazu beitragen, Hinweise über die Größenordnung der Verzerrung zu erhalten.

Der Altersstruktur der Befragten im Integrationsurvey des BiB entsprechend liegt der Anteil der Verheirateten unter den Deutschen insgesamt bei 18% (vgl. Tab.5), den Italienischstämmigen insgesamt bei 22 % und den Türkischstämmigen bei 33% (*Haug* 2002a, S. 118f). Mit Ausnahme der türkischen Frauen sind weniger als 30% der Frauen verheiratet. Ehe und Elternschaft sind in allen ethnischen Gruppen und bei beiden Geschlechtern fest miteinander verknüpft (*Haug* 2002b). Italiener haben eine höhere Heiratsneigung als Deutsch-Italiener, wohingegen es zwischen Türken und Deutsch-Türken kaum Unterschiede gibt. Eine feste Partnerschaft hat die Mehrzahl der Befragten aller Gruppen. Junge Männer haben in allen ethnischen Gruppen seltener feste Partnerschaften als junge Frauen; dies entspricht dem generell höheren Erstheiratsalter von Männern (*Roloff/Schwarz* 2002, S. 11).

Tabelle 5: Partnerschaft und Staatsangehörigkeit der Partner/innen (Spaltenprozente)

	Staatsangehörigkeit- ethnische Abstammung									
	Deutsch		Deutsch-Italiener		Italiener		Deutsch-Türken		Türken	
	w	m	w	m	w	m	w	m	w	m
Geschlecht										
Anzahl	604	616	223	215	381	405	215	153	381	492
Ehe und Partnerschaft										
Verheiratet	20,7	15,3	17,5	16,3	26,2	23,7	45,6	23,5	38,8	28,7
Partnerschaft und/oder Ehe	57,1	48,1	65,5	55,3	63,3	57,0	65,1	49,7	59,1	53,5
Staatsangehörigkeit des Partners/der Partnerin										
Deutsch	92,5	92,2	56,2	81,5	32,0	59,7	27,9	53,9	11,6	25,1
Italienisch	1,4	1,0	28,1	7,6	58,1	24,2	-	-	-	-
Türkisch	1,7	0,7	-	-	-	-	70,0	42,1	84,4	69,6
Deutsch+Italien./Türk.	-	-	2,7	1,7	0,4	0,4	0,7	1,3	1,3	0,4
Andere Staatsang.	4,4	6,1	13,0	9,2	9,5	15,6	1,4	2,6	2,7	4,9
	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
Deutsch ohne Eingeb.	89,6	88,9	54,8	77,3	28,2	57,1	8,6	34,2	5,8	19,4
Akzeptanz einer interethnischen Ehe										
ja	82,9	88,0	87,0	95,0	85,4	90,9	65,8	70,9	62,2	75,8

Datenquelle: Integrationsurvey des BiB. w: weiblich, m: männlich. Partnerschaften umfassen sowohl Ehen als auch nichteheliche Lebensgemeinschaften. Die Kategorie Deutsch ohne Eingebürgerte umfasst den Anteil deutscher Partner abzüglich der eingebürgerten Partner. Die Akzeptanz einer interethnischen Ehe ergibt sich aus den Antworten: „Ja, auf jeden Fall“ und „Ja, möglicherweise“ auf die Frage „Können Sie sich vorstellen, eine(n) Ausländer(in) bzw. eine(n) Deutsche(n) zu heiraten?“

Deutsche mit fester Partnerschaft haben zu mehr als 90% Partner mit deutscher Staatsangehörigkeit, wobei sich die Geschlechter nicht unterscheiden. Bei deutschen Frauen mit ausländischen Partnern dominieren Staatsangehörige der Türkei und Italien, daneben auch Amerikaner und Afrikaner, bei deutschen Männern treten Partnerinnen aus der slawischen Ländergruppe (Albanien, Serbien, Kroatien, Russland, Polen), Italien und Amerika auf.

Italienischstämmige Männer haben unabhängig von der Staatsangehörigkeit signifikant häufiger deutsche Partnerinnen als italienische Frauen deutsche Partner (Chi²-Test, p<0,001). Deutsch-Italiener haben gleichzeitig unabhängig von ihrem Geschlecht signifikant häufiger deutsche Partnerinnen oder Partner als Italiener (Chi²-Test, p<0,001). 82% der deutsch-italienischen Männer haben deutsche Partnerinnen. Italienische Frauen haben vergleichsweise selten einen deutschen Partner. Deutsch-italienische Frauen und italienische Männer wählen zudem relativ häufig Partner mit anderer Staatsangehörigkeit (vgl. dazu *Straßburger* 2000, S. 84; *Vetter* 2001, S. 207).

82% der deutsch-italienischen Männer haben deutsche Partnerinnen

Bei Türkischstämmigen zeigt sich ein ähnliches geschlechtsspezifisches Muster, wenngleich deutsche Partnerinnen seltener auftreten. Männliche Deutsch-Türken haben zu 54% deutsche Partnerinnen, weibliche dagegen nur zu 28% deutsche Partner. Die Partner/innen der Deutsch-Türken sind jedoch sehr häufig eingebürgert. Insofern ist nur ein kleiner Teil der Partnerschaften der Deutsch-

Die Partner/innen der Deutsch-Türken sind jedoch sehr häufig eingebürgert

türkischstämmige
Frauen wählen unab-
hängig von ihrer
Staatsbürgerschaft fast
ausschließlich
türkischstämmige
Partner

Türkinnen (9%) eine interethnische Partnerschaft mit einem ursprünglich Deutschen. Gleiches gilt für Türkinnen, die ohne Berücksichtigung der Eingebürgerten noch seltener einen deutschen Partner haben (6%). Das heißt, türkischstämmige Frauen wählen unabhängig von ihrer Staatsbürgerschaft fast ausschließlich türkischstämmige Partner. Bei deutsch-türkischen Männern ist zwar die Tendenz zu ethnisch homogamer Partnerwahl nicht so stark ausgeprägt, jedoch reduziert sich auch in dieser Gruppe unter Abzug der Eingebürgerten der Anteil der Partnerschaften mit einer Deutschen um fast 20%. Anhand einer Analyse der vorherigen Staatsangehörigkeiten der eingebürgerten Partner kann gezeigt werden, dass diese bei Italienischstämmigen nur zu einem Drittel italienisch (bei Deutsch-Italienern in 29% der Fälle, bei Italienern 33%), bei Türkischstämmigen aber zumeist türkisch waren (bei Deutsch-Türken 95%, bei Türken 86%). Unter Berücksichtigung der Einbürgerung zeigt sich bei türkischen Befragten somit eine Neigung zu ethnisch homogenen Partnerschaften, die anhand der Staatsbürgerschaft nicht zu erkennen ist.

Die allgemeine Akzeptanz eines ausländischen bzw. deutschen Ehepartners ist über alle ethnischen Gruppen und Geschlechtsgruppen hinweg relativ hoch, wobei Männer generell häufiger eine Partnerin mit anderer Nationalität heiraten würden. Zwar haben 89% aller deutschen Männer mit fester Partnerschaft eine deutsche Freundin oder Frau, aber gleichzeitig können sich 88% vorstellen, eine ausländische Frau zu heiraten. Selbst unter den türkischen Frauen, die zu 84% mit einem türkischen Mann zusammen sind und insofern die geringste Bereitschaft zu interethnischen Partnerschaften erkennen lassen, wären 62% bereit, einen deutschen Mann zu heiraten. Andererseits ist in dieser Gruppe mit 38% die Ablehnung deutscher Partner am höchsten. Dieser Wert bestätigt das Ergebnis von 36% Ablehnung deutscher Partner bei türkischen Frauen der „Repräsentativbefragung 2001“ (Venema/Grimm 2002, S. 42). In anderen Studien liegt die Ablehnungsquote noch höher (Nauck 2002a, S. 332), wengleich in der jüngeren Generation tendenziell eine höhere Akzeptanz zu finden ist. Insbesondere die frühe Familiengründung und das ethnisch orientierte Beziehungsverhalten bei jungen Türkinnen, das Auftreten fester Partnerbeziehungen mit Deutschen bei einem bedeutenden Prozentsatz italienischer junger Erwachsener sowie das geringere Interesse an gemischt-nationalen Ehen bei Frauen bestätigen die Ergebnisse des DJI-Ausländersurveys (Weidacher 2000, S. 223f).

Oben wurde gezeigt, dass sich unter Nichtberücksichtigung eingebürgerter Partner/Partnerinnen der Anteil interethnischer Partnerschaften bei Deutsch-Türken stark reduziert. Dieser Effekt trifft jedoch nicht bei Deutsch-Italienern auf. Auffällig ist dies insbesondere, da Deutsch-Italiener in der Regel von deutsch-italienischen Eltern abstammen, wohingegen Deutsch-Türken zumeist Eingebürgerte sind.

Es stellt sich die Frage, ob die beobachteten Muster der Partnerbeziehungen mit der Nationalität der Eltern zusammenhängen, d.h. eine intergenerationale Transmission des Verhaltens zu beobachten ist. Intergenerative Beziehungen spielen bei Eingliederungsprozessen generell eine bedeutende Rolle, wobei zumeist der intergenerative Wandel im Mittelpunkt des Interesses steht (Nauck

2004, S. 93f). Intergenerationale Transmissionshypothesen wurden unter Rückgriff auf verschiedene Erklärungsansätze in Bezug auf Bildungserfolge von Migranten untersucht (*Nauck/Kohlmann/Diefenbach* 1997). Die Transmissionshypothese besteht darin, dass bei Kindern aus deutsch-ausländischen Ehen die Wahrscheinlichkeit einer Partnerschaft mit einem oder einer Deutschen erhöht wird und Partnerbeziehungen zu Angehörigen der Aufnahmegesellschaft somit im Generationenverlauf verstärkt auftreten. Laut Mikrozensus 2000 sind 2000 31% der Italiener in Deutschland mit einer Deutschen verheiratet (*Haug* 2004b).

Eine binationale Ehe der Eltern wird hier operational als Ehe zwischen einem Paar definiert, bei dem der eine Ehepartner sowohl in Deutschland geboren wurde als auch die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt und der andere nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder nicht in Deutschland geboren wurde. 29% der Italienischstämmigen und 2% der Türkischstämmigen haben binationale Eltern (Tabelle 6); unter den Deutschen haben 7% ausländische Elternteile, hauptsächlich aus Polen oder Osteuropa. Die bivariate Analyse zeigt, dass Befragte mit deutsch-ausländischen Eltern einen signifikant höheren Anteil deutscher Partner oder Partnerinnen haben. Dieser Effekt bleibt auch bei multivariater Analyse stabil (*Haug* 2002b, S. 409).

Tabelle 6: Binationale Eltern und interethnische Partnerwahl

	Fallzahl	Anteil	Staatsangehörigkeit Partner/in Deutsch ohne Eingebürgerte (Zeilenprozent)	Staatsangehörigkeit Partner/in Ausländisch (Zeilenprozent)	Chi ² -Test, p<
Deutsche Abstammung					
Eltern Deutsch	1.135	93,0	89,9	10,1	0,04
Eltern Deutsch-Ausländisch	85	7,0	80,0	20,0	
Italienische Abstammung					
Deutsch-Italienisch	357	29,2	74,4	25,6	0,000
Italienisch	867	70,8	41,1	58,9	
Türkische Abstammung					
Eltern Deutsch-Türkisch	22	1,8	64,3	13,5	0,000
Eltern Türkisch	1.219	98,2	35,7	86,5	

Datenquelle: Integrationssurvey des BIB. Eingebürgerte deutsche Partner/Partnerinnen wurden als ursprünglich ausländisch kategorisiert.

Mögliche Begründungen für Unterschiede in der individuellen Häufigkeit interethnischer Partnerschaften liefern Partnerwahltheorien. Wichtige allgemeine Erklärungsfaktoren bei der Partnerwahl sind Gelegenheitsstrukturen, die Möglichkeiten zum Kennen lernen bestimmen, und die Ressourcenausstattung der Partner, die Einfluss auf die Attraktivität haben (*Klein* 2000; *Thode-Arora* 1999). Demzufolge erscheint es plausibel, dass die Partnerwahl durch ein Zusammenspiel von Gelegenheitsstrukturen, Ressourcenausstattung und ethnisch-kulturellen Präferenzen und Normen zustande kommt (*Nauck* 2001; *Haug* 2004b).

Eine Begründung für den positiven Effekt binationaler Eltern auf die Wahrscheinlichkeit, deutsche Partner zu finden, könnte somit im intergenerativen

Ressourcentransfer, insbesondere des kulturellen und sozialen Kapitals, liegen. Etwa ein Drittel der Italienischstämmigen verfügt durch einen deutschen Elternteil und die deutsche Verwandtschaft über „vererbtes“ aufnahmelandsspezifisches soziales Kapital. Mit einem deutschstämmigen Elternteil haben die Kinder höhere aufnahmelandsspezifische Ressourcen und durch Kontakte zu deutschen Verwandten oder Bekannten der Eltern häufiger Gelegenheit, andere Deutsche kennen zu lernen. Zudem erlernen sie aufnahmelandsspezifische ethnisch-kulturelle Normen in Zuge der Sozialisation, die ihnen die Aufnahme sozialer Beziehungen zu Deutschen erleichtern. Insofern sind binationale Partnerschaften und die damit einhergehende soziale Integration in der Familie nicht nur abhängig von kognitiven und strukturellen Integrationsindikatoren wie den Sprachkenntnissen oder der Schulbildung, sie stellen auch die Weichen für eine soziale Integration in den folgenden Generationen, indem ein Transfer des sozialen Kapitals und anderer integrationsrelevanter Ressourcen stattfindet. Aus Partnerwahlentscheidungen ergeben sich weitreichende Folgen für die Beteiligten und ihre Kinder (Nauck 2004, S. 103). Auch in anderem Kontext wurde festgestellt, dass binationale Ehen besonders günstige Voraussetzungen für den Eingliederungsprozess aller Familienmitglieder schaffen (Nauck 2002b).

5 Schlussfolgerungen

Zusammenfassend zeigen die Ergebnisse, dass italienisch-stämmige Zuwanderer über eine bessere Ausstattung mit aufnahmelandsspezifischem sozialen Kapital verfügen und damit in höherem Maße sozial integriert sind als türkisch-stämmige, dass das Ausmaß der sozialen Integration sich im Generationenverlauf erhöht und dass junge Immigrantinnen in geringerem Maße Kontakte zu Deutschen pflegen als junge Männer gleicher ethnischer Abstammung. Ein weiteres Ergebnis der Analyse des Integrations surveys des BiB und des SOEPs ist das höhere Ausmaß sozialer Integration in der Gruppe der Deutsch-Italiener und Deutsch-Türken im Vergleich zu nicht-deutschen Befragten mit gleicher ethnischer Abstammung. Hierbei scheinen Deutsch-Italiener noch erfolgreicher Kontakte zu Deutschen zu knüpfen als Deutsch-Türken.

Die Interpretation der Ergebnisse über die Kontakte zu Deutschen kann durch Rückgriff auf integrationstheoretische Konzepte strukturiert werden. Nach Esser geht die Platzierung in Bildung und Beruf der Interaktion mit Angehörigen der Aufnahmegesellschaft voraus. Zudem bedingt die soziale Integration die kulturelle Integration (Esser 2001, S. 17f.). Voraussetzung für die soziale Interaktion ist einerseits die Gelegenheitsstruktur, die die Wahrscheinlichkeit der Kontaktaufnahme beeinflusst und z. B. von einer ethnischen Mischung in Wohnviertel, Schule, Arbeitsplatz und Verwandtschaft abhängt, andererseits die Beherrschung kultureller Fertigkeiten wie der deutschen Sprache. Schulische Bildung oder berufliche Platzierung hängen wiederum von der Sprachfertigkeit und indirekt vom Einwanderungsalter ab und bestimmen gleichzeitig die Res-

sourcenausstattung sowie die Gelegenheitsstruktur für Kontakte. Ebenso können kulturelle Faktoren wie die Religionszugehörigkeit, die starken Einfluss auf das Heiratsverhalten haben (*Haug 2002b*), die Gelegenheitsstruktur für interethnische Kontakte beeinflussen. Mit der Religionszugehörigkeit hängen kulturelle Fertigkeiten zusammen, „kulturelles Kapital“, das für den Erwerb von sozialem Kapital entscheidend ist. Ein geeigneter Erklärungsansatz basiert auf einer Theorie der Freundschaftswahl, die von einem unterschiedlich hohen Aufwand für Beziehungen zu Angehörigen der eigenen ethnischen und der fremden Gruppe ausgeht. Der Aufwand ergibt sich aus unterschiedlichen Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und verschiedenen Interessen, die wiederum von den Interaktionsfertigkeiten, normativen Gruppenerwartungen und eventuellen sozialen Distanzen abhängen (*Esser 1990*, S. 191f.).

Gelegenheiten und Möglichkeiten, d.h. Fertigkeiten und die Ausstattung mit Ressourcen, sind eng miteinander verknüpft und in den meisten Fällen ist die Richtung des Einflusses auf die soziale Integration nur schwer zu spezifizieren. Einerseits haben die Einwanderungsbiographie, soziodemographische, sozialstrukturelle und kulturelle Merkmale sowie die damit verbundene Gelegenheitsstruktur und Ressourcenausstattung Einfluss auf die soziale Einbettung, andererseits hat die soziale Interaktion wiederum Rückwirkungen auf die Ressourcenausstattung. Generell kann angenommen werden, dass nur durch Aufnahme von Beziehungen zu Angehörigen der Aufnahmegesellschaft die für die erfolgreiche Alltagsgestaltung in der Aufnahmegesellschaft und einen weiteren beruflichen Aufstieg notwendigen Ressourcen erworben werden können. Allerdings ist die Kontaktaufnahme zu Einheimischen bei Nichteingliederung in Schule und Beruf schwierig. Insofern ist die kausale Richtung des Zusammenhangs zwischen sozialer und sozialstruktureller Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft voraussichtlich nicht unidirektional. Da z.B. in Deutschland die meisten Arbeitgeber Deutsche sind, ist es für Migranten bei der Jobsuche und beruflichen Platzierung nützlich, Kontakte zu Deutschen zu haben – es sei denn, sie streben eine Karriere in der ethnischen Nischenökonomie an.

In einer Reihe von Studien wurde darauf hingewiesen, dass Beziehungen zu Angehörigen der eigenen ethnischen Gruppe außerordentlich hilfreich für die Integration bzw. „Binnenintegration“ (*Elwert 1982*) sein können (*Zhou/Bankston 1994*). Soziales Kapital innerhalb ethnischer Gemeinschaften stellt eine Ressource dar, die sich aus Werten, Solidarität, Reziprozität und Vertrauen speist (*Portes/Sensenbrenner 1993*). Soziale Beziehungen tragen zur Etablierung und dem Funktionieren einer ethnischen Nischenökonomie bei (*Sanders/Nee 1996*). Andererseits kann es passieren, dass mit einer einseitigen Konzentration auf eigenethnische Netzwerke und berufliche Betätigungen in der ethnischen Nischenökonomie eine Art von „Mobilitätsfalle“ (*Wiley 1970*) entsteht, die die Migranten an einer „normalen“ Karriere innerhalb der Aufnahmegesellschaft hindert. Die starke Orientierung an der ethnischen Gemeinschaft kann sich integrationshinderlich auswirken; dieser Prozess wird als „downward assimilation“ bezeichnet (*Portes 1995*). Eine wichtige Unterscheidung ist hier die zwischen der heimatbezogenen Selbstorganisation und den produktiv an Integrationsproblemen arbeitenden ethnischen Vereinen (*Thränhardt 2000*).

Interethnische Partnerschaften können als ein Weg zur sozialen Integration im Generationenverlauf gesehen werden

Es wurde argumentiert, dass interethnische Partnerschaften zwischen Deutschen und Italienisch- und Türkischstämmigen in hohem Maße von Gelegenheitsstrukturen und der Ressourcenausstattung abhängig sind. Eine wichtige Erklärungskomponente ist dabei die Transmission des aufnahmelandsspezifischen sozialen Kapitals, das sich aus einer binationalen Ehe der Eltern ergibt. Die durch Heirat manifestierte soziale Integration in eine deutsch-ausländische Familie erweist sich als erfolgreiches Mittel zur sozialen Integration der Nachkommen. Interethnische Partnerschaften können als ein Weg zur sozialen Integration im Generationenverlauf gesehen werden. Es scheint plausibel, dass sich die Wirkung aus der Knüpfung sozialer Kontakte zu Deutschen im Verwandtschaftsnetzwerk und die Vermittlung kultureller Kenntnisse im Zuge der Sozialisation ergibt. Weitere Untersuchungen könnten Aufschluss darüber geben, wie Partnerwahlentscheidungen bei Migranten vonstatten gehen und welche Faktoren eine Rolle spielen.

Ein wichtiges Ergebnis für die Methoden der Integrationsforschung ist die Veränderung der Häufigkeitsverteilung der Integrationsindikatoren unter Berücksichtigung der Staatsangehörigkeit von Personen mit Migrationshintergrund. Bei der Partner- und Freundeswahl, im generativen Verhalten, in der Schulbildung, Erwerbstätigkeit und anderen integrationsrelevanten Bereichen unterscheiden sich nicht-eingebürgerte Ausländer in stärkerem Maße von Deutschen als Deutsch-Italiener und Deutsch-Türken (*Haug 2002a; Salentin/Wilening 2003*). Die Ergebnisse zeigen, dass es notwendig ist, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe durch eine Kombination aus ethnischer Abstammung und Staatsangehörigkeit zu definieren. Da in der amtlichen Statistik und Stichproben auf der Basis der Staatsbürgerschaft eingebürgerte wie einheimische Deutsche behandelt werden, wird das Ausmaß der Integration unterschätzt. Unter der Voraussetzung, dass es für die Integrationsforschung eine wichtige und notwendige Aufgabe ist, die zweite oder dritte Generation im Blick zu behalten (*Portes 1997*), sollte ein methodisches und theoretisches Konzept gefunden werden, das langfristig zur Unterscheidung von ethnischen Gruppen dient.

Die Verwendung von Methoden der Netzwerkanalyse hat sich als Werkzeug zur Untersuchung der sozialen Integration bewährt. Jedoch ist es bei zukünftigen Forschungsprojekten unerlässlich, die Namensinterpretatoren weiter auszubauen und Frageformulierungen zu finden, die Informationen über die ethnische Abstammung und die Staatsangehörigkeit der Freunde liefern.

Es hat sich auch gezeigt, dass anhand amtlicher Statistiken eine beträchtliche Überschätzung der Häufigkeit deutsch-türkischer Eheschließungen auftritt. Der hohe Anteil der binationalen Ehen in der amtlichen Statistik lässt sich zum Teil als Ehe zwischen eingebürgerten und nicht-eingebürgerten Angehörigen der gleichen ethnischen Gruppe rekonstruieren. Insofern wird anhand amtlicher Statistiken die soziale Integration der Bevölkerungsgruppe mit türkischer Abstammung überschätzt. Die soziale Integration von Deutsch-Italiener, die ein sehr hohes Ausmaß an Partnerschaften mit Deutschen aufweisen, lässt sich ebenfalls in der amtlichen Statistik nicht erkennen und wird unterschätzt, da Eheschließungen dieses Personenkreises als Eheschließungen Deutscher registriert werden.

Gemäß obenstehender Analyse ist das Ausmaß der intraethnischen Partnerwahlpräferenz bei türkischen Migranten der zweiten Generation relativ hoch, Partnerschaften mit Deutschen erweisen sich häufig als Partnerschaften mit eingebürgerten, d.h. nicht ursprünglich Deutschen. Eine Erklärungshypothese für den relativ hohen Anteil binationaler Eheschließungen und Ehen in der amtlichen Statistik besteht somit darin, dass es sich bei einem Teil der deutschen Ehepartner um eingebürgerte Türken und bei den Ehen somit um intraethnische handelt. Der Anteil der interethnischen Beziehungen wird demnach vor allem bei Türken anhand amtlicher Statistiken durch Nichtberücksichtigung der Eingebürgerten erheblich überschätzt. Dieses Ergebnis erhöht die Plausibilität der These von Straßburger, dass die Differenz zwischen binationalen und interethnischen Eheschließungen steigt und die amtliche Heiratsstatistik auf der Basis der Staatsangehörigkeit zunehmend weniger Aussagekraft für die soziale Annäherung bekommt (Straßburger 2000, S. 92).

6 Literatur

- Cornelißen, W. (2002): Freizeit – freie Zeit für junge Frauen und Männer? In: *Cornelißen, W./Gille, M./Knothe, H./Meier, P./Queisser, H./Stürzer, M.* (Hrsg.): Die Lebenssituation und die Perspektiven junger Frauen und Männer in Deutschland. Eine sekundäranalytische Auswertung vorhandener Umfragedaten. – München, S. 135-204.
- Diewald, M. (1986): Sozialkontakte und Hilfeleistungen in informellen Netzwerken. In: *Glatzer, W./Berger-Schmitt, R.* (Hrsg.): Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. – Frankfurt am Main, S. 51-84.
- Elwert, G. (1982): Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34. Jg., H. 4, S. 717-731.
- Espinosa, K./Massey, D. (1997): Undocumented Migration and the Quantity and Quality of Social Capital. In: *Soziale Welt. Sonderband 12*, 48. Jg., S. 141-162.
- Esser, H. (1990): Interethnische Freundschaften. In: *Esser, H./Friedrichs, J.* (Hrsg.): Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. – Opladen, S. 185-206.
- Esser, H. (2001): Integration und ethnische Schichtung (Arbeitsbericht Nr. 40 des Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung). – Mannheim.
- Faist, T. (1997): Migration und der Transfer sozialen Kapitals oder: Warum gibt es relativ wenige internationale Migranten? In: *Soziale Welt. Sonderband 12*, 48. Jg., S. 63-84.
- Friedrichs, J./Jagodzinski, W. (1999): Theorien sozialer Integration. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 39*, 51. Jg., S. 9-43.
- Granato, M. (1995): Integration und Ausgrenzung: Junge Italiener in Deutschland. In: *Seifert, W.* (Hrsg.): Wie Migranten leben. Lebensbedingungen und soziale Lage der ausländischen Bevölkerung in der Bundesrepublik. – Berlin, S. 38-48.
- Haug, S. (2000): Soziales Kapital und Kettenmigration. Italienische Migranten in Deutschland. – Opladen.
- Haug, S. (2002a): Familienstand, Schulbildung und Erwerbstätigkeit junger Erwachsener. Eine Analyse der ethnischen und geschlechtsspezifischen Ungleichheiten – Erste Ergebnisse des Integrationssurveys des BiB. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 27. Jg., H. 1, S. 115-144.
- Haug, S. (2002b): Familie, soziales Kapital und soziale Integration. Zur Erklärung ethnischer Unterschiede in Partnerwahl und generativem Verhalten bei jungen Erwachsenen deutscher, italienischer und türkischer Abstammung. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 27. Jg., H. 4, S. 393-425.

- Haug, S. (2003a): Arbeitsmigration, Familiennachzug, Heiratsmigration. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 28. Jg., H. 2-4, S. 871-889.
- Haug, S. (2003b): Die soziale Integration junger italienischer und türkischer Migranten in Deutschland. In: *Swiaczny, F./Haug, S.* (Hrsg.): Migration – Integration – Minderheiten. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. – Bd.107 – Wiesbaden, S. 97-127.
- Haug, S. (2003c): Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. Unterschiede in der Ausstattung mit sozialem Kapital bei jungen Deutschen und Immigranten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 55. Jg., H. 4, S. 716-736.
- Haug, S. (2004a): Soziale Integration durch soziale Einbettung in Familie, Verwandtschafts- und Freundesnetzwerke. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 29. Jg., H. 2, S. 163-192.
- Haug, S. (2004b): Binationale Ehen und interethnische Partnerschaft in Deutschland – Datenlage und Erklärungsfaktoren. In: Zeitschrift für Familienforschung, 16. Jg., H. 3, S. 305-329.
- Heckmann, F. (2002): Integrationsforschung aus europäischer Perspektive. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 26. Jg., H. 3/4, S. 341-356.
- Humpert, A./Schneiderheinze, K. (2000): Stichprobenziehung für telefonische Zuwandererumfragen. Einsatzmöglichkeiten der Namensforschung (Onomastik). In: ZUMA Nachrichten, 47. Jg., H. 24, S. 36-63.
- Klein, T. (2000): Binationale Partnerwahl – Theoretische und empirische Analysen zur familialen Integration von Ausländern in die Bundesrepublik. In: *Sachverständigenkommission 6. Familienbericht* (Hrsg.): Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation. – Opladen, S. 303-346.
- Mammey, U./Sattig, J. (2002): Determinanten und Indikatoren der Integration und Segregation der ausländischen Bevölkerung (Integrationsurvey). Projekt und Materialdokumentation. Bundesinstitut für Bevölkerungswissenschaft. Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. – Bd.105a – Wiesbaden.
- Nauck, B./Kohlmann, A./Diefenbach, H. (1997): Familiäre Netzwerke, intergenerative Transmission und Assimilationsprozesse bei türkischen Migrantenfamilien. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 49. Jg., H. 3, S. 477-499.
- Nauck, B./Kohlmann, A. (1998): Verwandtschaft als soziales Kapital. Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien. In: *Wagner, M./Schütze, Y.* (Hrsg.): Verwandtschaft: sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema. – Stuttgart, S. 203-235.
- Nauck, B. (2001): Generationenbeziehungen und Heiratsregimes – theoretische Überlegungen zur Struktur von Heiratsmärkten und Partnerwahlprozessen am Beispiel der Türkei und Deutschland. In: *Klein, T.* (Hrsg.): Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe. – Opladen, S. 35-55.
- Nauck, B. (2002a): Dreißig Jahre Migrantenfamilien in der Bundesrepublik. Familiärer Wandel zwischen Situationsanpassung, Akkulturation, Segregation und Remigration. In: *Nave Herz, R.* (Hrsg.): Kontinuität und Wandel der Familie in der BRD. – Stuttgart, S. 315-339.
- Nauck, B. (2002b): Solidarpotenziale von Migrantenfamilien. Online verfügbar unter: <http://library.fes.de/fulltext/asfo/01389toc.htm>. [Stand: 05.05.2004].
- Nauck, B. (2004): Familienbeziehungen und Sozialintegration von Migranten. In: IMIS-Beiträge. Themenheft Migration – Integration – Bildung, H. 23, S. 83-104.
- Portes, A./Sensenbrenner, J. (1993): Embeddedness and Immigration. Notes on the Social Determinants of Economic Action. In: American Journal of Sociology, 98. Jg., H.6, S. 1320-1350.
- Portes, A. (1995): Children of Immigrants: Segmented Assimilation and Its Determinants. In: *Portes, A.* (Hrsg.): The Economic Sociology of Immigration: Essays on Networks, Ethnicity, and Entrepreneurship. – New York, S. 248-279.
- Portes, A. (1997): Immigration Theory for a New Century: Some Problems and Opportunities. In: International Migration Review, 31. Jg., H. 4, S. 799-825.
- Reinders, H. (2004a): Entstehungskontexte interethnischer Freundschaften in der Adoleszenz. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 7. Jg., H. 1, S. 121-146.

- Reinders, H.* (2004b): Subjektive Statusgleichheit, interethnische Kontakte und Fremdenfeindlichkeit bei deutschen Jugendlichen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 24. Jg., H. 2, S. 182-202.
- Roloff, J.* (1998): Eheschließungen und Ehescheidungen von und mit Ausländern in Deutschland. In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 23. Jg., H. 3, S. 319-334.
- Roloff, J./Schwarz, K.* (2002): Bericht 2001 über die demographische Lage in Deutschland mit dem Teil B: "Sozio-ökonomische Strukturen der ausländischen Bevölkerung". In: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 27. Jg., H. 1, S. 3-68.
- Salentin, K./Wilkening, F.* (2003): Ausländer, Eingebürgerte und das Problem einer realistischen Zuwanderer-Integrationsbilanz. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55. Jg., H. 2, S. 278-298.
- Sanders, J. M./Nee, V.* (1996): Immigrant Self-Employment: The Family as Social Capital and the Value of Human Capital. In: *American Sociological Review*, 61. Jg., H. 4, S. 231-249.
- SOEP Group* (2001): The German Socio-Economic Panel (GSOEP) after more than 15 years – An overview. In: *Applied Economics Quarterly - Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung*, 70. Jg., H. 1, S. 7-14.
- Straßburger, G.* (2000): Transnationalität und Einbürgerung: Defizite in der statistischen Erfassung der Eheschließungen von Migranten. In: *Dorbritz, J./Otto, J.* (Hrsg.): *Einwanderungsregion Europa? Materialien zur Bevölkerungswissenschaft*. – Bd.99 – Wiesbaden, S. 81-95.
- Straßburger, G.* (2003): Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext. Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. – Würzburg.
- Thode-Arora, H.* (1999): *Interethnische Ehen. Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Erforschung*. – Berlin.
- Thränhardt, D.* (2000): Einwandererkulturen und soziales Kapital. Eine komparative Analyse. In: *Thränhardt, D./Hunger, U.* (Hrsg.): *Einwanderer-Netzwerke und ihre Integrationsqualität in Deutschland und Israel*. – Münster, S. 15-51.
- Venema, M./Grimm, C.* (2002): *Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland. Repräsentativuntersuchung 2001*. Offenbach: Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung.
- Vetter, S.* (2001): Partnerwahl und Nationalität. Heiratsbeziehungen zwischen Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Klein, T.* (Hrsg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. – Opladen, S. 207-231.
- Weidacher, A.* (2000): *In Deutschland zu Hause. Politische Orientierungen griechischer, italienischer, türkischer und deutscher junger Erwachsener im Vergleich*. – Opladen.
- Wiley, N. F.* (1970): The Ethnic Mobility Trap and Stratification Theory. In: *Rose, P. I.* (Hrsg.): *The Study of Society*. – New York, S. 397-408.
- Wimmer, A.* (2002): Multikulturalität oder Ethnisierung? Kategorienbildung und Netzwerkstrukturen in drei schweizerischen Immigrantenquartieren. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 31. Jg., H. 1, S. 4-26.
- Wolf, C.* (1993): Egozentrierte Netzwerke. Datenorganisation und Datenanalyse. In: *ZA-Information*, 32. Jg., H. 5, S. 72-94.
- Wolf, C.* (1996): *Gleich und gleich gesellt sich*. – Hamburg.
- Zhou, M./Bankston, C. L.* (1994): Social Capital and the Adaptation of the 2nd Generation – The Case of Vietnamese Youth in New-Orleans. In: *International Migration Review*, 28. Jg., H. 4, S. 821-845.

Forschungsmethoden in der Kindheitsforschung

Heinz-Hermann Krüger



Prof. Dr. Heinz-Hermann Krüger,
Universität Halle-
Wittenberg

Zusammenfassung

In den vergangenen zwei Jahrzehnten erlebte die Kindheitsforschung in Deutschland und im internationalen Raum einen enormen Aufschwung. Mit der Entdeckung der Kinder als Subjekte und Akteure in ihrer Lebensumwelt ging auch eine Weiterentwicklung der Methodendiskussion in der Kindheitsforschung einher. In einer Vielzahl von Untersuchungen wurde inzwischen versucht mit qualitativen Methoden Forschungszugänge zu kindlichen Perspektiven und kinderkulturellen Zusammenhängen zu eröffnen. Aber auch in der quantitativen Forschung worden zunehmend Kinder als Adressaten von Umfragen entdeckt (vgl. Heinzel 2000, S. 17).

In diesem Beitrag wird nun versucht eine erste Zwischenbilanz zu ziehen und einen Überblick über die qualitativen und anschließend über die quantitativen Erhebungs- und Auswertungsmethoden in der Kindheitsforschung zu geben. Abschließend werden verschiedene Möglichkeiten der Triangulation qualitativer und quantitativer Verfahren in der Kindheitsforschung dargestellt und diskutiert. Dabei sollen die verschiedenen methodischen Verfahren jeweils an empirischen Beispielen erläutert und der Schwerpunkt der Darstellung jeweils auf die Diskussion konzeptioneller und methodischer Probleme bei der Anwendung dieser Verfahren im Umgang mit der Altersgruppe der Kinder gelegt werden.

Schlagworte: Kindheitsforschung, qualitative und quantitative Forschungsmethoden

1.1 Methoden der Datenerhebung in der qualitativen Kindheitsforschung

a) Qualitative Interviews

Während verschiedene Formen qualitativer Interviews vom offenen narrativen Interview bis hin zum thematisch strukturierten Leitfadeninterview inzwischen zum Standard im Methodenrepertoire der Jugendforschung gehören, gestaltet sich der Einsatz qualitativer Interviewtechniken im Bereich der Kindheitsforschung weitaus schwieriger. Zunächst ist es aufgrund der allgemeinen sprachlichen Fähigkeiten wenig sinnvoll, Kinder unter 5 Jahren mittels qualitativer Interviews zu untersuchen. Hingegen erweisen sich z.B. in der Studie von *Petillon* (1993) 6- bis 8-jährige Kinder durchaus dazu in der Lage, über ihre Lebenssituation zu berichten. Allerdings wurden mit Kindern unter 10 Jahren bisher noch keine narrativen Interviews durchgeführt, da angenommen wird, dass diese aus entwicklungspsychologischen Gründen kaum ihre eigene Biographie als Ganzes erfassen und darstellen können (vgl. *Grunert* 2002, S. 237). Bei Kindern dieser Altersgruppe werden vielmehr thematisch strukturierte Interviews angewendet, bei denen häufig Hilfsmittel, wie Bildkarten, Photos oder Handpuppen eingesetzt werden, um Erzählungen anzuregen. Untersuchungen, die aus-

schließlich auf ein narratives Interview zurückgreifen, sind in der Kindheitsforschung bisher eher selten anzutreffen und werden nur bei älteren Kindern angewendet (vgl. *Krüger/Ecarius/Grunert* 1994; *Behnken* u.a. 1991). Außerdem stellen etwa die Frage nach dem Wahrheitsgehalt kindlicher Erzählungen sowie die Generationendifferenz zwischen Kindern und Erwachsenen, die sich in der Erhebungssituation und im Auswertungsprozess niederschlägt, methodische Herausforderungen dar, die bei der Anwendung interviewbasierter Erhebungstechniken berücksichtigt werden müssen (vgl. *Fuhs* 2000, S. 89).

Trotz dieser Schwierigkeiten und Unterschiede zu qualitativen Interviews mit Jugendlichen und Erwachsenen sind im Gefolge der Etablierung der neueren Kindheitsforschung in den vergangenen zwei Jahrzehnten verschiedene Varianten qualitativer Interviews zum Einsatz gekommen. So wurde die offenste Variante des qualitativen Interviews, das narrative Interview, das auf die Hervorlockung einer lebensgeschichtlichen Erzählung abzielt (vgl. *Schütze* 1983), in der Studie von *Krüger/Ecarius/Grunert* (1994) erprobt. Erfahrungen aus diesem Projekt zum Wandel der Kinderbiographie machten deutlich, dass zwölfjährige Kinder durchaus dazu in der Lage sind, über ihr bisheriges Leben zu berichten.

Eine weitere explizit biographisch orientierte Interviewtechnik ist die Methode des Tiefeninterviews, die im Rahmen der psychoanalytischen Pädagogik benutzt wird. Den Kindern werden ihrem Entwicklungsstand angemessene Anregungen für die Entfaltung ihrer Phantasietätigkeit gegeben. In der Untersuchung von *Leuzinger-Bohleber* und *Garlichs* (1993) waren dies eine Traumreise, Zeichnungen der Kinder, ihre Assoziationen zu den Zeichnungen sowie Fragen, die in den Assoziationsfluss an passender Stelle eingebracht wurden. Das Tiefeninterview zielt darauf ab, unbewusste Szenen, Konflikte und Ängste der Kinder zum Thema zu machen.

Neben dem narrativen Interview und dem Tiefeninterview werden in der qualitativen Kindheitsforschung verschiedene Varianten teilstandardisierter Interviews eingesetzt. In fokussierten Interviews (z.B. subjektive Landkarte, Tagesablaufinterview, Fotointerview) werden assoziative Stellungnahmen zu vorab festgelegten Gesprächsgegenständen angeregt. Das Verfahren der narrativen Landkarte, das im Rahmen des Projektes „Modernisierung von Kindheit“ (vgl. *Lutz/Behnken/Zinnecker* 1997) entwickelt wurde, besteht aus einer Kombination von Zeichnung und biographischem Interview (narratives und Leitfadenterview). Die untersuchten zehnjährigen Kinder wurden aufgefordert, ihren alltäglichen Handlungsraum des Wohnumfeldes zeichnerisch und erzählend darzustellen und durch Erläuterungen zu kommentieren. *Zeiber* und *Zeiber* (1994, S. 209) konzipierten in ihrer Studie zu Orten und Zeiten der Kinder die Methode der Tagesverlaufsanalyse, bei der die etwa zehnjährigen Kinder zunächst Protokolle über ihren Tagesablauf schreiben mussten, anhand derer anschließend fokussierte Interviews zur Tätigkeitsfolge, zum Zustandekommen, zum Inhalt und zu den Partnern der jeweiligen Handlung mit den Kindern durchgeführt wurden. Beim biographischen Fotointerview bilden Fotos aus dem privaten Fotoalbum der Kinder Anreize für eine Erzählung über lebensgeschichtliche Ereignisse und lebensweltliche Erfahrungen (vgl. *Fuhs* 1997, S. 281).

Eine andere Variante des fokussierten Interviews stellt das ethnographische Interview dar. Bei dieser Form des Interviews werden die Kinder auf während

der teilnehmenden Beobachtung erhobene interessante Interaktionsszenen angesprochen und um erklärende Hinweise gebeten. Ziel ist es dabei herauszufinden, welche Konzepte die Kinder von ihrer Kinderkultur entwickeln und wie sie darüber sprechen (vgl. *Breidenstein/Kelle* 1998, S. 33). Ein in der sozial- und entwicklungspsychologisch orientierten Kindheitsforschung häufig eingesetztes Erhebungsinstrument ist das Struktur- und Dilemmatainterview. In Weiterentwicklung der Arbeiten von *Piaget* und *Kohlberg* werden hier moralische Dilemmatasituationen den Kindern zur Lösung mit dem Ziel vorgegeben, unterschiedliche Stufen der moralischen Urteilsfähigkeit und der Fähigkeit zur sozialen Perspektivenübernahme zu erfassen (vgl. *Valtin* 1991; *Krappmann/Oswald* 1995).

b) Gruppendiskussion

Die Methode der Gruppendiskussion, die im deutschsprachigen Raum seit den Untersuchungen des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (vgl. *Pollak* 1955) als mögliches Datenerhebungsverfahren diskutiert wird und für die die Offenheit der Gesprächssituation ein grundlegendes Prinzip ist, erfreut sich in den letzten Jahren nicht nur in der Jugendforschung, sondern auch in der Medien- oder Migrationsforschung eines großen Interesses (vgl. *Bohnsack* 2003, a). Im Gegensatz dazu werden Gruppendiskussionen im Bereich der Kindheitsforschung bislang kaum genutzt. Bedenken gegenüber der Anwendung dieses Verfahrens bei Kindern richten sich vor allem auf kommunikative Schwierigkeiten, die z.B. in einer fehlenden Diskussionskultur der Kinder, einer eingeschränkten Verbalisierungsfähigkeit sowie in Sprachhemmungen von Kindern in Gruppensituationen gesehen werden (vgl. *Richter* 1997, S. 75).

Heinzel (2000, S. 117) weist demgegenüber gerade auf die Potentiale dieses Verfahrens für die Kindheitsforschung hin. Die Gruppendiskussion erscheint ihr besonders geeignet, um die Ansichten von Kindern zu erfassen, weil Kinder in dieser Forschungskonstellation zahlenmäßig überwiegen und zumindest die Mehrheitsverhältnisse in der Erhebungssituation der generationenbedingten Dominanz der Erwachsenen entgegenstehen. In einer eigenen Studie, in der sie 23 Kreisgespräche in Grundschulen untersucht hat, zeigt sie auf, dass es eine Gesprächs- und Diskussionskultur bei Grundschulkindern gibt, die wichtige Anknüpfungspunkte für die Kindheitsforschung bietet (vgl. *Heinzel* 2003). Eigene Gruppendiskussionen mit Kindern im Alter zwischen vier und neun Jahren hat hingegen *Nentwig-Gesemann* (2002) in einer qualitativen Studie durchgeführt, bei der der Umgang von Kindern mit dem Pokémon-Spiel im Mittelpunkt stand. Dabei zeigte sich in der empirischen Forschungspraxis, dass die Kinder erst dann zu einer selbstläufigen Gruppendiskussion über ihre kollektive Handlungspraxis des Spielens in der Lage waren, wenn der Gruppendiskussion eine Spielphase mit den von den Kindern mitgebrachten Pokémon-Karten vorangegangen war.

c) Teilnehmende Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung findet sich in der Kindheitsforschung kaum als alleinstehendes Verfahren, sondern wird in der Kombination mit anderen Methoden verwendet. Verfolgt man den Diskussionsverlauf um eine Methodologie teilnehmender Beobachtung, so scheint ein solches Vorgehen nur stringent, da teilnehmende Beobachtung heute in einem weiter gefassten Sinne als eine flexible methodenplurale kontextbezogene Strategie verstanden wird, die unterschiedliche Verfahren beinhalten kann (vgl. *Lüders* 2000, S. 389). Für ein solches Vorgehen, das seine Methoden den Gegebenheiten des Feldes unterordnet, hat sich der Begriff der Ethnographie durchgesetzt.

Da der Einsatz des Verfahrens der teilnehmenden Beobachtung nicht von der Sprachkompetenz der untersuchten Kinder abhängig ist, kommt es kombiniert mit anderen Methoden sowohl in der Kleinkindforschung (vgl. *Huhn* u.a. 2000) als auch in der Forschung zu Kindern im Schulalter zur Anwendung. Interessante ethnographische Studien zu Kindern im Grundschulalter haben zum einen *Kelle* und *Breidenstein* (1998) vorgelegt, die sich auf der Basis von teilnehmenden Beobachtungen und ethnographischen Interviews mit der Frage nach der Praxis der Geschlechterunterscheidung innerhalb der Gleichaltrigenkultur beschäftigt haben. Wegweisend für die ethnographische Kindheitsforschung war zum anderen die Studie von *Krappmann* und *Oswald* (1995), die mit Hilfe teilnehmender Beobachtung und offenen Befragungen von Kindern und Eltern die Interaktionen und Sozialbeziehungen von Kindern in der Grundschule untersucht haben.

Versteht sich der Beobachter als Teilnehmer, so ergibt sich vor allem für Untersuchungen in Schulklassen das Problem, in welcher Rolle er von den Kindern wahrgenommen wird. Ist er eine neutrale Person oder ist er, da er ein Erwachsener ist, doch eher so etwas wie ein Lehrer? Diese Frage nach der Rolle der Forscher in der Perspektive von Kindern wurde bisher kaum methodisch reflektiert. Zudem stellt sich für ethnographische Studien generell die Frage, welcher Art die von den Forschern produzierten Daten, etwa Beobachtungsprotokolle, eigentlich sind. Dieser grundlegende methodologische Vorbehalt verweist darauf, dass die Daten zur beobachteten Handlungspraxis der unhintergehbaren und nicht kontrollierbaren Selektivität der Wahrnehmung des Forschers unterworfen sind (vgl. *Grunert* 2002, S. 239). Um diesem Problem der zirkulären Verschlingung von Datenerhebung und -auswertung zu begegnen, wurden in einigen Projekten die verbalen Interaktionen der Kinder auf Tonband aufgezeichnet (vgl. etwa *Krappmann/Oswald* 1995, S. 33). Neuerdings werden zudem in einigen Untersuchungen darüber hinausgehend die Beobachtungssituationen mittels Videotechnik erfasst, um auch die nonverbalen Verhaltensweisen von Kindern im Bild festhalten zu können (vgl. *Huhn* u.a. 2000; *Wagner-Willi* 2004).

d) Nichtreaktive Verfahren

Nichtreaktive Verfahren sind solche, bei denen der Forscher nicht Teilhaber oder Akteur in sozialen Situationen zum Zwecke der Materialerhebung ist, sondern mit Material arbeitet, das er bereits vorfindet. In der inzwischen schon

klassischen Publikation von *Webb, Campbell, Schwartz* und *Sechrest* (1966) zu nichtreaktiven Verfahren werden eine Fülle von Forschungsmöglichkeiten zu bereits vorliegenden Materialien vorgestellt, z.B. die Analyse von Spuren etwa in Gestalt von Graffiti oder die Inhaltsanalyse von Dokumenten. In der Kindheitsforschung haben Selbstzeugnisse von Kindern, wie etwa Aufsätze und autobiographische Materialien eine lange Tradition. Ihre Blütezeit erlebten diese Materialarten in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts (vgl. etwa *Busemann* 1926).

In der aktuellen Kindheitsforschung spielen Aufsätze bisher eine eher geringe Rolle. Jedoch werden zunehmend die Potentiale betont, die Erlebnisaufsätze bzw. freie Texte von Kindern beinhalten (vgl. *Kohl* 2000; *Heinritz* 2001). So hat etwa *Röhner* (2000, S. 208) rund 1.000 freie Texte von Kindern am Schulanfang gesammelt und ausgewertet. Dabei konnte sie aufzeigen, dass die Themen Kinderfreundschaften, Erlebnisse und Aktivitäten mit den Eltern, Erfahrungen mit Tieren und der Natur sowie die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper die wichtigsten der in diesen Aufsätzen dargestellten Themenbereiche sind. Als Selbstzeugnisse von Kindern bieten solche Aufsätze somit einen Zugang zur Erlebnis-, Erfahrungs- und Gedankenwelt von Kindern und stellen aufgrund ihrer großen Unmittelbarkeit und Nähe zum kindlichen Erleben geeignete Quellen für deren Erforschung dar.

Eine andere Art von Selbstzeugnissen sind Kinderzeichnungen, die jedoch in der qualitativen Kindheitsforschung bislang nur wenig Beachtung finden. Eine Ausnahme stellt in dieser Hinsicht die qualitative Studie von *Mollenhauer* (1997) dar, der insgesamt rund 50 Kinder aus dem Kontext von Heimen und therapeutischen Einrichtungen bzw. von fünften und sechsten Klassen der niedersächsischen Orientierungsstufe u.a. zu bildnerischen Tätigkeiten aufforderte, um auf der Basis dieses Materials die verschiedenen Dimensionen der ästhetischen Erfahrung und Bildung bei Kindern herausarbeiten zu können.

1.2 Methoden der Datenauswertung in der qualitativen Kindheitsforschung

Das breite Spektrum an Auswertungsmethoden, das in der qualitativen Sozialforschung in den vergangenen zwei Jahrzehnten entwickelt wurde (vgl. im Überblick *Flick/Kardoff/Steinke* 2000; *Krüger* 2001), ist inzwischen auch in der qualitativen Kindheitsforschung rezipiert worden. Dabei werden in diesem Forschungsfeld jedoch oft verschiedene Auswertungsverfahren miteinander verknüpft, während elaborierte Auswertungsstrategien in ‚Reinform‘ eher seltener angewendet werden.

a) Biographieanalyse

Dies gilt auch für das von *Schütze* (1983) entwickelte Verfahren zur Herausarbeitung biographischer Prozessstrukturen, das sich vornehmlich auf die Analyse narrativer Interviews bezieht. Einer solchen Biographieanalyse geht es in erster Linie um die Erschließung individueller Wandlungsprozesse anhand der Rekon-

struktion narrativer Strukturen. Ziel ist es dabei nicht primär, die subjektiven Deutungen des Erzählers über sein Leben herauszuarbeiten, sondern den Zusammenhang faktischer Prozessstrukturen innerhalb der Lebensgeschichte zu rekonstruieren (vgl. *Schütze* 1983, S. 284).

In der Kindheitsforschung ist dieses Auswertungsverfahren bislang nur in der von *Krüger, Ecarius* und *Grunert* (1994) durchgeführten biographischen Studie zur Analyse narrativer Interviews mit zwölfjährigen Kindern angewendet worden. Als Basis für die Auswertung wurden zunächst die rund 30 erhobenen narrativen Interviews vollständig verschriftlicht. Begonnen wurde die Auswertung dann mit der genaueren Betrachtung der Interaktionssituation zwischen Interviewern und Interviewten. Dabei wurde insbesondere darauf geachtet, ob der Erzählstimulus vom Interviewer genau und verständlich formuliert wurde und ob dadurch bei den Befragten eine lebensgeschichtliche Erzählung in Gang gesetzt wurde. Aufgrund der oft sehr kurzen Erzählungen der Kinder wurden bei der anschließenden strukturellen Beschreibung der Ersterzählung die verschiedenen Erzählformen wie Narrationen, Beschreibungen und Argumentationen zwar berücksichtigt, sie wurden jedoch nicht formal getrennt. An die Interpretation der Ersterzählung und der Nachfrageteile schloss sich eine Auswertung der Bilanzierungsfrage an. Dabei war es von besonderem Interesse, wie die Kinder ihr Leben bewerten und inwieweit diese Einschätzung mit der vorher erzählten Lebensgeschichte in Einklang steht. Im Weiteren wurde für jeden Einzelfall eine biographische Gesamtformung, d.h. die lebensgeschichtliche Abfolge der dominanten Ereignisse herausgearbeitet und der individuelle biographische Ablauf dargestellt. Durch kontrastive Vergleiche dieser aus der Interpretation gewonnenen biographischen Handlungsmuster wurde in einem letzten Schritt versucht, eine Typologie bzw. ein theoretisches Modell zu entwickeln, anhand dessen das Spektrum an unterschiedlichen Wegen von der Kindheit in die Jugendphase aufgezeigt werden kann (vgl. *Krüger/Grunert* 2001, S. 141).

b) Dokumentarische Methode

Ein zweites in der qualitativen Forschung inzwischen sehr etabliertes Auswertungsverfahren ist das von *Bohnsack* (2003 a) in Weiterführung der wissenssoziologischen Arbeiten von Karl *Mannheim* entwickelte Konzept der dokumentarischen Methode, das inzwischen in der Jugendforschung breit, in der Kindheitsforschung bisher nur punktuell rezipiert worden ist (vgl. *Wagner-Willi* 2004).

Das Auswertungskonzept der dokumentarischen Interpretation basiert auf drei Schritten der Interpretation. In einer ersten Stufe, die Formulierende Interpretation genannt wird, geht es darum, die Themen und Unterthemen eines Textes herauszuarbeiten. In einer zweiten Stufe, der so genannten Reflektierenden Interpretation, geht es um die Rekonstruktion eines Orientierungsmusters bzw. Orientierungsrahmens. Ihr Grundgerüst ist die Rekonstruktion der Formalstruktur eines Textes jenseits der thematischen Struktur. Im Fall der Gruppendiskussion bedeutet dies die Rekonstruktion der Diskursorganisation, d.h. der Art und Weise, wie die Beteiligten aufeinander Bezug nehmen. Gerade in Passagen, wo die Diskussion dramatische Höhepunkte erreicht und sich durch eine besondere metaphorische Dichte auszeichnet, kommen kollektive Orientie-

rungsmuster besonders deutlich zum Ausdruck (vgl. *Bohnsack* 2003 a, S. 67). In einem dritten Schritt der Interpretation wird auf der Grundlage von Gemeinsamkeiten der Fälle und vor dem Hintergrund eines kontrastiven Vergleichs eine Typik entwickelt. Bezogen auf die Auswertung von Gruppendiskussionen unterscheidet *Bohnsack* (1991, S. 56) zwischen einer Entwicklungstypik, einer Bildungsmilieutypik, einer Geschlechtstypik, einer Generationstypik und einer Typik sozialräumlicher Milieus.

Im Bereich der Kindheitsforschung ist das Auswertungskonzept der Dokumentarischen Methode von *Nentwig-Gesemann* (2002) zur Analyse von Gruppendiskussionen von Kindern über das Pokémon-Spiel angewendet worden. Ergebnis der reflektierenden Interpretationen dieser Gruppendiskussionen ist, dass in den Gesprächen der Kinder über das Spiel sich auch fokussierende Passagen finden lassen, die jedoch durch ein Spezifikum gekennzeichnet sind: nämlich durch den Wechsel vom Reden über das Spielen mit Pokémon in eine engagierte und differenzierte Ausübung der Spielpraxis. Diese habitualisierte Handlungspraxis des Spielens, die auf konjunktiven Erfahrungen basiert, charakterisiert *Nentwig-Gesemann* (2002, S. 54) als Fokussierungsakte. Außerdem zeigt sie auf, dass die Kinder beim Spielen mit Pokémon-Karten nicht nur dem vorgegebenen kodifizierten Regelwerk folgen, sondern in ihrer kollektiven Handlungspraxis selbst konjunktive Regeln entwickeln, die sich an den selbst definierten Normen der Gruppe oder an tradierten Regeln der Kinderkultur orientieren.

Wagner-Willi (2004) hat im Rahmen der Kindheitsforschung die Methode der dokumentarischen Interpretation aufgegriffen und zur Dokumentarischen Videointerpretation weiterentwickelt, um damit videographisches Material auswerten zu können, das im Rahmen eines Projektes zur Analyse des rituellen Übergangs von Grundschulkindern von der Hofpause in den Unterricht erhoben wurde. Für die Videographie der Übergangssituation in drei Grundschulklassen wurde ein fixer Standort gewählt, um nicht auf die methodisch kaum kontrollierbaren spontanen Ad-hoc-Entscheidungen eines Wechsels des Kamerafokus' zurückgeworfen zu sein. Bei der Auswertung des videographischen Materials wurde auf der Ebene der formulierenden Interpretation zunächst eine thematische Gliederung der interessierenden Videopassagen vorgenommen und anschließend die Gebärden und Interaktionselemente der zentralen sozialen Handlungsabläufe im Sinne *Panofskys* (1997) vorikonographischer Beschreibung nachgezeichnet. Im Zentrum der reflektierenden Interpretation stand dann die Analyse der Formalstruktur der Interaktionsorganisation, bei der sowohl die sprachliche Ebene als auch die körperliche, materielle und territoriale Dimension mit berücksichtigt wurde. Durch eine komparative Analyse nach dem Prinzip des Kontrasts in der Gemeinsamkeit konnten sowohl Homologien als auch Kontraste ritueller Praxis herausgearbeitet werden (vgl. *Wagner-Willi* 2004, S. 61-64).

c) Psychoanalytische Textinterpretation und Objektive Hermeneutik

Zwei weitere in der qualitativen Forschung wichtige Auswertungsverfahren sind die psychoanalytische Textinterpretation (vgl. *König* 2000) und die Objektive

Hermeneutik (vgl. *Reichertz* 2000), denen gemeinsam ist, dass sie solche Strukturen zu dechiffrieren versuchen, die sich unabhängig vom Wissen und Wollen der Handelnden als generative Muster durchsetzen. Das Konzept der psychoanalytischen Textinterpretation ist im Zuge der Weiterentwicklung der Psychoanalyse zu einer kritischen Sozialwissenschaft von *Lorenzer* (1972) theoretisch begründet und von *Leithäuser/Volmberg* (1988) und von *König* (2000) weiterentwickelt worden. Das tiefenhermeneutische Verstehen zielt darauf ab, in den Sprachfiguren eines Textes unbewusste Übertragungsbeziehungen und Szenen zu entschlüsseln.

In der Kindheitsforschung ist das Konzept einer psychoanalytischen Textinterpretation vor allem von *Leuzinger-Bohleber* und *Garlichs* (1997) angewendet worden. Auf der Basis von Tiefeninterviews mit Grundschulkindern, in denen diese die in Bildern vorab gemalten Zukunftspantasien genauer erläutern sollten, untersuchten sie die Zukunftshoffnungen und -ängste bei Kindern in Ost- und Westdeutschland. Dabei versuchten sie hinter den in den Bildern und Interviews dargestellten manifesten Phänomenen Sinnstrukturen und Bedeutungen aufzuspüren, die Aufschluss über die jeweilige Relevanz der Problematik bei Individuen und Gruppen und einen Einblick in Entstehungszusammenhänge geben können (vgl. *Leuzinger-Bohleber/Garlichs* 1997, S. 172).

Ein zweites Auswertungsverfahren, das ebenfalls auf die Rekonstruktion von Tiefenstrukturen abzielt, ist das von *Oevermann* (1979, 1988) in den letzten zwei Jahrzehnten entwickelte Konzept der Objektiven Hermeneutik. Im Gegensatz zur psychoanalytischen Textinterpretation steht im Zentrum dieses Verfahrens jedoch nicht die Rekonstruktion der psychisch unbewussten Strukturen eines Falls, sondern die Herausarbeitung von objektiven, d.h. unabhängig von den subjektiven Intentionen der Beteiligten sich durchsetzenden gesellschaftlichen Strukturen (vgl. *Reichertz* 2000).

Mit Hilfe dieser Methode werden nicht nur Interviewtexte, sondern alle vorkommenden Texte, wie etwa Protokolle, aber auch Photos, Filme, Malerei, die als Texte aufgefasst werden (vgl. *Garz* 1994), analysiert. Während das Verfahren der objektiven Hermeneutik inzwischen in verschiedenen Projekten in der Jugendforschung eine wichtige Rolle spielt (vgl. etwa *Helsper/Böhme* 2002), ist es bislang in der Kindheitsforschung kaum rezipiert worden, obgleich *Oevermann* dieses Konzept erstmals im Rahmen einer familiensoziologischen Studie zur Auswertung transkribierter Protokolle von Eltern-Kind-Interaktionen entwickelt hat.

d) Qualitative Inhaltsanalyse

Weitere relevante Verfahren der qualitativen Datenauswertung sind zum einen das aus der Tradition der *grounded theory* (vgl. *Strauss* 1994; *Strauss-Corbin* 1999) stammende Konzept der Codierung, zum anderen ist es das von *Mayring* (2000) entwickelte Konzept der qualitativen Inhaltsanalyse, das im Überschneidungsbereich zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung angesiedelt ist. Das von *Glaser* und *Strauss* (1967) begründete Konzept der *grounded theory* ist durch zwei methodologische Grundannahmen gekennzeichnet: durch die Gleichzeitigkeit von Datenerhebung und Datenauswertung sowie die ver-

gleichende Analyse als Methode der Theoriegewinnung. Ausgehend von generativen Fragen des Forschers, die sich zunächst zumeist aus seinem Kontextwissen über den zu untersuchenden Gegenstand ergeben, werden auf der Basis erster Analysen des Materials, noch sehr vorläufige Konzepte entdeckt, die kodiert werden müssen. In danach folgenden Untersuchungsphasen werden diese an neuen Daten und neuen Dimensionen überprüft. Im Weiteren gilt es dann herauszufinden, welche herausgearbeiteten Dimensionen und Kategorien gleichsam die Schlüsselkonzepte der entstehenden Theorie ausmachen. Diese theoretischen Gedanken werden in sogenannten Theorie-Memos festgehalten (vgl. *Böhm* 2000).

An diesen Forschungsstil der grounded theory knüpften auch *Breidenstein* und *Kelle* (1998, S. 151) in ihrem Projekt zum Geschlechteralltag in Grundschulklassen an, indem sie das Datenmaterial bestehend aus Beobachtungsprotokollen und verschriftlichten ethnographischen Interviews kontinuierlich in Codes und Kategorien verdichteten. Diese ersten Konzeptualisierungen hielten sie anschließend in „Memos“ fest. Die eingesetzten verschiedenen Analysemodi, die Kodierung und Kategorisierung größerer Datenbestände, die sequentielle Analyse am Einzelfall und die an die Felderfahrungen anknüpfenden ‚freien‘ Interpretationen wurden in der abschließenden Ergebnisauswertung montageartig miteinander verknüpft und ergaben weniger eine in sich konsistente analytische Geschichte sondern eher eine Sammlung von Kurzgeschichten (vgl. *Breidenstein/Kelle* 1998, S. 151).

Mayring (2000) geht bei der Begründung seines Konzepts der qualitativen Inhaltsanalyse von der Grundannahme aus, dass er die Systematik qualitativer Inhaltsanalyse ohne vorschnelle Quantifizierungen beibehalten, aber zugleich den Weg für Quantifizierungen offen halten will. Das konkrete methodische Vorgehen umfasst drei Techniken qualitativer Inhaltsanalyse. In der zusammenfassenden Inhaltsanalyse wird das Material so zu reduzieren versucht, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, aber ein überschaubarer Kurztexat entsteht. Die explizierende Inhaltsanalyse zielt in die entgegengesetzte Richtung. Sie klärt diffuse, mehrdeutige und widersprüchliche Textstellen durch die Einbeziehung von Kontextmaterial. Die strukturierende Inhaltsanalyse sucht nach Typen („Ankerbeispielen“) oder formalen Strukturen im Material. Dabei werden formale, inhaltliche, typisierende oder skalierende Strukturierungen unterschieden (vgl. *Mayring* 2000, S. 473).

Dass das *Mayring* entwickelte Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse auch zur Bearbeitung größerer Textmengen geeignet ist, zeigt die Studie von *Röhner* (2000), die unter Bezug auf diese Methode rund 1.000 freie Kindertexte ausgewertet hat. Aus diesem Textkorpus wurden in einem ersten Schritt induktiv Kategorien entwickelt, nach denen die Texte untersucht und ausgezählt oder mit Hilfe des Computerprogramms kodiert und analysiert werden können. Die strukturierte Inhaltsanalyse erlaubt anschließend die Aufbereitung der Texte nach Inhaltsbereichen. Tauchen in den Kindertexten Kategorien auf, die in dem bisher festgestellten Codierbogen nicht vorhanden sind, so werden diese neuen Kategorien hinzugefügt.

Ein weiteres Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse, das extra für die Forschungszwecke der Kindheitsforschung entwickelt worden ist, ist das von

Zeiber und *Zeiber* (1994) konzipierte Verfahren der Entscheidungsanalyse. Das Ausgangsmaterial für diese Art der Auswertung sind die von den untersuchten Kindern selbst erstellten Tagesverlaufsprotokolle, in denen sich nach den Überlegungen von *Zeiber* und *Zeiber* (1991, S. 247) zugleich auch Tätigkeitswechsel dokumentieren. Für jeden Tätigkeitswechsel versuchen *Zeiber* und *Zeiber* (1994) zu erklären, wie es zu der neu begonnenen Tätigkeit gekommen ist, indem sie den vorangegangenen Entscheidungsprozess rekonstruieren. Die vorliegenden Daten wurden dazu in einem Quellentext zu Tagesverlaufsprotokollen verdichtet, in denen zu den Tätigkeitswechseln auch die Aussagen der Kinder hinzugefügt werden, die Aufschluss über Entstehungszusammenhänge geben können. Die Tagesverlaufsanalyse ermöglicht in dem Vergleich verschiedener Tagesläufe einer Person und dem kontrastiven Vergleich von Tagesläufen verschiedener Kinder zugleich einen Zugang zur Identifizierung unterschiedlicher Konzepte der kindlichen Lebensführung (vgl. *Kirchhöfer* 2001, S. 128).

2.1 Methoden der Datenerhebung in der quantitativen Kindheitsforschung

a) Standardisierte Befragungen

Ein inzwischen auch in der Kindheitsforschung weit verbreitetes quantitatives Erhebungsinstrument ist die standardisierte schriftliche oder mündliche Befragung (vgl. *Heinzel* 2000, S. 22). Spätestens seit der Studie von Lang aus dem Jahr 1985, der Kinder selber zu ihren Lebenslagen und Lebensbedingungen befragte, setzten nicht nur in sozial- und erziehungswissenschaftlichen Forschungsarbeiten und der Gesundheitsforschung sondern auch in der Markt- und Meinungsforschung in Deutschland Bemühungen ein, Kinder als Zielgruppe in Umfragen einzubeziehen (vgl. *Kränzl-Nagl/Wilk* 2000, S. 61). *Zinnecker* (1996) wertet das gestiegene Interesse der Surveyforschung an der Befragung von Kindern als Indikator für den Wandel des sozialen Status von Kindern.

Ähnlich wie für qualitative Interviews gilt erst recht für standardisierte Befragungen, dass an diesen Erhebungen, die streng vergleichbare Daten hervorbringen sollen, Kinder unter sechs Jahren aufgrund der zu geringen sprachlichen Kompetenzen nicht teilnehmen können. Sollen Charakteristika des Kinderverhaltens und der Lebenssituation bei Kindern im vorschulischen Alter erschlossen werden, so werden dazu Bezugspersonen wie Eltern, Kindergärtnerinnen oder sonstige Betreuer, Ärzte, Sozialarbeiter, Schul- und Erziehungsberater oder ähnliche Personenkreise befragt. So sind etwa bei Studien zur Analyse familiärer Einstellungen zu Erziehungspraktiken und dem Umgang mit kleinen Kindern schriftliche Befragungen von Eltern weit verbreitet (vgl. *Petermann/Windmann* 1993, S. 130). Auch in der Krippen- und Kindergartenforschung werden häufig Erzieherinnen in standardisierter Form mit dem Ziel befragt, Informationen über subjektive Erziehungskonzepte oder den Kindergartenalltag zu erhalten (vgl. *Fried* 1993).

Aber auch bei Befragungen von Kindern im Grundschulalter müssen komplexe Inhalte vereinfacht und kindgerecht präsentiert werden. Zeiträume und

geographische Entfernungen sollten möglichst konkret formuliert werden. Nicht eindeutig differenzierbare Antwortkategorien (z.B. manchmal und oft) sollten hingegen vermieden werden (vgl. *Kränzl-Nagl/Wilk* 2000, S. 65). Sinnvoll ist es hingegen die Bedeutung der Antwortalternativen durch symbolische Ratingskalen oder visuelle Analogskalen (z.B. eine Gesichterskala) zu illustrieren. Eine andere in der Kindheitsforschung verwendete quantitative Befragungstechnik ist die Soziometrie. Kinder in einer Gruppe (oft Schulklassen oder Kinderheime) werden dabei gebeten, jeweils drei Kinder zu nennen, die sie am liebsten und drei, die sie am wenigsten mögen. Aus den Normierungen können dann soziale Präferenzwerte und soziale Wirkungswerte berechnet werden (vgl. *Petermann/Windmann* 1993, S. 130).

Trotz der Bemühungen um Veranschaulichungen und kindgerechte Formulierungen stößt das Erhebungsinstrument der schriftlichen Befragung in der Kindheitsforschung punktuell an Grenzen. Ein Problem ist, dass lernschwache Kinder aus benachteiligten sozialen Lebenslagen Schwierigkeiten beim Ausfüllen von Fragebögen haben. Außerdem wird die Verlässlichkeit der Angaben von Kindern generell als Problem diskutiert. Schwierigkeiten bereitet zudem die Erfassung soziodemographischer Daten durch Kinderbefragungen, vor allem die Angaben zur finanziellen Situation oder zu den Ausbildungsabschlüssen und beruflichen Tätigkeiten der Eltern. Allerdings zeigen die Ergebnisse einer Studie von *Lang und Breuer* (1985), die die Angaben acht- bis zehnjähriger Grundschüler über den Beruf des Vaters mit den entsprechenden Informationen der Eltern verglichen haben, dass man bei Kindern im Grundschulalter mit zuverlässigen Antworten zu den Berufen der Eltern rechnen kann. Dennoch werden gerade bei Fragen nach dem sozioökonomischen Status oder anderen sozialstatistischen Merkmalen der Familie, aber nicht nur aus diesem Grunde, in einer Reihe von Studien (*Lang/Breuer* 1985; *Zinnecker/Silbereisen* 1996; *Alt* 2005) Kinder durch Elternbefragungen ergänzt.

Die standardisierten Befragungen finden im Rahmen der Kindheitsforschung entweder im Rahmen von persönlichen Gesprächen statt, wo Interviewer die Antworten der Kinder in einen Fragebogen übertragen (vgl. z.B. *Zinnecker/Silbereisen* 1996, S. 11) oder sie werden als schriftliche Befragungen von Kindern im schulischen Klassenverband durchgeführt (vgl. etwa *Büchner/Fuhs/Krüger* 1996). Schriftliche oder mündliche Befragungen werden erstens im Kontext von Querschnittstudien eingesetzt, bei denen unterschiedliche Altersgruppen einmalig untersucht werden. So wurden zum Beispiel in dem repräsentativen Survey von *Büchner, Fuhs und Krüger* (1996) Mitte der 1990er Jahre Heranwachsende im Alter zwischen 10 und 15 Jahren zum Erziehungsverhalten der Eltern, zu ihren Einbindungen in Gleichaltrigengruppen und Freizeitwelten sowie zu ihren biographischen Schritten der Verselbständigung befragt. Standardisierte Befragungen sind zweitens ein zentrales Erhebungsinstrument im Rahmen von Trendstudien, bei denen ein vergleichbarer Personenkreis, z.B. die Altersgruppe Kinder, zu unterschiedlichen Zeitpunkten wiederholt untersucht werden. So liefern Trendstudien etwa in Gestalt von Replikationsstudien, bei denen z.B. eine vergleichbare Stichprobe von Heranwachsenden im Verlaufe der 1990er Jahre mehrfach befragt wurde, Informationen zum Wandel von Einstellungen (vgl. etwa *Krüger/Pfaff* 2002). Schriftliche oder mündliche Befra-

gungen sind drittens ein wichtiges Instrument der Datenerhebung im Rahmen von Längsschnittstudien (Panel), bei denen wiederholte Erhebungen bei denselben Personen durchgeführt werden (vgl. Tippelt/Walper 2002, S. 194; Alt 2005). Panelstudien scheinen gerade für die Kindheitsforschung in besonderer Weise geeignet zu sein, da sie Aussagen über altersbezogene Veränderungen von Individuen oder Gruppen im Zeitverlauf und die Prüfung von Kausalhypothesen ermöglichen (vgl. *Pekrun/Fend* 1991). Eine besonders wegweisende Panelstudie zur Persönlichkeits- und Schulleistungsentwicklung bei Kindern im Grundschulalter ist die Münchener Studie SCHOLASTIK (vgl. *Weinert/Helmke* 1997), die sich in ihren Erhebungsinstrumenten jedoch nicht nur auf eine schriftliche Schülerbefragung sondern darüber hinaus auch noch auf Verhaltensbeachtungen im Unterricht und Leistungstests in Mathematik, den Naturwissenschaften und in Rechtsschreibung stützt.

b) Testverfahren

Tests, die in der Kindheitsforschung Anwendung finden, stammen in der Regel aus der Psychologie, die eine ganze Bandbreite an Tests zur Verfügung stellt. Psychologische Tests mit Kindern wurden insbesondere für Forschungen zu entwicklungspsychologischen und diagnostischen Fragestellungen entwickelt (vgl. *Heinzel* 2000, S. 29). Dabei kann man zwischen Entwicklungstests, Persönlichkeitstests, Intelligenztests, Schulleistungstests und Tests für Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf unterscheiden (vgl. *Schmidtchen/Probst* 1995, S. 636). Tests gelten als wissenschaftliche Routineverfahren zur Untersuchung eines oder mehrerer abgrenzbarer Persönlichkeitsmerkmale mit dem Ziel einer möglichst quantitativen Aussage über den Grad der individuellen Merkmalsausprägung (vgl. *Krüger* 2001, S. 233).

Testverfahren werden auch schon in Studien mit Säuglingen und Kleinkindern angewendet. So hat etwa *Beller* (2000, S. 253) in Weiterentwicklung angloamerikanischer Entwicklungstests, die sich mit den Funktionen der Wahrnehmung, der Sprache, des Denkens, der sozialen Anpassung und der Motorik beschäftigen, eine Entwicklungstabelle mit 620 Items entwickelt, die die Kompetenzen, Leistungen und das Verhalten von Kindern im Alter von 0 bis 3 Jahren in natürlichen Situationen erfassen soll. Die aus der Entwicklungstabelle gewonnenen Informationen sollen den Erzieherinnen in Kinderkrippe und Kindergarten Kenntnisse über den jeweiligen Entwicklungsstand des Kindes geben und Anregungen für die Ausarbeitung von pädagogischen Angeboten bieten (vgl. *Beller* 2000, S. 253).

Ein anderes insbesondere im Gefolge des PISA-Schocks inzwischen stärker verbreitetes Testverfahren bei Kindern im Grundschulbereich sind Schulleistungstests. Während in der bereits erwähnten Münchener SCHOLASTIK-Studie (vgl. *Weinert/Helmke* 1997) die fachspezifischen Kenntnisse von Grundschulkindern in Mathematik, Naturwissenschaften und Rechtschreibung lediglich an einer regionalen Schülerstichprobe allerdings in einem Längsschnittdesign in Tests überprüft wurden, wurden in den Untersuchungen IGLU und IGLU-E (vgl. *Bos* u.a. 2004) erstmals die Kompetenzen von Grundschulern im Rechtschreiben, in Mathematik und in der Kenntnis naturwissenschaftlicher Konzepte

im internationalen Vergleich sowie im Vergleich zwischen sechs Bundesländern mit Hilfe von Testverfahren analysiert. Ziel der Testauswertung war es, aus der Vielzahl der beantworteten Testfragen für jeden Schüler einen Kennwert für das jeweils getestete Lese-, Mathematik- und Naturwissenschaftsverständnis sowie seine Fähigkeiten in Orthographie und Aufsatz zu ermitteln, um Aussagen über Leistungsunterschiede zwischen Gruppen von Schülern machen zu können. Damit die Unterrichtsfächer in genügender Breite abgebildet, die Schüler aber gleichzeitig nicht über Gebühr belastet werden, kam ein Testdesign mit rotierten Aufgabenblöcken (Multi Matrix Design) zur Anwendung (vgl. Bos u.a. 2004, S. 17). Während an bisherigen Testverfahren oft die fehlende Realitätsnähe solcher Tests zum Alltag der Kinder kritisiert wurde, sind die Autoren der IGLU-Studie in besonderer Weise bemüht, Testaufgaben zu formulieren, die auf die Alltagssituationen von Heranwachsenden Bezug nehmen.

c) Standardisierte Beobachtung

Standardisierte Beobachtungsverfahren haben etwa im Vergleich zu schriftlichen Befragungen den Vorteil, dass sie auch für Forschungen mit Säuglingen und Kleinkindern genutzt werden können. Deshalb werden sie häufig in der Kleinkindforschung (vgl. *Beller* 2000), aber auch in der Unterrichtsforschung bei Kindern im Grundschulbereich (vgl. etwa *Weinert/Helmke* 1997) eingesetzt. Im Unterschied zur offenen teilnehmenden Beobachtung sind standardisierte Beobachtungsverfahren dadurch gekennzeichnet, dass sie sich an einem systematisch entwickelten Kategoriensystem orientieren, mit dem versucht wird, Verhalten in künstlichen Laborsituationen oder in natürlichen Feldsituationen festzuhalten. Bei einem hoch strukturierten Beobachtungsschema werden nicht nur die allgemeinen Merkmale, sondern präzise und operational definierte Kategorien der einzelnen Merkmalsdimensionen vorgegeben. Zur Protokollierung der Kategorien kann entweder ein ja-nein oder eine Ratingskala gebraucht werden (vgl. *Beller* 2000, S. 257). Durch den Einsatz von klar strukturierten Beobachtungsbögen soll dem Problem der Verzerrung durch selektive Wahrnehmung sowie dem Problem der Fehlinterpretation des beobachteten sozialen Geschehens entgegengewirkt werden. Weitere Möglichkeiten das Risiko einer selektiven Verzerrung von Beobachtungsdaten zu verhindern, sind detaillierte Instruktionen an die Beobachter, ein intensives Beobachtertraining, der Einsatz mehrerer Beobachter und die Kontrolle der Beobachterübereinstimmung sowie die Verwendung technischer Hilfsmittel, z.B. Videoaufnahmen (vgl. *Diekmann* 1995, S. 458).

In der Kleinkindforschung hat im deutschsprachigen Raum insbesondere *Beller* (2000) das Verfahren der standardisierten Beobachtung in mehreren Untersuchungen eingesetzt. So hat er etwa den Zusammenhang zwischen dem Erziehungsstil von Erzieherinnen in Krippen und der Entwicklung der Kinder untersucht. Dabei wurden 19 vergebene Kategorien des Erziehungsverhaltens und 9 Kategorien des Kindverhaltens in drei Alltagssituation 23 Minuten lang in 15 Sekunden-Intervallen am Anfang und Ende der Untersuchung beobachtet und auch die Realität zwischen den sechs Beobachtern empirisch geprüft (vgl. *Beller* 2000, S. 258).

Die Methode der standardisierten Verhaltensbeobachtung hat gegenüber anderen Methoden den Vorteil, dass sie auch bereits bei kleinen Kindern vorgenommen werden kann, da sie nicht vom verbalen Material abhängt und Kinder zudem die Anwesenheit eines Beobachters besser ignorieren können. Nachteile ergeben sich aus der gewissen Willkür, mit der die Beobachtungseinheiten ausgewählt und theoretisch abgegrenzt werden (vgl. *Petermann/Windmann* 1993, S. 135). Außerdem wird bislang das Problem einer erwachsenenzentrierten Fixierung bei der Beobachtung von Kindern bislang noch zu wenig methodologisch reflektiert.

d) Nicht-reaktive quantitative Verfahren

Einen größeren Stellenwert im Rahmen der Kindheitsforschung haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten auch nicht-reaktive quantitative Verfahren bekommen. Dazu gehören zum einen quantitative Inhaltsanalysen von für den Kinderalltag relevanten Dokumenten, zum anderen Sekundäranalysen von amtlichen Daten, die über die Lebenslagen von Kindern Auskunft geben. Quantitative Inhaltsanalysen, die Häufigkeiten und Kontingenzen von theoretisch hergeleiteten Kategorien in Texten zu berechnen suchen, werden etwa von Purcell und *Stewart* (1990) zu Frage nach der Stärke von Geschlechterrollenstereotypen in Lesebüchern für Kinder durchgeführt. Oder *Bos* und *Straka* (1989, S. 213) haben mit Hilfe dieses Verfahrens untersucht, welches Gewicht fachliche bzw. politische Qualifikationsziele in chinesischen Grundschulbüchern haben.

Wichtige Grundinformationen über die Lebenslagen und institutionellen Bedingungen des Aufwachsens von Kindern bieten die amtlichen Statistiken in den Fachserien des Statistischen Bundesamtes, die sekundäranalytisch ausgewertet werden können. Dabei sind für die Kindheitsforschung insbesondere die Bildungs- und Jugendhilfestatistik von Relevanz, aber auch die Daten zur Bevölkerung und Erwerbstätigkeit oder zu den Sozialleistungen können wichtige Hintergrundinformationen zu den familialen Lebensbedingungen von Kindern liefern. Diese Statistiken bieten zudem den Vorteil, dass nun auf ihrer Basis institutionelle Entwicklungen nachzeichnen können, weil großenteils aus den statistischen Daten Zeitreihen gebildet werden können (vgl. *Walper/Tippelt* 2002, S. 203). Der Nachteil an der sekundäranalytischen Auswertung amtlicher Daten ist jedoch, dass das Spektrum an Forschungsfragen durch das vorgegebene Datenmaterial begrenzt ist. Allerdings ist es den Bildungs- und Jugendhilfeforschern in den letzten Jahren gelungen Einfluss auf den Inhalt und Umfang der amtlichen Erhebung zu nehmen, so dass z.B. die Erhebungsinstrumente zur Erfassung der Kinder in Tageseinrichtungen in jüngster Zeit erweitert werden konnten (vgl. *Schilling* 2005, S. 171).

2.2 Methoden der Datenauswertung in der quantitativen Kindheitsforschung

a) Dateneingabe und -prüfung, univariate und bivariate Analysen

Da statistische Berechnungen heute auch in der quantitativ orientierten Kindheitsforschung nahezu ausschließlich mit dem Computer durchgeführt werden, ist dazu eine bestimmte Aufbereitung der Daten erforderlich. Zunächst werden alle Daten codiert, auch solche, die mit offenen Fragen ohne feste Antwortvorgaben erhoben worden sind. Nach der Datenprüfung und eventuell der Datenkorrektur folgt die Plausibilitätsprüfung mit der Datenfehler entdeckt werden sollen, z.B. zweifelhaft erscheinende Altersangaben oder unlogische Datenverbindungen (vgl. *Kuckartz* 1994, S. 558). Im Anschluss daran werden bei anspruchsvollen Operationalisierungen, z.B. im Bereich der Einstellungsforschung Skalen gebildet und dokumentiert, die komplexe Einstellungsdimensionen, wie etwa Schulfreude oder lebensweltliche Bedingungen von Kindern, wie etwa das Familien- oder Schulklima erfassen (vgl. *Krüger/Pfaff* 2006).

Die eigentliche quantitative Datenanalyse beginnt dann in der Regel mit der Erstellung einer Grundauszählung, die das Ergebnis der Berechnung der Häufigkeitsverteilung der untersuchten Merkmale ist. So hat etwa die Variable gewünschter Schulabschluss mehrere diskrete Ausprägungen (wie kein Abschluss, Hauptschulabschluss, mittlere Reife, Abitur), deren relative Häufigkeiten oder auch Prozentanteile je Kategorie sich bspw. in Stabdiagrammen oder Histogrammen graphisch darstellen lassen. Weitere Techniken der univariaten Datenanalyse sind die Berechnung der Maßzahlen der zentralen Tendenz, wie Mittelwert oder „Durchschnitt“, Medien und Modalwert, sowie die Berechnung von Streuungsmaßen (z.B. Varianz und Standardabweichung), die die Differenz zwischen dem maximalen und dem minimalen Wert einer Verteilung beschreiben (vgl. *Kromrey* 1989, S. 235ff.).

Handelt es sich bei univariaten Analysen um Verfahren, die sich auf die Charakterisierung oder Verteilung einzelner Variablen durch Häufigkeitsauszählungen, Mittelwerte und Streuungsmaße beschränken, so zielen bivariate Analysen auf die Erforschung von Zusammenhängen zwischen zwei Variablen ab (vgl. *Krüger* 2001, S. 235). Ein häufig in diesem Kontext eingesetztes Verfahren ist die Korrelationsanalyse, mit der die Stärke eines Zusammenhangs zwischen zwei Variablen untersucht wird. Das Ausmaß der Stärke eines Zusammenhangs wird mit Hilfe von Korrelationskoeffizienten quantitativ beschrieben. Bei der Auswertung von Surveydaten auf der Basis nicht-experimenteller Designs ist jedoch zu berücksichtigen, dass bivariate Auswertungen etwa mit Hilfe von Korrelationsanalysen möglicherweise verzerrenden Einflüssen durch Drittvariablen keine Rechnung tragen. So kann zwar ein Kausalzusammenhang zwischen niedrigem Bildungsniveau der Eltern und geringeren Chancen der Kinder zum Gymnasialbesuch existieren. Man weiß jedoch angesichts von Korrelationen nicht, in welchem Ausmaß und welche weitere Faktoren (z.B. die Wohngegend oder die Intelligenz des Kindes) als Verbindungsstücke oder Mediatoren fungieren (vgl. *Dieckmann* 1995, S. 571). Korrelationen müssen also als deskriptive Maße und nicht als kausalerklärende interpretiert werden (vgl. *Walper/Tippelt* 2002, S. 214).

b) Multivariate Datenanalysen

Bieten die Verfahren der deskriptiven Statistik nur die Möglichkeit, die Verteilung und Zusammenhänge zwischen zwei Variablen zu untersuchen, so stellt die Interferenzstatistik eine Vielzahl von Analysetechniken zur Verfügung, die die gleichzeitige Berücksichtigung mehrerer Variablen, d.h. multivariate Auswertungen erlauben.

Wichtige Techniken der multivariaten Datenanalyse sind z.B. die Faktorenanalyse, die es ermöglicht, aus der Matrix der Korrelation aller Variablen Dimensionen (Faktoren) zu extrahieren, die einen engen Zusammenhang zwischen mehreren Variablen beschreiben. Dieses Verfahren wird forschungspraktisch oft bereits in der Phase der Datenaufbereitung eingesetzt, um komplexe Operationalisierungen statistisch zu verdichten. Ein weiteres Verfahren zur Identifikation von Mustern in der Struktur der Daten ist die Clusteranalyse, die es erlaubt, aus der Gesamtzahl einer Untersuchungsgruppe Teilgruppen herauszufiltern, die im Hinblick auf eine ausgewählte Zielvariable ein homogenes Muster zeigen.

Manchmal werden in quantitativen Untersuchungen im Bereich der Kindheitsforschung auch beide Auswertungsstrategien miteinander kombiniert. So haben wir in einer Studie zum Wandel der Eltern-Kind-Beziehungen aus einer Vielzahl von Einzelitems mit Hilfe einer Faktorenanalyse fünf Faktoren (z.B. Elternzentriertheit des Familienalltags, Elterliches Strafverhalten, kindliche Durchsetzungsstrategien) gebildet, die unterschiedliche Facetten der Eltern-Kind-Beziehungen ausleuchten und anschließend mit Hilfe einer Clusteranalyse untersucht, wie sich die Qualitätsmerkmale der Eltern-Kind-Beziehungen in verschiedenen Teilgruppen unterscheiden (vgl. *Büchner/Fuhs/Krüger 1997*).

Um kausale Abhängigkeiten von Beziehungen zwischen ganz verschiedenen Merkmalen empirisch analysieren und dabei komplexe Bedingungsmodelle prüfen zu können, entstanden in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Verfahren, die aufbauend auf dem Ansatz der Regressionsanalyse diesen in verschiedene Richtungen weiterentwickelt haben. So bieten sich Pfad- und Strukturgleichungsmodelle (vgl. z.B. *Diamantopoulos/Siguaw 2000*) vor allem dann als Analysemethoden an, wenn neben unabhängigen und abhängigen auch vermittelnde Variablen unterschieden werden sollen. Ein Beispiel dafür ist etwa die in der Studie von *Walper (2001)* durchgeführte pfadanalytische Formalisierung und empirische Überprüfung von Modellannahmen zur Rolle ökonomischer und sozialer Belastungen als Mediatoren zwischen Familienstruktur und den Belastungen des subjektiven Wohlbefindens von Kindern. Dabei konnte aufgezeigt werden, dass es vor allem die geringeren sozialen Ressourcen der ökonomisch deprivierten Kinder sind, die deren größere Belastungen des Wohlbefindens erklären. Eine Weiterentwicklung der Pfadanalyse sind lineare Strukturgleichungsmodelle, die nicht nur wechselseitige Kausalbeziehungen der untersuchten Merkmale analysieren, sondern zusätzlich Hypothesen überprüfen können, die sich auf latente, nicht direkt beobachtbare Merkmale bzw. deren Beziehungen untereinander und zu den untersuchten Merkmalen beziehen. Beispiele für solche latenten Faktoren sind etwa verschiedene Facetten von Einstellungen zur Schule, das Familienklima oder unterschiedliche Belastungsindikatoren (vgl. *Böhm-Kasper 2004*, S. 148).

Ein weiteres in der kindheitsbezogenen Schulforschung in den letzten Jahren eingesetztes komplexeres quantitatives Auswertungsverfahren ist die sog. Mehrebenenanalyse, die auf einer hierarchisch-linearen Regression basiert und mit deren Hilfe die Frage beantwortet werden kann, inwieweit individuelles Leistungsverhalten auf personengebundene Einflüsse, Merkmale der Schulklasse oder der Schule zurückgeführt werden kann. So haben etwa *Bryk und Raudenbusch* (1989) auf der Basis der Daten einer Längsschnittstudie unter Bezug auf das Verfahren der Mehrebenenanalyse die Rechen- und Leserechtschreibleistungen von Schülern in Abhängigkeit von personengebundenen Einflussfaktoren (mütterliche Bildung und Familieneinkommen unter- vs. oberhalb der Armutsgrenze) und schulbezogenen Merkmalen (Armutskonzentration an der Schule) untersucht. Hatten die Daten zunächst nahe gelegt, dass Kinder aus armen Familien schlechtere Schulleistungen erbringen als jene aus finanziell gesicherten Verhältnissen, so machte die Mehrebenenanalysen deutlich, dass schulbezogene Risikofaktoren, nämlich die Häufung armer Kinder an einer Schule, für die schlechten Eingangsleistungen in Lesen und Rechnen ausschlaggebend waren (vgl. Walper/Tippelt 2002, S. 207).

Insgesamt gesehen kann man somit abschließend feststellen, dass in der Kindheitsforschung im deutschsprachigen Raum seit dem letzten Jahrzehnt elaborierte quantitative Auswertungsverfahren häufiger eingesetzt werden (vgl. *Heinzel* 2000, S. 23). Was jedoch fehlt, sind groß angelegte und langlaufende Längsschnittstudien, die bereits bei der Geburt beginnen und die durch die Einbeziehung unterschiedlicher Kohorten die Realisierung von Kohorten-Sequenz-Analysen ermöglichen. In Deutschland wurde mit dem Kinderlängsschnitt des Deutschen Jugendinstituts hierzu ein Anfang gemacht, bei dem zwei größere und repräsentative Kohorten beginnend mit fünf- und achtjährigen Kindern allerdings nur über einen Zeitraum von drei Jahren untersucht werden. Im Vergleich zu den großen Längsschnittstudien, wie sie in Großbritannien, Kanada und den USA seit Jahrzehnten durchgeführt werden, ist dies allerdings nur ein eher bescheidener Beginn (vgl. *Strehmel* 2002, S. 279).

3. Zur Triangulation unterschiedlicher Datenbereiche und Methoden in der Kindheitsforschung

Der Begriff der Triangulation in der Sozialforschung meint die Betrachtung eines Forschungsgegenstandes von mindestens zwei Punkten aus (vgl. *Flick* 2000, S. 309). Dabei lassen sich nach *Denzin* (1978) vier verschiedene Formen von Triangulation unterscheiden: die Theorie-Triangulation, bei der es darum geht, Daten vor dem Hintergrund verschiedener theoretischer Perspektiven und Hypothesen zu betrachten; die Investigator- oder Forscher-Triangulation, die darauf abzielt, Interpretationen in Gruppen durchzuführen, um subjektive Sichtweisen kontrollieren und korrigieren zu können; die Daten-Triangulation, bei der verschiedene Daten unter einer gemeinsamen Fragestellung in Beziehung gesetzt werden sowie die Methoden-Triangulation, die versucht verschiedene Methoden miteinander zu kombinieren, die unterschiedliche Schwächen aufwei-

sen. Triangulation, die ursprünglich mit dem Ziel in die erziehungs- und sozialwissenschaftliche Methodendiskussion eingeführt wurde, die Validität und Objektivität der gewonnenen Aussagen zu verbessern, wird heute auch in der Kindheitsforschung als Strategie verwendet, die Tiefe und Breite der Analyse zu erweitern, indem ein Untersuchungsgegenstand aus verschiedenen Perspektiven betrachtet wird (vgl. *Krüger* 2000, S. 338).

In der Kindheitsforschung existieren mittlerweile eine Reihe von Untersuchungen, die verschiedene Datenbereiche und methodische Vorgehensweisen miteinander triangulieren (vgl. *Heinzel* 2000, S. 24). Dabei kann man zwischen Studien unterscheiden, die nur qualitative bzw. nur quantitative Daten und Methoden zu verbinden suchen und solchen Untersuchungen, die eine Verknüpfung qualitativer und quantitativer Datenmaterialien und methodischer Zugänge anstreben.

a) Triangulation unterschiedlicher qualitativer Zugänge

Insbesondere in der qualitativen Kindheitsforschung gehört die Triangulation verschiedener methodischer Verfahren inzwischen zum Forschungsalltag. So gibt es zum einen Projekte, die zwei Methoden in einem Erhebungsinstrument integrieren: z.B. *du Bois-Reymond, Büchner* und *Krüger* (1994), die narrative Interviews und Leitfadenterviews kombinieren, um die Lebensgeschichten und die Familienbeziehungen von 12-jährigen Kindern erfassen zu können oder *Lutz, Behnken* und *Zinnecker* (1997), die im Konzept der narrativen Landkarte Kinderzeichnungen und deren biographische Erläuterung mit dem Ziel verbinden, die Lebensräume der Befragten und deren subjektive Relevanz erheben zu können. Vor allem in Projekten aus dem Kontext der ethnographischen Kindheitsforschung wird zum anderen zumeist das Erhebungsinstrument der teilnehmenden Beobachtung mit einer zweiten Erhebungsmethode verknüpft. In den Studien von *Breidenstein* und *Kelle* (1998) sowie von *Krappmann* und *Oswald* (1995) werden Feldbeobachtungen und offene Interviews eingesetzt, um nicht nur die sozialen Interaktionen im Kinderalltag sondern auch die subjektiven Weltansichten der Heranwachsenden in den Blick bekommen zu können. Neuerdings wird in einigen Studien (vgl. *Huhn* u.a. 2000; *Wagner-Willi* 2004) die teilnehmende Beobachtung auch mit der Methode der Videographie kombiniert, um die beobachtete Situation auch im Bild festhalten zu können.

Triangulationsversuche gibt es in der qualitativen Kindheitsforschung jedoch nicht nur bei dem Einsatz verschiedener Erhebungsinstrumente, sondern auch bei der Auswertung der erhobenen qualitativen Materialien. So beziehen sich *Krüger, Ecarius* und *Grunert* (1994) bei der Interpretation narrativer Kinderinterviews auf das narrationsstrukturelle Verfahren von *Schütze* und bei der Auswertung unklarer Textpassagen aber auch auf das Interpretationsverfahren der objektiven Hermeneutik. Oder *Lutz, Behnken* und *Zinnecker* (1997) stützen sich bei der Rekonstruktion der Sozialräume von Kindern auf narrative Auswertungstechniken, Tagesverlaufsanalysen und Analysen von Fotos des Lebensraumes, die in einem wissenschaftlichen Quellentext zusammengefasst werden.

Die Triangulation verschiedener Datenbereiche und Methoden in der qualitativen Kindheitsforschung hat sich bislang als sinnvoll und produktiv erwiesen,

da dadurch verschiedene Dimensionen des Kinderalltags analytisch erfasst und rekonstruiert werden konnten. Ein Problem der bisherigen Entwicklung ist jedoch, dass die Verwendung unterschiedlicher Datensorten und Methoden bislang kaum methodisch-methodologisch reflektiert und damit die angelegte Forschungsperspektive auch grundlagentheoretisch verortet wurde (vgl. *Grunert* 2002, S. 241).

b) Triangulation unterschiedlicher quantitativer Zugänge

Auch in der quantitativen Kindheitsforschung wurden in einigen Projekten bei der Felderhebung mehrere quantitative Methoden gleichzeitig eingesetzt (vgl. *Beller* 2000). Exemplarisch sei hier noch mal die von *Weinert* und *Helmke* (1997) durchgeführte Münchner Grundschulstudie SCHOLASTIK erwähnt, die eine Schülerbefragung mit Unterrichtsbeobachtungen und Leistungstests in den Hauptfächern kombiniert hat mit dem Ziel, die kognitive, soziale und emotionale Entwicklung von Grundschulkindern im Zusammenhang mit Merkmalen von Schule und Unterricht erfassen zu können.

Eine andere Variante der Triangulation quantitativer Daten und Methoden, die eher die Ebene der Auswertung betrifft, ist die Verbindung einer Sekundäranalyse amtlicher Daten mit den Ergebnissen groß angelegter Survey-Studien. Insbesondere in der Sozialberichterstattung zur Kindheit und Familie wurde im letzten Jahrzehnt versucht, durch Bezug auf die Zeitreihen amtlicher Statistiken über Bevölkerung, Haushalt, Erwerbstätigkeit, Bildung etc. sowie auf dem Weg über die Durchführung eigener großer Surveystudien zu sozialen Beziehungen in Familie und Verwandtschaft sowie Einstellungen zu Geschlechterrollen oder Fragen der Kindererziehung die makro- und mikrostrukturellen Bedingungen der Lebensverhältnisse von Familien und Kindern differenziert zu beschreiben (vgl. *Bertram* 1993; *Nauk* 1993; *Nauk/Bertram* 1995).

Noch kaum in der quantitativen Kindheitsforschung bislang eingesetzt worden sind hingegen komplexe triangulierend angelegte Auswertungskonzepte, die Längsschnittdaten mehrebenenanalytisch auswerten oder (vgl. *Brykl/Raudenbusch* 1989) oder die durch die Berücksichtigung amtlicher statistischer Daten in einer Mehrebenenanalyse Kontexteinflüsse z.B. von Regionen mit in den Blick nehmen.

c) Triangulation quantitativer und qualitativer Verfahren

Bisher immer noch zu selten werden in der Kindheitsforschung zudem Studien realisiert, die qualitative und quantitative Zugänge miteinander verbinden. Eine Variante der Triangulation quantitativer und qualitativer Verfahren sind sogenannte Komplementaritätsmodelle, die in einigen Projekten aus dem Umfeld der ökologischen Kindheitsforschung angewandt worden sind (vgl. *Krüger/Pfaff* 2004). Hier werden Sekundäranalysen statistischer Daten über Gesellschaft und Umwelt mit Fragebogenerhebungen und ethnographischen Methoden der teilnehmenden Beobachtung gleichzeitig miteinander verbunden, um zu differenzierenden Analysen von kindlichen Lebensräumen und Situationsdefinitionen im gesamtgesellschaftlichen Kontext zu gelangen (vgl. etwa *Projektgruppe Jugendbüro* 1977).

Eine zweite Variante der Triangulation quantitativer und qualitativer Zugänge sind sogenannte Phasenmodelle, bei der Survey- und Fallstudien in zeitlich sequentieller Abfolge durchgeführt werden. Der sequentielle Einsatz qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden innerhalb eines Forschungsdesigns kann unter methodologischen Gesichtspunkten als die unproblematischste Form der Methodentriangulation bewertet werden, da es hierbei nicht zu unzulässigen Vermischungen der Forschungslogiken kommt, sondern qualitative und quantitative Teilstudien zunächst gesondert voneinander behandelt werden (vgl. *Krüger/Pfaff* 2006). Bei der Verknüpfung von Survey- und Fallstudien können zwei unterschiedliche Wege in der zeitlichen Abfolge beider methodischer Zugänge gewählt werden. Eine Möglichkeit besteht darin eine in einer quantitativen Untersuchung herausgefundene Problemgruppe, z.B. eine Risikogruppe der Intensivnutzer von Fernsehen, Video- oder Computerspielen, in einer anschließenden qualitativen Studie mit ethnographischen und biographischen Methoden genauer zu untersuchen. Man kann die Blickrichtung genauso gut umkehren und fragen, inwieweit die quantitativen Methoden einen Beitrag zur Verallgemeinerung qualitativ gewonnener Ergebnisse leisten können. So hat etwa *Kötters* (2000) in einer quantitativen Studie untersucht, wie oft verschiedene von uns in einer qualitativen Untersuchung herausgearbeitete biographische Handlungsmuster von Kindern in der sozialen Realität vorkommen (vgl. *Krüger/Ecarius/Grunert* 1994).

Gerade solche Modelle der Triangulation quantitativer und qualitativer Zugänge scheinen somit forschungsmethodisch in besonderer Weise geeignet zu sein, einen mehrperspektivischen Blick auf die Lebenslagen und Orientierungen von Kindern zu eröffnen, bei dem individuelle Entwicklungsprozesse und Verarbeitungsmuster in ihrer Abhängigkeit von ökologischen und gesamtgesellschaftlichen Einflussfaktoren gleichzeitig erfasst werden. Insofern stellt ihre methodologische Weiterentwicklung und forschungspraktische Umsetzung eine der zentralen Herausforderungen für die zukünftige Kindheitsforschung dar.

4 Literatur

- Arlt, C.* (Hrsg.): *Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Fremden und Institutionen*. 2 Bde., Wiesbaden 2005
- Behnken, I.* u.a.: *Projekt Kindheit im Siegerland. Fallstudien zur Modernisierung von Kindheit. Methoden Manuale*. Broschüre Nr. 2. Siegen 1991
- Beller, K.*: *Forschung mit Säuglingen und Kleinkindern*. In: *Heinzel, F.* (Hrsg.): *Methoden der Kindheitsforschung*. Weinheim/München 2000, S. 247-264
- Bertram, H.*: *Sozialberichterstattung zur Kindheit*. In: *Markefka, M./Nauck, B.* (1993), S. 91-108
- Böhm, A.*: *Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory*. In: *Flick, U./Kardoff, E. v./Steinke, J.* (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek 2000, S. 475-484
- Böhm-Kasper, O.*: *Schulische Belastung und Beanspruchung*. Münster/New York/München/Berlin 2004
- Bohnsack, R.*: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen 2003, a
- Bohnsack, R.*: *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen 1991

- Bohnsack, R.:* Qualitative Methoden in der Bildinterpretation. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 5 (2003 b), H. 1, S.
- Bois-Reymond, M. du/Büchner, P./Krüger, H.-H. u.a.:* Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im interkulturellen Vergleich. Opladen 1994
- Bortz, J./Döring, N.:* Forschungsmethoden und Evaluation. Berlin 1995
- Bos, W. u.a. (Hrsg.):* IGLU. Einige Länder der Bundesrepublik Deutschland im nationalen und internationalen Vergleich. Münster/New York/München/Berlin 2004
- Bos, W./Straka, G.A.:* Multivariate Verfahren zur heuristischen Analyse kategorialer Daten. Eine Inhaltsanalyse von Lesebüchern der chinesischen Grundschule. In: *Bos, W./Tarnai, C. (Hrsg.):* Angewandte Inhaltsanalyse in Empirischer Pädagogik und Psychologie. Münster 1989, S. 61-72
- Breidenstein, G./Kelle, H.:* Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. Weinheim/München 1998
- Bryk, A.S./Raudenbusch, S. W.:* Toward a more appropriate conceptualisation of research on school effects. In: *Bock, R. D. (Hrsg.):* Multilevel Analysis of Educational Data. San Diego 1989, S. 159-204
- Büchner, P./Fuhs, B./Krüger, H.-H. (Hrsg.):* Vom Teddybär zum ersten Kuss. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland. Opladen 1996
- Büchner, P./Fuhs, B./Krüger, H.-H.:* Transformation der Eltern-Kind-Beziehungen? Facetten der Kindbezogenheit des elterlichen Erziehungsverhaltens in Ost- und Westdeutschland. In: Zeitschrift für Pädagogik. 37. Beiheft (1997), S. 35-52
- Busemann, A.:* Jugend im eigenen Urteil. Eine Untersuchung zur Jugendkunde. Langensalza 1926
- Diamontopoulou, A./Siguaw, J.A.:* Introducing LISREL. London 2000
- Dieckmann, A.:* Empirische Sozialforschung. Reinbek 1995
- Flick, U./Kardorff, E. von/Steinke, I. (Hrsg.):* Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek 2000
- Flick, U.:* Qualitative Forschung. Reinbek 1995
- Flick, U.:* Triangulation in der qualitativen Forschung. In: *Flick, U./Kardorff, E. von/Steinke, I. (2000),* S. 309-318
- Fried, L.:* Kindergarten. In: *Markefka, M./Nauck, B. (Hrsg.):* Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied u.a. 1993, S. 557-566
- Friedrich, J.:* Methoden der empirischen Sozialforschung. Opladen ¹³1985
- Fuhs, B.:* Fotografie und qualitative Forschung. In: *Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.):* Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 265-285
- Fuhs, B.:* Qualitative Interviews mit Kindern. Überlegungen zu einer schwierigen Methode. In: *Heinzel, F. (2000),* S. 87-104
- Garz, D.:* Die Welt als Text. Frankfurt a.M. 1994
- Glaser, B.G./Strauss, A.L.:* The discovery of grounded theory. Chicago 1967
- Grunert, C.:* Qualitative Methoden in der Kindheits- und Jugendforschung. In: *Krüger, H.-H./Grunert, C. (Hrsg.):* Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen 2002, S. 225-248
- Heinzel, F.:* Kinder im Kreisgespräch. Habilitationsschrift. Halle 2003
- Heinzel, F.:* Methoden und Zugänge zur Kindheitsforschung im Überblick. In: *Heinzel, F. (Hrsg.):* Methoden der Kindheitsforschung. Weinheim/München 2000, S. 21-36
- Helsper, W./Böhme, J.:* Jugend und Schule. In: *Krüger, H.-H./Grunert, C. (Hrsg.):* Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen 2002 (im Druck)
- Huhn, N. u.a.:* Videografieren als Beobachtungsmethode in der Sozialforschung – am Beispiel eines Feldforschungsprojekts zum Konfliktverhalten von Kindern. In: *Heinzel, F. (2000),* S. 185-202
- Kirchhöfer, D.:* Tageslaufanalyse als biographische Erkenntnismethode. In: *Behnken, I./Zinnecker, J. (Hrsg.):* Kinder, Kindheit, Lebensgeschichte. Seelze-Velber 2001, S. 115-128
- Kohl, E.M.:* Schreibspielräume für Kinder. In: *Heinzel, F. (2000),* S. 217-230
- König, H. D.:* Tiefenhermeneutik. In: *Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, J. (Hrsg.):* Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek 2000, S. 556-568

- Kötters, C.:* Wege aus der Kindheit in die Jugendphase. Biographische Schritte der Verselbständigung im Ost-West-Vergleich. Opladen 2000.
- Kränzl-Nagl, R./Wilk, L.:* Möglichkeiten und Grenzen standardisierter Befragungen unter besonderer Berücksichtigung der Faktoren soziale und personale Wünschbarkeit. In: *Heinzel, F.* (Hrsg.): Methoden der Kindheitsforschung. Weinheim/München 2000, S. 59-76
- Krappmann, L./Oswald, H.:* Alltag der Schulkinder. Beobachtungen und Analysen von Interaktionen und Sozialbeziehungen. Weinheim/München 1995
- Kromrey, H.:* Empirische Sozialforschung. Opladen ³1983
- Krüger, H.-H./Grunert, C.:* Biographische Interviews mit Kindern. In: Behnken, I./Zinnecker, J. (2001), S. 129-142
- Krüger, H.-H.:* Einführung in Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft. Opladen ³2001.
- Krüger, H.-H.:* Stichwort: Qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft (2000), H. 3, S. 323-342
- Krüger, H.-H./Grunert, C.:* Geschichte und Perspektiven der Kindheits- und Jugendforschung. In: *Krüger, H.-H./Grunert, C.* (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung, Opladen 2002, S. 11-42
- Krüger, H.-H./Pffaff, N.:* Einführung in die quantitative und qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft. Erscheint in englischer Sprache in: *Pedagogika*. Danzig (Polen) 2006
- Krüger, H.-H./Pffaff, N.:* Rechte jugendkulturelle Orientierungen, Gewaltaffinität und Ausländerfeindlichkeit als Probleme für die Schule. In: *Krüger, H.-H.* u.a.: Jugend und Demokratie – Politische Bildung auf dem Prüfstand. Opladen 2002, S. 75-102
- Krüger, H.-H./Pffaff, N.:* Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden in der Schulforschung. In: *Helsper, W./Böhme, J.* (Hrsg.): Handbuch der Schulforschung. Wiesbaden 2004, S. 159-182
- Kuckartz, U.:* Methoden erziehungswissenschaftlicher Forschung. In: *Lenzen, D.* (Hrsg.): Erziehungswissenschaft. Reinbek 1994, S. 543-567
- Lang, S.:* Lebensbedingungen und Lebensqualität von Kindern. Frankfurt/New York 1985.
- Lang, S./Breuer, S.:* Die Verlässlichkeit von Angaben acht- bis zehnjähriger Kinder über den Beruf des Vaters. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 18 (1985), H. 4, S. 403-422
- Leithäuser, T./Volmberg, B.:* Psychoanalyse in der Sozialforschung. Opladen 1988
- Leuzinger-Bohleber, M./Garlichs, A.:* Theoriegeleitete Fallstudien im Dialog zwischen Psychoanalyse und Erziehungswissenschaft. In: *Friebertshäuser, B./Prenzel, A.* (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 157-176
- Lorenzer, A.:* Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a.M. 1972
- Lüders, Ch.:* Beobachten im Feld und Ethographie. In: *Flick, U./Kardorff, E. von/Steinke, I.* (2000), S. 384-401
- Lutz, M./Behnken, I./Zinnecker, J.:* Narrative Landkarten. Ein Verfahren zur Rekonstruktion aktueller und biographischer erinnelter Lebensräume. In: *Friebertshäuser, B./Prenzel, A.* (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 414-435
- Mayring, P.:* Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim 2000
- Mollenhauer, K.:* Grundfragen ästhetischer Bildung. Weinheim/München 1996
- Nauck, B.:* Kinder als Gegenstand der Sozialberichterstattung – Konzepte, Methoden und Befunde im Überblick. In: *Nauck, B./Bertram, H.* (Hrsg.): Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich. Opladen 1995, S. 11-90.
- Nauck, B.:* Sozialstrukturelle Differenzierung der Lebensbedingungen von Kindern in West- und Ostdeutschland. In: *Markefka, M./Nauck, B.* (1993), S. 143-164.
- Nentwig-Gesemann, I.:* Gruppendiskussion mit Kindern. Die dokumentarische Interpretation von Spielpraxis und Diskursorganisation. Erscheint in: Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (2002), H. 5
- Oevermann, U.:* Die Methodologie einer objektiven Hermeutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: *Soeffner, H.-G.* (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart 1979, S. 332-433

- Oevermann, U.*: Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation. In: *Brose, H.-G./Hildenbrand, B.* (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988, S. 234-286
- Panofsky, E.*: Studien zur Ikonologie. Köln 1997
- Pekrun, R./Fend, H.*: Schule und Persönlichkeitsentwicklung. Ein Resümee der Längsschnittforschung. Stuttgart 1991
- Petermann, F./Windmann, F.*: Sozialwissenschaftliche Erhebungstechniken bei Kindern. In: *Markefka, M./Nauk, B.* (Hrsg.): Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwieds/Kriftel/Berlin 1993, S. 125-142
- Pollock, F.* (Hrsg.): Gruppenexperiment – Ein Studienbericht. In: Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1955
- Projektgruppe Jugendbüro*: Subkultur und Familie als Orientierungsmuster. Zur Lebenswelt von Hauptschülern. München 1977
- Purcell, P./Stewart, L.*: Dick und Jane in 1989. In: *Sex Rolls* 22 (1990), S. 177-185
- Reichert, J.*: Objektive Hermeneutik und Wissenssoziologie. In: *Flick, U./Kardoff, E. v./Steinke, I.* (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek 2000, S. 514-524
- Richter, R.*: Qualitative Methoden in der Kindheitsforschung. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 22 (1997), H. 4, S. 74-98
- Röhner, Ch.*: Freie Texte als Selbstzeugnisse des Kinderlebens. In: *Heinzel, F.* (2000), S. 205-216
- Schilling, M.*: Der Beitrag der Sekundäranalyse zur Jugendhilfeforschung in Kindertageseinrichtungen. In: *Schweppel, C./Thole, W.* (Hrsg.): Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Weinheim/München 2005, S. 161-174
- Schütze, F.*: Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13 (1983), S. 283-293
- Steinke, I.*: Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Forschung. Weinheim/München 1999
- Strauss, A./Corbin, J.*: Grounded Theory. Grundlagen der qualitativen Sozialforschung. München 1996
- Strauss, A.*: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München 1994
- Strehmel, P.*: Von der Geburt bis ins Erwachsenenalter – ein Überblick über die internationale Längsschnittforschung. In: *Merkens, H./Zinnecker, J.* (Hrsg.): Jahrbuch Jugendforschung, 2. Opladen 2002, S. 267-284
- Terhart, E.*: Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft. In: *Frieberthäuser, B./Prenzel, A.* (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 27-42
- Valtin, R.*: Mit den Augen der Kinder. Reinbek 1991
- Wagner-Willi, M.*: Videointerpretation als mehrdimensionale Mikroanalyse am Beispiel schulischer Alltagsszenen. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* (2004), H. 1, S. 49-66
- Walper, S./Tippelt, R.*: Methoden und Ergebnisse der quantitativen Kindheits- und Jugendforschung. In: *Krüger, H.-H./Grunert, C.* (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung. Opladen 2002, S. 189-224
- Walper, S.*: Ökonomische Knappheit in Erleben ost- und westdeutscher Kinder und Jugendlicher: Einflüsse der Familienstruktur auf die Befindlichkeit. In: *Klocke, A./Hurrelmann, K.* (Hrsg.): Kinder und Jugendliche in Armut. Wiesbaden 2001, S. 169-187
- Weinert, F. E./Helmke, A.* (Hrsg.): Entwicklung im Grundschulalter. München 1997
- Wepp, E. J./Cambell, D.T./Schwarz, R. P./Seekrest, L.*: Unobtrusive measure. Chicago 1966
- Zeiber, H./Zeiber, H.*: Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim/München 1994
- Zeiber, H./Zeiber, H.*: Wie Kinderalltage zustande kommen. In: *Berg, Ch.* (Hrsg.): Kinderwelten. Frankfurt a.M. 1991, S. 243-269
- Zinnecker, J.*: Kindersurveys. Ein neues Kapitel Kindheit und Kindheitsforschung. In: *Clausen, L.* (Hrsg.): Gesellschaften im Umbruch. Frankfurt a.M./New York 1996, S. 783-795
- Zinnecker, J./Silbereisen, R.K.* (Hrsg.): Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. Weinheim/München 1996

Das Paradoxon der Willensfreiheit und seine Entwicklung im Kind¹

Klaus Wahl



Prof. Dr. Klaus Wahl, Deutsches Jugendinstitut, München

Zusammenfassung

Auf der einen Seite sieht die neue Kindheitstheorie Kinder als selbstbestimmte Wesen. Auf der anderen Seite leugnet die neue Gehirnforschung freie menschliche Selbstbestimmung. Der Artikel resümiert zunächst die verschiedenen Positionen in der philosophischen und naturwissenschaftlichen Diskussion von pro bis contra Willensfreiheit (Libertarismus, Kompatibilismus, Determinismus). Dann werden neurologische und psychologische Theorien und Forschungsbefunde dargestellt, die sich auf das Paradoxon zwischen einem erlebtem freien Willen und der neurologischen Determiniertheit des realen Willens beziehen. Auch die moralischen, rechtlichen und pädagogischen Konsequenzen werden diskutiert. Schließlich werden Hypothesen zur Konstruktion des subjektiven freien Willens im Entwicklungs- und Sozialisationsprozess von Kindern angeboten.

Schlagworte: Freier Wille, Gehirnforschung, Kindheitsforschung, Kindesentwicklung

„We don't have any detailed stories about the acquisition of the notion of free will in children.“ Nichols (2004)

1 Eine wissenschaftsgeschichtliche Divergenz

Etwa seit Ende der 1980er-Jahre gab es den Versuch, die sozialwissenschaftliche Theoriebildung und Forschung über Kinder neu auszurichten. Die Autoren dieser „Kindheitstheorie“ (zusammenfassend: *Qvortrup* 1993; *Honig* 1999) konzipierten Kinder als „produktiv Realität verarbeitende Subjekte“ (*Hurrelmann* 2002: 20), „kompetente Akteure“ und Träger von „Agency“. Soziologischen und pädagogischen Theorien warfen sie vor, Kinder als fremdgesteuerte, zu sozialisierende künftige Erwachsene zu sehen, und an der Entwicklungspsychologie kritisierten sie, sie interessiere sich nur für die Entfaltung von Eigenschaften und Fähigkeiten des Kindes als Naturwesen. Dagegen sollten Kinder als eigenständige Akteure ihrer Entwicklungs- und Sozialisationsprozesse be-

1 Für interdisziplinäre Kommentare zu früheren Manuskriptteilen bzw. Textfassungen danke ich Gerhard Beisenherz und Angelika Traub (München), Fritz Böhle (Augsburg), Barbara Keddi (Delmenhorst), Esther Rosenboom (Hamburg).

griffen werden, mit einem hohen Anteil von Selbstsozialisation (*Zinnecker 2000*).

Obwohl die Kritik an anderen Wissenschaften überzogen erschien und obwohl das neue Konstrukt des kompetenten, autonomen Kindes teils vage, teils wie die Sublimierung von Trivialem klang – welche Eltern hätten nicht längst bemerkt, dass ihre Kinder sie mit „ich will das aber selbst machen“ nerven oder als eigenaktive Radfahrer ihr Leben riskieren –, die Neuausrichtung der Kinderforschung hatte einige positiv hervorzuhebende Implikationen:

- In wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Perspektive machte sie auf Kinder als Wesen mit spezifischen Bedürfnissen, eigenem Erleben, Fühlen, Denken und Verhalten aufmerksam, noch unterschieden von diesen Aspekten bei Erwachsenen,
- politisch hob sie Kinder als Träger eigener Rechte im Staat hervor,
- forschungsmethodologisch legte sie eine stärkere Berücksichtigung der Äußerungen und Verhaltensweisen von Kindern selbst nahe, anstatt nur Eltern oder andere Erwachsene über die Kinder zu befragen.

Das sind moralische, politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Aufwertungen des Kindes als „Subjekt“ oder wie immer solche sozialwissenschaftlichen Konstrukte genannt werden. Sie schließen sich an philosophische, epistemologische und politische Postulate der Aufklärung und der subjektorientierten Sozialforschung (*Wahl/Honig/Gravenhorst 1982*) an. Als moderne Wissenschaftler und Eltern haben wir ein gutes Gefühl, Kinder derart ernst zu nehmen, auf ihre Perspektiven, Kompetenzen und ihre Autonomie zu setzen. Aber jenseits dieser eher metaphysischen Anstrengungen bei der Neuakzentuierung der politischen, sozialen und wissenschaftlichen Konstruktionen des Kindes – sind Kinder tatsächlich derart selbstbestimmte Subjekte?

Ein wissenschaftsgeschichtlicher Zufall brachte es mit sich, dass in einem anderen Zweig der Wissenschaften etwa zur selben Zeit ein in die Gegenrichtung weisendes Programm begann. Die 1990er-Jahre wurden als „Dekade des Gehirns“ proklamiert, und die Hirnforschung kam ein gutes Stück voran. Von dort her wurde eine Diskussion zwischen Neurologen, Biologen, Philosophen, Psychologen, Juristen – aber noch kaum bei Soziologen und Erziehungswissenschaftlern – angestoßen, wie weit es überhaupt Selbstbestimmung des Menschen, insbesondere mittels eines „freien Willen“ gäbe. Jedenfalls erklärten prominente Gehirnforscher die Willensfreiheit für tot.

Sind Kinder selbstbestimmte Subjekte?

Dieser Schock ging einher mit einem zweiten – durch die genetische Forschung in jener Zeit, die nahe legte, dass die Gene das Gehirn und die Persönlichkeit von Menschen in erhebliche Maße formen (zusammenfassend: *Renninger 1999; Renninger/Wahl 2000*): Ein Angriff der Biologie (Gehirnforschung, Genetik) auf das abendländische Menschenbild vom autonomen Subjekt und auf die Hoffnungen der auf aufklärende Vernunft und Moral setzenden Pädagogik?

Mittlerweile hat die Explosivität zwischen diesen widersprüchlichen Diskursen über das autonome Kind, über Willensfreiheit und über Genetik etwas nachgelassen, es sind konzeptuelle Präzisierungen und Relativierungen zu beobachten. So wurde von Kindheitsforschern selbst auf Grenzen der Eigenaktivitäten bzw.

Agency der Kinder hingewiesen, allerdings eher hinsichtlich gesellschaftlicher Einflüsse und der Zirkularität von Prozessen zwischen Kind und Umwelt (vgl. *LeulKrappmann* 1999). Von Biowissenschaftlern wurde konzediert, dass Bewusstsein kein bloßes Epiphänomen sei (*Roth* 2001: 445f.) und dem „Gefühl“ freien Willens durchaus eine verhaltensbestimmende Rolle zugeschrieben werden könne (*Walter* 2002: 574). Und in der Debatte um *nature/nurture* wurde auf Wechselwirkungen von Anlage und Umwelt verwiesen (*Asendorpf* 1999: 312ff.).

In diesem Artikel wird nun versucht, ein Zwischenresümee der neuen interdisziplinären Diskussion um Willensfreiheit zu ziehen: Wie sehen die Thesen und Argumentationen der unterschiedlichen Positionen zu dieser Frage in verschiedenen Wissenschaften heute aus? Was hat insbesondere die Gehirnforschung dazu vorzuweisen? Was kann die Kinderforschung und Entwicklungspsychologie zur Klärung offener Fragen beitragen? Trotz des massiven Gewichts der neurowissenschaftlichen Argumente gegen faktische Willensfreiheit: Wie entwickelt sich bei Kindern paradoxerweise genau dieses dann das ganze Leben begleitende Gefühl, einen freien Willen zu haben?

2 Kontroverse Positionen in Philosophie und Naturwissenschaften

Der uralte Zankapfel wurde in den letzten Jahren nicht nur in und zwischen verschiedenen Wissenschaften aufs Neue hin und her gerollt, er kullerte über die Medien auch in die Debatten eines breiteren Publikums – die Streitfrage, ob wir Menschen einen freien Willen hätten. Obgleich seit Jahrtausenden philosophisch kontrovers behandelt, schien in unserem Alltagsleben die Frage längst entschieden: Wenn wir uns trotz Unwohlsein aufraffen, zur Arbeit zu gehen, wenn wir an Kinder appellieren, etwas bestimmtes zu tun – stets vertrauen wir darauf, dass wir oder andere sich mehr oder weniger frei für ein bestimmtes Handeln *entscheiden* und ein anderes mögliches Handeln *verwerfen* können. Doch in den letzten Jahren bezweifelten prominente Gehirnforschung diese Annahme nachdrücklich.

Kant präsentierte in seiner dritten Antinomie der reinen Vernunft das klassische Problem, ob alles in der Welt nach Naturgesetzen geschähe oder ob es auch eine Kausalität durch Freiheit gäbe (*Kant* 1982: 426ff.). Der Mensch ist nach *Kant* angesichts dieser Frage hin und her gerissen – aber *Kant* zieht auch gleich eine handlungspraktische Konsequenz: „Heute würde es ihm überzeugend vorkommen, der menschliche Wille sei *frei*; morgen, wenn er die unauflöbliche Naturkette in Betrachtung zöge, würde er dafür halten, die Freiheit sei nichts als Selbsttäuschung, und alles sei bloß *Natur*. Wenn es nun aber zum Tun und Handeln käme, so würde dieses Spiel der bloß spekulativen Vernunft, wie Schattensbilder eines Traums, verschwinden, und er würde seine Prinzipien bloß nach dem praktischen Interesse wählen“ (a.a.O.: 449f.). Bereits diese Kantsche Präsentation des Paradoxons wie seine lebenspraktische Lösung zeichnen erstaunlich genau die Positionen vor, die noch die heutigen Debatten bestimmen.

Bei der These vom *Freien Willen* (die Position des *Indeterminismus* oder *Libertarismus*²) geht es – nach so unterschiedlichen Exponenten in dieser Diskussion wie *Bieri*, *Roth*, *Singer* und *Walter* – um folgende Prinzipien und Aspekte:

- Das *Prinzip der alternativen Möglichkeiten*: man hätte im Augenblick der Entscheidung auch anders handeln können;
- das *Autonomieprinzip*: eine Handlung ist nicht vollständig abhängig von internen und äußeren Einflussfaktoren, sie geschieht auf der Ebene des Bewusstseins aus Gründen oder Bezügen auf Vernunft (wozu ausreichend Zeit notwendig ist), und sie ist nicht eine rein zufällige Handlung;
- das *Prinzip der Urheberchaft*: die Erklärung einer freien Handlung oder Entscheidung aus dem „Ich“ oder „Selbst“ der Person, ihren Fähigkeiten und Präferenzen, aus „mentaler Verursachung“ (*Roth* 2001: 430; *Walter* 2004: 170; *Singer* 2005);
- den *Willen* zu einer bestimmten Handlung selbst (das Zusammenspiel von Wunsch, Überzeugung, Überlegung, Bereitschaft);
- den *Sinn*, den das vom Willen geleitete *Tun* erhält (*Bieri* 2001: 32ff.).

Die Gegenposition zum *Freien Willen* ist die *vollständige Determiniertheit* des Handelns. Diese Position bestreitet die Erfüllbarkeit der obigen Prinzipien und verweist auf die *durchgängige Kausalität* in allem Geschehen der Welt, auch in der Verursachung des menschlichen Verhaltens, da der Mensch ein *Naturwesen* ist.

Allerdings kennt die heutige Diskussion nicht nur diese extremen Gegenpositionen, sondern noch weitere Argumentationen, teilweise solche, die *vermittelnde Stellungen* einnehmen. *Walter* trifft folgende Unterscheidungen in Bezug auf die Positionen und ihre Vereinbarkeit (vgl. Tabelle 1):

Tabelle 1: Positionen zu Determinismus und Willensfreiheit

	Welt ist durchgehend determiniert	Welt ist an „entscheidender Stelle“ indeterminiert
Es gibt keine Willensfreiheit	(1) Harter Determinismus (Inkompatibilismus ₁)	(4) Gegen Zufallsargument (Inkompatibilismus ₂)
Es gibt Willensfreiheit	(3) Weicher Determinismus (Kompatibilismus)	(2) Libertarismus (Inkompatibilismus ₁)

(modifiziert nach *Walter* 2004: 172).

1. Die Position des „harten Determinismus“ lautet: Willensfreiheit und Determinismus sind *unvereinbare* Standpunkte (*Inkompatibilismus*₁). Da wir die Vergangenheit (Anfangs- und Randbedingungen der Welt) und die Naturgesetze nicht ändern können, können wir auch nicht deren Konsequenzen

2 Die Begriffe „Libertarismus“ bzw. „libertarianism“, die in der philosophischen Diskussion zur Frage des Freien Willens gebraucht werden, dürfen nicht mit dem Begriff des politischen Libertarismus verwechselt werden (*Kane* 2002b: 22). Wir verwenden hier die Begriffe wie in „The Oxford Handbook of Free Will“ (*Kane* 2002a).

- ändern. Es liegt danach nicht bei uns, anders zu entscheiden oder zu handeln, als wir es de facto tun – das *Konsequenz-Argument*.
2. Die Gegenposition dazu ist der *Libertarismus*, der eine unbedingte Willensfreiheit vertritt, also ebenfalls einen *Inkompatibilismus₁* zwischen den beiden Extrempositionen. Für den Libertarier hat die Welt an „entscheidender Stelle“, nämlich da, wo eine Entscheidung getroffen wird, einen Bereich der Indeterminiertheit oder die menschliche Möglichkeit, eine Kausalkette neu in Gang zu setzen.
 3. Dagegen meint die Position des „weichen *Determinismus*“ oder *Kompatibilismus*, dass es eine abgeschwächte Art von Willensfreiheit (inklusive moralischer Verantwortlichkeit) auch in einer deterministischen Welt geben könne.
 4. Eine letzte Position betont, dass Willensfreiheit auch mit einem „Indeterminismus an entscheidender Stelle“ nicht vereinbar sei (*Inkompatibilismus₂*). Sie richtet sich gegen die These, die Quantentheorie könne den Indeterminismus retten, da diese den *Zufall* ins Spiel bringe und Entscheidungen unterschiedlich ausfallen könnten (Walter 2004: 171f.).

(ad 1) Die Argumentationen des *harten Determinismus* folgt dem Hinweis von Kant auf die Wirkung der Naturgesetze und die ununterbrochene Kausalkette, der alles in der Welt unterworfen sei – hinter jeder Ursache stecke eine weitere Ursache, das gelte auch für den menschlichen Willen (Kant 1982: 428). Nach diesem „Konsequenz-Argument“ (Van Inwagen 1983: 16) ist dieser Wille somit kein „unbewegter Beweger“, kein „unbedingter Wille“, wie Bieri (2001) das nennt. Im Einklang mit den Neurowissenschaften wird davon ausgegangen, dass alle mentalen Prozesse, Bewusstseinszustände, Entscheidungen und Handlungen, Resultate der Hirnfunktion und äußerer Randbedingungen seien und Naturgesetzen unterliegen. Auch Kultur- und Sozialisationseinflüsse sind leicht in ein deterministisches Modell einzubauen. Des weiteren zeigen neurowissenschaftliche Studien zu den Mechanismen normaler und gestörter mentaler Funktionen, dass mentale Ereignisse keine besondere Substanz sind, kein „Reich der Freiheit“, kein „Reich der Gründe“ oder „zweite Art von Kausalität“ außerhalb der Naturereignisse (Walter 2004: 173f.).

Allerdings haben die Wissenschaften noch Probleme, die *bewussten* Wahrnehmungen, Gefühle, Wünsche, Absichten, Entscheidungen usw. – die wir im Alltag als Verhaltensursachen *erleben* – in dem Modell zu verorten. Gehirnforschung und Psychologie haben heute noch keine klaren Vorstellungen davon, wie das Gehirn Bewusstseinszustände produziert, doch eines ist klar: es gibt kein Bewusstsein ohne Gehirn. Strittig ist in der Debatte von Philosophen und Naturwissenschaftlern (auch quer zu den Disziplinen) zum *mind-brain*-Problem, ob mentale Kategorien und elektro-chemische Aktivitäten von Nervenzellen etwas kategorial Verschiedenes sind oder nicht (Tetens 2004: 180). Für die Anhänger eines naturwissenschaftlichen *Monismus* umfasst die Natur alles, auch das Gehirn und seine Funktionen. Die Produkte des Gehirns sind naturabhängig, das gilt auch für den in der Evolution entstandenen menschlichen Geist (Bühl 1982; Roth 2001; Roth 2002): „Das Geistige ist ein natürlicher Zustand unserer Welt – auch wenn es mehr ist als das bloße ‚materielle‘ Feuern von Neuronen“ (Roth 2004). Der *Eliminativismus* postuliert sogar, dass es gar keine mentalen

Zustände gäbe, dass also die alltägliche wie auch die geisteswissenschaftliche Rede von Wünschen, Wollen usw. als unwissenschaftlich oder als bloßes Scheinproblem aufgrund unzulässigen Sprachgebrauchs aus der Diskussion verschwinden werde (vgl. *Kusch* 1999).

(ad 2) Vertreter eines *rigiden Libertarismus*, die eine unbedingte Willensfreiheit verteidigen möchten, sind heute rarer geworden. Sie berufen sich oft auf die Emergenz des Bewusstseins und seiner Funktionen (inklusive Willensfreiheit), d.h. deren Unableitbarkeit aus dem neurologischen Substrat, dabei aber auf so unterschiedliche Postulate wie eine von der Naturkausalität unterscheidbare personale Akteurskausalität (*O'Connor* 1995), eine in der Evolution entstandene Komponente eines „Agenten“ mit freiem Willen (*Wilton* 2000), einen „unbewegten Beweger“, auf eine angebliche quantenphysikalische Indeterminiertheit (*Eccles* 1994) und/oder eine vermeintlich chaostheoretisch begründbare Nichtvorhersagbarkeit des Willens bzw. Verhaltens – oder sie hoffen zumindest darauf, dass derartig undeterminierte Prozesse im Gehirn gefunden werden könnten (*Nida-Rümelin* 2005). Diese Positionen sind insbesondere charakteristisch für Adepten des geisteswissenschaftlich inspirierten *Dualismus*, für den Gedanken, Wille usw. eigengesetzliche Dinge sind.

Daneben sind besonders in Mitteleuropa *transzendentalphilosophische* Ansichten populär, die eine Rettung der Willensfreiheit vor den Naturwissenschaften versprechen. So wird hier argumentiert, dass der Begriff des vernünftigen Handelns Freiheit voraussetze, die gar nicht empirischer Gegenstand werden könne (*Hergovich* 2005: 235). Hier schließt sich auch die „*als-ob*“-Position an. Kant hatte den Ausweg aus der beschriebenen Antinomie der Willensfreiheit in einer determinierten Welt in der praktischen Vernunft gesucht: Weil moralisches Handeln Willensfreiheit voraussetze, müsse man diese *postulieren*. *Vaihinger* demonstrierte in seiner „*Philosophie des Als Ob*“ (*Vaihinger* 1920), dass in vielen Bereichen menschlichen Tuns auf praktische Fiktionen (nicht auf wahre Sachverhalte) zurückgegriffen wird (z.B. bei Werten). Ähnlich argumentieren der *Illusionismus* (*Smilansky* 2000; *Walter* 2004: 173) oder das *Thomas-Theorem*, wonach Dinge, die von Menschen als real definiert werden, auch in ihren Konsequenzen real sind (*Thomas/Thomas* 1928: 571f.), also z.B. auch magische oder mythische Vorstellungen das Verhalten prägen können.

(ad 3) Die Positionen des *weichen Determinismus* oder *Kompatibilismus* sehen auch in einer determinierten Welt Platz für bestimmte Arten von Willensfreiheit. „Die Entscheidungen des Subjekts schnurren nicht an der Kausalkette ab, ein Ruck erfolgt“, so konstatiert das *Adorno* (1966: 224) bei *Kant*, der neben der Kausalkette ja auch die Möglichkeit zu freiem moralischen Handeln *postulierte*. Kompatibilistischen Positionen geht es darum, dass eine Willenshandlung dann möglich ist, wenn die entsprechende Macht oder Fähigkeit besteht und Zwänge oder Hindernisse fehlen (*Kane* 2002b: 12ff.), wenn die Urheberschaft einer Handlung trotz Abhängigkeit von physikalischen, biologischen usw. Faktoren auch emergent als „unvollständig bedingtes Phänomen“ angenommen wird (*Kaernbach* 2005: 228) oder wenn die Willenshandlung durch eine mentale Repräsentation antizipierter Zustände determiniert ist (auch diese Fähigkeit konnte sich allerdings nur in einer deterministischen Welt entwickeln – *Goschke* 2004:

187). Heutige Argumentationen des Kompatibilismus, in der Philosophie etwa bei Bieri, bezeichnen den als frei, der in Übereinstimmung mit seinen Überzeugungen, Werten und Urteilen handelt (Urheberschaft), das bewusst reflektiert tut (Intelligibilität) oder zumindest sein Handeln von Mechanismen geleitet bekommt, die für moralische bzw. rationale Argumente *empänglich* sind; es geht also um eine auf Denken und Urteilen gestützte graduelle und „*bedingte Freiheit*“ des Willens. „Wir können überlegen, bevor wir etwas tun, und in diesen Überlegungen zeigt sich ein *Spielraum verschiedener Möglichkeiten*, zwischen denen wir *wählen* können“ (Bieri 2001: 19). Solche Argumentationen, auch Bieris Variante, unser Wille sei frei, wenn er sich unserem Urteil darüber füge, was zu tun richtig sei (Bieri 2005), setzen sich allerdings der Kritik aus, dass sie das Problem nur verschieben: Auch das Urteil ist ja als neurologischer Prozess beschreibbar, der durch die Art der Persönlichkeit, ihrer Vorprägungen und Erfahrungen bedingt ist. Aber immerhin könnte das Abwägen von Alternativen den Gewinn einer Art von „*Freiheitsgraden*“ ins Spiel bringen. Im übrigen werden Absichten, Motive und Gründe im Kompatibilismus zu natürlichen Phänomenen erklärt, um sie als Ursachen betrachten zu können. Den Emotionen wird dabei neben Werten und Normen bei der Handlungsmotivation eine zentrale Rolle zuerkannt (Walter 2004: 174ff.).

(ad 4) Die Argumentation des *Inkompatibilismus*₂, nach der Willensfreiheit sich nicht mit dem „Indeterminismus an entscheidender Stelle“ vertrage, wendet sich gegen die gelegentliche Hoffnung auf die von der *Quantentheorie* beschriebenen Unbestimmbarkeiten physikalischer Abläufe. Auf diese bauten einige moderne Libertarier, die durch Verweis auf solche zufälligen Prozesse annahmen, dass auch Entscheidungen unterschiedlich-zufällig ausfallen könnten. Das ist aber schon logisch ein Fehlschluss, weil Willensfreiheit ja genau meint, ein Anderskönnen sei *nicht* zufällig. Indeterministische Ereignisse sind aber zufällig. Zudem gibt es keine empirischen Hinweise auf indeterminierte quantenphysikalische Prozesse im Hirn, sondern nur auf makrophysikalische Vorgänge. Indeterminismus kann also die Willensfreiheit nicht retten (Kirschfeld 2000; Kane 2002b: 7ff.; Honderich 2002: 464f.; Roth 2001: 439ff.; Walter 2004: 171f.).

Die Hoffnung anderer Autoren gilt Prozessen im Gehirn, die für sie möglicherweise *chaostheoretisch* darstellbar seien, was dann dem Determinismus entgegenstehe. Zwar gab es Hinweise, dass kleine Abweichungen im Anfangszustand von Netzwerken später große Unterschiede bewirken können (Zumdieck et al. 2004; Max-Planck-Gesellschaft 2005). Aber selbst eine mögliche Nichtvorhersagbarkeit von Prozessen in neuronalen Netzwerken lässt nicht auf fehlende Determination schließen und schon gar nicht auf einen freien Willen. Der Grund: *Determinismus* darf nicht mit *Vorhersagbarkeit* verwechselt werden – beides steht in asymmetrischer Beziehung: Ein sicher vorhersagbares System muss determiniert sein, umgekehrt gilt das nicht. Es gibt klar determinierte Systeme, die nicht vorhersagbar sind, etwa nichtlineare chaotische Systeme vom Doppelpendel bis zu neuronalen Netzwerken. Daher kann aus einer Nichtvorhersagbarkeit menschlichen Verhaltens nicht auf Indeterminiertheit oder gar Willensfreiheit geschlossen werden (Roth 2001: 431; Walter 2004: 171, Fußnote 1).

3 Gehirnforschung im Kreuzfeuer

Der *Determinismus* kann sich nicht nur auf theoretische Annahmen, sondern auch auf viele empirische Befunde stützen, die in die Richtung weisen, dass *alle* mentalen Prozesse, auch Entscheidungen und Handlungen, durch Hirnfunktionen, äußere Bedingungen und Naturgesetze erklärbar seien. Das betrifft auch das, was heute unter „freiem Willen“ subsumiert wird. Das in einer freien Willensentscheidung implizierte Antizipieren und Bilanzieren des Für und Wider, der Neben- und Fernwirkungen, das Abwiegen des Handelns ist für Hirnforscher wie *Markowitsch* nur eine Scheinfreiheit. Er sieht auch in solchen Prozessen Gene und Meme, Anlagen und Lebenserfahrungen am Werk, die bedingen, wie wir uns letztlich entscheiden. Das dabei ins Spiel kommende *Bewusstsein* ist für Gehirnforscher ein neurowissenschaftlich verankerter, relativer Begriff, basierend auf der materiellen Substanz des Gehirns, seiner Erfahrungen und der von der Umwelt gebotenen Reize (*Markowitsch* 2004: 164ff.). *Gazzaniga* umschreibt das so: „By the time we think we know something – it is part of our conscious experience – the brain already has done its work. It is old news to the brain, but fresh to us“ (*Gazzaniga* 1998a: 63).

Was sagt die empirische Forschung zur Möglichkeit von Willensfreiheit? Wird das Gehirn an bestimmten Stellen elektrisch stimuliert, kann es nicht nur zu bestimmten Körperbewegungen führen. Die betroffene Person kann sogar die Empfindung eines „Dranges“ oder „Verlangens“ spüren, die entsprechende Bewegung auszuführen (*Fried et al.* 1991), obwohl hier objektiv keinerlei „Willensakt“ vorausgegangen war. Solche Experimente legen nahe, dass die These des Libertarismus, man könne von der *Empfindung* eines Willens auf einen entsprechenden *realen* freien Willensakt schließen, nicht ohne weiteres zutrifft. Das schließt aber umgekehrt auch noch nicht aus, dass entsprechende Willensakte eben solche Empfindungen und Handlungen auslösen *könnten*. So waren weitergehende Forschungsprojekte notwendig.

Die wohl meistdiskutierten Experimente zur Willensfreiheit stammen von *Libet*. Er bat Versuchspersonen, eine kleine Handbewegung zu machen – zu einem von ihnen selbst frei gewählten Zeitpunkt. Vor ihnen drehte sich ein uhrenartiges Leuchtsignal. Sobald die Probanden die Empfindung ihres Entschlusses zur Handbewegung bemerkten, sollten sie sich die Stellung des Leuchtpunktes merken und anschließend mitteilen. Der Zeitpunkt, den die Versuchspersonen für den *empfundenen Entschluss* zur Handbewegung angaben, lag etwa 200 Millisekunden vor der Bewegung selbst, die durch eine Elektrode am Handgelenk gemessen wurde. Andere Elektroden registrierten die elektrischen Aktivitäten im motorischen Cortex des Gehirns. Das Ergebnis: Schon ca. 350 bis 500 Millisekunden *vor* dem mitgeteilten Zeitpunkt der Empfindung für den Handlungsentschluss konnte im Gehirn ein „*Bereitschaftspotential*“ gemessen werden. Für *Libet* zeigte das, dass im Gehirn bereits *vorbewusst* eine Entscheidung für eine Handlung gefallen war, *bevor* es ein Bewusstsein dieser Handlungsentscheidung gab. Der „freie Wille“ als bewusste Entscheidung zum Tun oder Lassen erschien als *Illusion*, weil das Gehirn die Entscheidung bereits vorweggenommen hatte und das Bewusstsein das nur noch nachträglich registrierte (*Libet*

1985). *Libet*, ursprünglich Dualist, behagte dieses Ergebnis nicht, und er tröstete sich mit der Ansicht, die 200 Millisekunden zwischen dem bewusst gewordenen Entschluss und der Handlung reichten, um ein bewusstes Veto gegen den Handlungsimpuls einzulegen und dann nicht zu handeln (*Libet* 2002: 558f.). Aber würde nicht auch dieses Veto auf vorherigen unbewussten Hirnaktivitäten beruhen?

Libets Experimente ernteten Kritik, teilweise selbst durch Gehirnforscher. Auf der einen Seite steht etwa *Singer*, für den diese Experimente gar nicht nötig sind, um Willensfreiheit zu negieren, da das Gehirn ohnehin deterministisch nach Naturgesetzen aktiv sei, wenngleich nicht linear und stets vorhersagbar (*Singer* 2005). Auf der anderen Seite richtete sich die Skepsis gegen die Art der Experimente. Problematisiert wurde die Schlichtheit der Handlung (Handbewegung) wie auch, dass *Libet* nur das *Bewusstwerden* der Willensentscheidung erfasst habe, nicht diese selbst (*Zilles* 2004). Weiter kann es zu Unschärfen führen, wenn man einen laufenden (nicht schlagartigen) Prozess wie das Bewusstwerden einer Handlungsintention auf einer Zeitskala präzise angeben soll. Inhaltlich könnte differenziert werden zwischen dem handlungsgenerierenden „Willen“ und der handlungsselektierenden „Wahl“ oder „Entscheidung“ (*Haggard/Libet* 2001).

Libets Ableitung konnte später durch komplexere Versuche empirisch besser untermauert werden: Die Versuchspersonen hatten nicht nur die Auswahl, eine Handbewegung zu machen oder nicht, sondern zwischen einer Bewegung mit der linken oder rechten Hand. Zudem wurde das Bereitschaftspotential in den beiden Gehirnhälften, die über Kreuz für die Steuerung der einzelnen Hände zuständig sind, gemessen. Dieses laterale Bereitschaftspotential in der „zuständigen“ Hirnhälfte lieferte eine bessere Voraussage als das von *Libet* gemessene allgemeine Bereitschaftspotential des Gehirns (*Haggard/Eimer* 1999). Auch andere Experimente zeigten: . Hinter diesem Entscheidungsprozess steckt die genetisch und in den frühen Kindesjahren sozialisatorisch geprägte *Persönlichkeit* mit ihren charakteristischen *Neigungen* (u.a. auch in moralischen Fragen), die – über das limbische System vermittelt – uns zu unserem Verhalten motiviert. Das „letzte Wort“ selbst bei allen rationalen Abwägungen hat nicht das kognitive, sondern das limbische System, das insbesondere mit den Emotionen und dem Gedächtnis operiert (*Roth* 1997: 303ff.; *Roth* 2001: 442ff.). *Emotionen* greifen als Motivationen in die Verhaltenssteuerung ein, „energetisieren“ als *Wille* bestimmte Handlungen und unterdrücken aus *Furcht* oder *Abneigung* andere. Dabei haben die basalen Affekte und Emotionen (z.B. *Furcht*) *überlebenswichtige Funktionen* (*Roth* 2001: 263). Dass Affekte und Emotionen den Verstand neurologisch eher beherrschen als umgekehrt, ist funktional, z.B. stellen die konditionierten Gefühle konzentrierte Lebenserfahrung dar (a.a.O.: 318ff.). Allerdings könnte wiederum das Nachdenken über Handlungsalternativen die Letztentscheidung des limbischen Systems möglicherweise doch auch beeinflussen (*Dörner/Strohschneider* 2005: 238).

Das Gehirn hat bereits entschieden, bevor wir Willensakte erkennen

Andere Kritiker wendeten sich gegen die den *Libetschen* und ähnlichen Experimenten zugrunde liegende Vorstellung, dass zuerst ein Wunsch oder Drang da sein müsse, bevor eine Willenshandlung erfolge. Anhänger des freien Willens bzw. einer dualistischen Position (Gehirn und Geist scharf getrennt) argumentieren

hier, dass dabei *Ursachen* und *Gründe* vermischt würden, also ein Kategorienfehler begangen werde (Bennett/Hacker 2003). Dies könnte möglicherweise öfter in den Neurowissenschaften passieren, besonders in ihren populären Darstellungen, wenn von *beobachtbarem Verhalten* auf Vorgänge im *mentalenen Innenraum* geschlossen wird, über dessen Prozesse im Detail aber noch nicht allzu viel bekannt ist, so dass eine „Mythologie des Gehirns“ droht (Mayer 2003).

„Mythologie des Gehirns“
vs.
„Mythologie des freien Willens“

Allerdings könnte man spiegelbildlich auch den Libertariern vorwerfen, Kategorienfehler zu begehen, denn sie schließen von *Willensempfindungen* auf reale *Willensakte*, produzieren also eine „Mythologie des freien Willens“. Naturwissenschaftliche Monisten lehnen ohnehin diese dualistische Trennung in zwei Welten ab, für sie sind Bewusstsein bzw. Geist und Hirnzustände nicht grundlegend verschieden. Laut Gehirnforschung treten Bewusstseinszustände auf der *Erlebnisebene* dann auf, wenn corticale und subcorticale Zentren in spezifischer Weise miteinander interagieren *und* das Individuum eine einschlägige Lerngeschichte mitbringt³. Jedenfalls bleibt in neurologischer Sicht Bewusstsein ein *physikalischer* Zustand, auch wenn noch nicht erklärt werden kann, wie und warum aus neuronalen Prozessen Bewusstsein entsteht. Roth gesteht sogar zu, dass man das bewusste Empfinden als *emergente Eigenschaft* des Gehirns bezeichnet, die nicht auf die neuronalen Eigenschaften reduzierbar sei – die Position des *Eigenschaftsdualismus* (Pauen 1999). Das Problem bleibt, dass wir unfähig sind, uns den Übergang von neuronalen Vorgängen zu Bewusstsein anschaulich vorzustellen, aber diese Unfähigkeit gilt für vieles, auch etwa für den Übergang vom Wasserstoff-Sauerstoff-Molekül zu den Eigenschaften des Wassers (Roth 2001: 189ff. und 215f.). Aus Sicht der Gehirnforschung geht es beim Bewusstsein also nicht um ein bloßes Epiphänomen. Das Gefühl des „*fiat!*“, des „*Ich will das jetzt*“ ist eine bewusste Meldung des neurophysiologischen Vorgangs, dass die cortical- limbische Schleife durchlaufen wurde und exekutive Zentren der Großhirnrinde mit dem limbischen System sich damit „ausreichend befasst“ haben (a.a.O.: 445f.). Es bleibt aber nur beim *Gefühl* freien Willens. Gleichwohl könnte man mit Walter den libertaristischen Intuitionen mit dem Konzept der „*natürlichen Autonomie*“ etwas entgegen kommen, das zwar keinen Freien Willen impliziert, aber doch zugesteht, dass wir keine bloßen Marionetten sind, sondern unser Leben durch Gedanken und Ideen beeinflussen (Walter 2002: 574).

3 Einige Zeit lang war im 20. Jahrhundert die Vorstellung verbreitet, das Gehirn funktioniere wie ein Computer. Dieser Computermetapher zufolge wurde auch angenommen, dem *Zentralprozessor* entspreche das *kontrollierende Selbst*, von dem „Willensakte“ ausgingen. Diese Vorstellung gilt heute in der Gehirnforschung als überholt. Wenn man die Vorstellung vom Willen volitionspsychologisch in Selbstdetermination durch die Antizipation von Handlungswirkungen und künftigen Bedürfnissen übersetzt, dann haben mehrere Hirnregionen Anteil an volitionalen Kontrollvorgängen (Goschke 2004, S. 193).

4 Die Sicht der Psychologie

Jerome *Kagan* meint, dass die westliche Philosophie (anders als etwa die chinesische) den Menschen als egoistisch und grausam betrachtete und daher der Emotion als Grundlage ethischer Entscheidungen nicht traute. Daher habe sie zwischen dem starken Verlangen des Menschen und seinem Verhalten den „Willen“ eingeschaltet, als besonnen planendes, der Vernunft zugängliches Leitungsorgan (*Kagan* 1987: 173f.). Die moderne Psychologie vermeidet meist den wissenschaftsgeschichtlich besetzten Begriff des „Willens“ und spricht eher von Motivation, Intention, Handlungskontrolle u.ä. (*Kuhl* 1987: 280f.). Alltagspsychologisch könnte man vom „Willen“ reden als einer geistigen Fähigkeit und einer Art innerer Stimme, um Handeln auszurichten und zu steuern (*Newman/Newman* 1999: 214).

Woraus mag das mit diesem Konstrukt Gemeinte entstammen? Im Laufe der Evolution verschiedener Formen der Verhaltenssteuerung kam es aus psychologischer Sicht – anders als bei der recht starren Koppelung von spezifischen Reizen und angeborenen Reflexen – zu einer zunehmenden Abkoppelung der Reaktionsselektion von der unmittelbaren Bedürfnislage und Reizsituation, was mehr *Freiheitsgrade* der Verhaltenskontrolle mit sich brachte. Es ergaben sich *vergangenheits-, gegenwarts- und zukunftsorientierte Formen der Verhaltensplastizität*: Frühere Erfahrungen, fluktuierende Bedürfnisse und Motivationen sowie die Orientierung an inneren Repräsentationen zukünftiger Zustände (der Antizipation von Wirkungen und künftigen Bedürfnissen, vor allem auch mittels des produktiven Repräsentationssystems der Sprache). Als Prototyp hierfür gilt Odysseus: Aus antizipativer Selbstkontrolle gegen die Macht der Sirenen lässt er sich am Mast festbinden. Das ergibt mehr Autonomie, denn das Verhalten ist nicht mehr direkt an die Reiz- und Bedürfnissituation gekoppelt. Allerdings ist auch diese Art der antizipativen Verhaltenssteuerung keine libertarische Willensfreiheit, sie beruht nicht auf einem „unbewegten Beweger“ (*Goschke* 2004: 188ff.).

Die Volitionspsychologie fragt nach den Bedürfnissen und der Energie, die ein Wollen vorantreiben, nach der Richtung des Willens und den Bewertungsprozessen, nach der Selbstinitiierung des Willens, seiner Kontrolle über die Handlungsausführung und das Bewusstsein des Willens (*Weinert* 1987; *Halisch/Kuhl* 1987). Aus psychologischer Perspektive kann Verhalten als Ergebnis der Interaktion multipler Kontrollsysteme betrachtet werden. Daher tun Menschen nicht immer das, was sie als das Beste erkannt haben oder was rational wäre. Die Evolution von Antizipationsfähigkeit hat nämlich phylogenetisch ältere Verhaltensdeterminanten (Gewohnheiten, Emotionen) nicht ausgelöscht. Die Amygdala zeigt z.B. Reaktionen auf unterschwellig gezeigte bedrohliche Reize, selbst wenn eine bewusste kognitive Verarbeitung auszuschließen ist (*Whalen et al.* 1998; *Wahl et al.* 2001). Auch „willensschwaches“ Verhalten drückt einen Konflikt zwischen emotionalen (gegenwartsbasierten), habituellen (vergangenheitsorientierten) und antizipativen (zukunftsorientierten) Verhaltensdeterminanten aus (*Goschke* 2004: 190).

Verhalten als Ergebnis der Interaktion multipler Kontrollsysteme

Volitionspsychologisch wird eine Unterscheidung von *Willensakt* und *Willkürhandlung* nahe gelegt (Roth 2001: 434). Wir können etwas präzise wollen, planen und ausführen. Aber wir können auch selbst komplexe Handlungen ohne permanente Willensakte tun, z.B. ein Auto zu einem Ziel lenken, gleichzeitig mit einem ausländischen Kollegen in einer Fremdsprache wissenschaftliche Fragen diskutieren, ihn zwischendurch auf Sehenswürdigkeiten entlang der Straße hinweisen usw. Im übrigen bringt die in einer Lebensgeschichte entwickelte Habitualisierung von Handlungen den psychologischen Gewinn, dass die subjektive Bürde einer großen Zahl von Wahlmöglichkeiten beschränkt wird (Berger/Luckmann 1967: 53).

Eine Reihe von Autoren (z.B. Gazzaniga 1998b; Tetens 2004) hat aus den Libetschen und ähnlichen Experimenten den Schluss gezogen, dass bewusste „Absichten“ keine kausale Rolle spielten, sondern bestenfalls nachträgliche Begleiterscheinungen unbewusst initiiert Handlungen seien. Volitionspsychologisch ließe sich aber argumentieren, dass auch dann, wenn bewusste Intentionen keine *unmittelbaren Auslöser* von Willenshandlungen wären, sie dennoch eine kausale Rolle spielen könnten, etwa als *innere Randbedingungen*, die über längere Zeit hinweg (und oft unbewusst) die Reaktionsselektion modulieren, z.B. Reaktionsdispositionen in erhöhte Bereitschaft versetzen oder kognitive Systeme konfigurieren. Die Wirkung von Absichten besteht so gesehen darin, dass *Attraktorzustände* verändert werden, auf die sich sensorische und motorische Systeme in Reaktion auf einen Reiz einpendeln – eine Art Selbstprogrammierung (Goschke 2004: 192). Insgesamt hängen unsere Handlungen also nicht nur von unmittelbaren Reizsituationen oder fixen Gewohnheiten ab, sie gehen auch auf komplexe Weise auf mental repräsentierte Ziele, antizipierte Bedürfnisse und metakognitive Selbstkontrollstrategien zurück. Aber auch das alles sind kausal determinierte Mechanismen und keine Belege für Willensfreiheit (a.a.O.: 194).

Die bisherigen Befunde der Gehirnforschung und Psychologie zu unseren Fragen laufen auf eine Differenzierung hinaus:

1. Die empirische Beobachtung der Freiheitsintuition, der Empfindung freier Entscheidung,
2. das theoretische Konstrukt des freien Willens,
3. die Negation einer neuronalen Instanz für freien Willen im Gehirn.

Es ist nun ein Fehlschluss, (2) aus (1) abzuleiten. Aber dieser Fehler ist verbreitet, was nach Prinz aus einem Missverständnis über den Status der Introspektion rührt, also die Wahrnehmung *psychischer* Vorgänge, die eigentlich eine gleiche Struktur wie die Wahrnehmung *physischer* Vorgänge habe. Diese könne im Sinne eines (paradox formuliert) *realistischen Konstruktivismus* verstanden werden: *Realistisch*, da die Wahrnehmungsinhalte auf real existierende Sachverhalte in der Welt zurückgehen; *konstruktivistisch*, weil angenommen wird, dass die Wahrnehmungsinhalte das Ergebnis konstruktiver Prozesse sind, in denen Eingangsinformationen nach eigenen Kategorien und Darstellungsmitteln verarbeitet werden⁴.

4 Diese erkenntnistheoretische Position kommt jener der Evolutionären Erkenntnistheorie nahe. Nach ihr sind der biologische Erkenntnisapparat (Gehirn), die reale Objektwelt

Das gälte auch für die Wahrnehmung psychischer Vorgänge, obwohl viele meinen, hier ginge es ums unmittelbare Erfassen des wirklichen Sachverhalts, auch um den Schluss, dass man *frei ist*, weil man sich *frei fühlt*. Wir nähmen aber nie direkt psychische Vorgänge wahr, immer nur einzelne mentale Zustände, mit deren Hilfe wir bestenfalls die sie erzeugenden Prozesse *erschließen* (Prinz 2004: 200f.).

In psychologischer Sicht ergeben sich Handlungsentscheidungen als Produkt der Zusammenführung von Präferenzen, Handlungswissen und einer Situationsbewertung. Für eine besondere „persönliche Instanz“ für die Entscheidungen bleibt da kein Raum: „Entscheidungen kommen zustande, ohne dass da jemand wäre, der sie trifft“ (a.a.O.: 202). So ordnen Gehirnforscher zwar Ich-Zustände oder Ich-Empfindungen überlappenden Netzwerken aus corticalen und subcorticalen Zentren zu (Roth 2001: 326f.), ohne aber das Ich als „großen Steuermann“ anzuerkennen, als den es sich selbst empfindet (a.a.O.: 338), oder als „Chef“, der das Gehirn dirigiert, das vielmehr ein sich selbst organisierendes, hochkomplexes System sei (Singer 2005).

5 Konsequenzen für Recht und Erziehung

In einigen Bereichen hat die neurologische Todeserklärung für die Willensfreiheit wie eine Bombe eingeschlagen: Alte Denktraditionen von *Moral* und *Recht* und damit einhergehend der *moralischen Sozialisation* werden fundamental in Frage gestellt. Wie sind moralische Probleme ohne freien Willen zu lösen (Goodenough 1999)? Kann der für die Bestrafung konstitutive Begriff der Schuld, der auf dem Prinzip der Willensfreiheit basiert, aufrecht erhalten werden? Im deutschen Recht ist Schuld die Voraussetzung und Bemessungsgrundlage für eine Strafe. Voraussetzung der Schuld wiederum ist Schuldfähigkeit⁵ und damit „freie Selbstbestimmung“, also freier Wille. Dieser wird u. a. auch für die Geschäftsfähigkeit vorausgesetzt. Der freie Wille wird allerdings juristisch nicht positiv definiert, nur fehlende oder eingeschränkte Willensfreiheit wird vom BGH berücksichtigt (z.B. Geistesstörung)⁶.

Wie sind moralische Probleme ohne freien Willen zu lösen?

und die psychischen Erkenntnisstrukturen in Koevolution entstanden, so dass Erkenntnis sich auf den für das Lebewesen relevanten Teil der Umwelt beziehen kann. Gehirn und Erkenntnisstruktur sind dieser Theorie zufolge als Anpassungen an die reale Welt entwickelt worden – sozusagen die Biologisierung der Kantschen Anschauungsformen und Kategorien (vgl. Vollmer 1985). Aus Sicht der Gehirnforschung entgegnet Roth, dass das Gehirn sich eher in epigenetischen, selbstorganisierenden, erfahrungsunabhängigen Prozessen entwickelt hat. Aber er ist sich mit der Evolutionären Erkenntnistheorie darin einig, dass die Kognition primär ein biologisches Phänomen ist (Roth 1997: 346ff.).

- 5 „Ohne Schuld handelt, wer bei Begehung der Tat wegen einer krankhaften seelischen Störung, wegen einer tiefgreifenden Bewußtseinsstörung oder wegen Schwachsinns oder einer schweren anderen seelischen Abartigkeit unfähig ist, das Unrecht der Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln“ (StGB § 20).
- 6 Vgl. z.B.: „Ein Ausschluß der freien Willensbestimmung liegt vor, wenn jemand nicht imstande ist, seinen Willen frei und unbeeinflußt von der vorliegenden Geistesstörung zu bilden und nach zutreffend gewonnenen Einsichten zu handeln. Abzustellen ist dabei

Recht und Rechtsprechung gehen bei der Rückverfolgung von Ursachen einer Strafhandlung nur eine kurze Strecke weit – aus pragmatischen wie auch ideologischen Gründen erfolgt kein unendlicher Regress. Erleichtert wird diese *Praxis des Erklärungsverzichts*, wie sie von Gerichten praktiziert wird, durch den Rückgriff auf das Konstrukt des freien Willens. Der Angeklagte wird nach Ursachen und Gründen seiner Tat gefragt, er darf auch auf äußere Umstände hinweisen, die er nicht kontrollieren konnte, aber irgendwann wird der Richter die Kausalkette abschneiden und die Handlungen auf den Angeklagten zurechnen (Prinz 2004: 199). Das erinnert an die Beobachtung Luhmanns, nach der zur „Coupierung“ von Ansätzen für eine reflexive Kommunikation auf *Rituale* zurückgegriffen wird. Die Rigidität der Rituale tritt dann an die Stelle der Frage, warum dies so ist. So setzen sie für problematische Situationen artifizielle Mittel ein (Luhmann 1987: 13f.).

Mit wenigen Ausnahmen tendieren die aktuelle rechtswissenschaftliche Diskussion wie auch die höchsten Gerichte dazu, sich gegen die von den Befunden der Gehirnforschung neu aufgeworfenen Fragen zur Willensfreiheit durch idealistische Annahmen über Handlungsvoraussetzungen, durch Verweis auf eine drohende „Expertokratie“ und durch eine Auratisierung des Schuldprinzips zu immunisieren (vgl. die kontroverse Positionen von Spilgies 2005; Hillenkamp 2005; Braun 2004; Schiemann 2004). Sogar einige Rechtswissenschaftler, die an Ergebnissen der Hirnforschung interessiert sind, plädieren paradoxerweise für eine Beibehaltung des Schuldprinzips für die Strafe *auch* für den Fall, dass der Mensch determiniert sei. Er müsse dann eben im subjektiven „Bewusstsein der Freiheit“ (Burkhardt 2003: 250f.) entscheiden, „als ob er in einem indeterministischen Sinne frei wäre“ (Burkhardt 2004). Andererseits gibt es auch rechtswissenschaftliche Positionen, nach denen das Strafrecht ohne eine Basierung auf der Annahme freien Willens auskäme. Anhänger der *défense sociale* verzichten wegen des Problems der Willensfreiheit auf eine moralische Täterverurteilung, setzen auf Resozialisierung und Besserung der Täter und benutzen Sanktionen nur zur Sicherung der Gesellschaft (*Société internationale de défense sociale* 1999: 115).

Ist nun angesichts der neurowissenschaftlichen Negierung von Willensfreiheit weiterhin *moralische Erziehung* gerechtfertigt? Ja, insofern trotz der neurobiologischen Einsichten zur Verhaltensmotivation nämlich – als Emergenz in der Evolution des Gehirns – in mikro- und makrosozialen Attributionsdiskursen ein Selbst konstruiert wird, das sich frei entscheidend und handelnd *dünkt*. Der freie Wille ist nach Kusch eine *soziale Institution*, autonome Selbste sind *real als Artefakt* (Kusch 1999: 277ff.) und können derart reale Wirkungen erzeugen. Andere Autoren sprechen von Selbstbestimmung eines *konstruktivistisch gedachten Selbst*, das als Produkt aktiver kognitiver Prozesse, sozialer und kultureller Faktoren betrachtet wird, wobei dessen repräsentationale Strukturen ein-

darauf, ob eine freie Entscheidung nach Abwägung des Für und Wider bei sachlicher Prüfung der in Betracht kommenden Gesichtspunkte möglich ist oder ob umgekehrt von einer freien Willensbildung nicht mehr gesprochen werden kann, etwa weil infolge der Geistesstörung Einflüsse dritter Personen den Willen übermäßig beherrschen“ (Bundesgerichtshof – BGH, Urteil v. 5. Dezember 1995 – XI ZR 70/95 (KG)).

schließlich der Wünsche und Überzeugungen neuronal realisiert sind (Pauen 2005: 231). Auch vom Placeboeffekt des Freien Willens ist die Rede (Pollack 2000: 67). In evolutionärer Hinsicht ist vielleicht die entscheidende prozedurale Wirkung des Selbst-Systems, dass es gegenüber dem auf Tempo und Effizienz angelegten subpersonalen Produktionssystem retardierend wirkt. Der Aufschub von Handlungsentscheidungen bietet Zeit für elaborative Prozeduren. Im sozialen Raum gibt es zwei Prozesse in verschiedenen Richtungen: Zum einen bilden etwa Argumente oder Drohungen anderer im Gehirn neue Attraktoren aus, was letztlich Motive und Verhalten beeinflussen kann (Singer/Nida-Rümelin 2004). Zum anderen wirken die Vorstellung von Autorenschaft und Freiheitsintuition auf die Struktur der Kollektive, auf die Handlungsregulatoren Moral, Recht, Politik: Handlungen und Handlungsfolgen werden auf Personen zurechenbar, der Willens- und Freiheitsjargon schneidet den Erklärungsregress ab. „Verantwortlichkeit ist der Preis der Freiheit“ (Prinz 2004: 202ff.). Moralische Sozialisation und Erziehung können sich insofern gesellschaftlich weiter legitimiert sehen. Sie produzieren aber nur „Attraktoren“ für die Verhaltensmotivation, keinen affekt- oder emotionslosen, rein vernunft- und moralgeleiteten „freien Willen“.

Placeboeffekt des Freien Willens

6 Das Paradoxon der Willensfreiheit: Produkt von Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen

Nicht nur unsere Alltagsanschauung, auch die Sozial-, Erziehungs- und Rechtswissenschaften sowie große Teile der Psychologie neigen zur *dualistischen Konstruktion* von Menschenbildern mit Kontrastierungen von Körper und Geist, Leib und Seele, Gefühl und Vernunft usw. (vgl. Wahl 2000). Nach solchen Dualismen klaffen auch die deterministische Biologie des Gehirns einerseits und die geistige Empfindung sowie die soziale Zuschreibung freien Willens andererseits auseinander – das *Eigentlich-nicht-aber-praktisch-doch*-Paradoxon der Willensfreiheit. Mit Luhmanns Systemtheorie könnte das so interpretiert werden: In der Fremdbeobachtung psychischer Systeme durch Wissenschaft ist kein Platz für freien Willen. Seinen Platz hat er in der Selbstbeobachtung sozialer Systeme. Psychische und soziale Systeme sind in Co-Evolution entstanden, beide Systeme können nicht ohne das andere bestehen (Luhmann 1987: 92; ähnlich: Singer 2002: 39ff.; Singer 2003: 32f.; Prinz 2004: 206). So sehen wir uns im Alltag frei und einigermaßen rational handelnd, weil andere uns so sehen. Diese alltagspsychologische Konzeption von Willenshandlung, die uns und anderen die Urheberschaft von Handlungen zuschreibt, gilt weithin in den Sozialwissenschaften als *conditio sine qua non* der Sozialsphäre (Maasen/Prinz/Roth 2003: 12).

Mit dem Hinweis auf die Co-Evolution von individueller Psyche und Gesellschaft ist, freilich erst die *lange* Geschichte unseres Gehirns beschrieben, die der Evolution. Seine viel *kürzere* Geschichte beginnt mit der Zeugung eines Kindes: Sein Gehirn erhält seine individuelle Differenzierung durch genetische und Schwangerschaftseinflüsse, später durch Sozialisation und Eigenentwick-

lungsanteile. Vor allem die Entwicklungspsychologie interessiert sich für die Prozesse, in denen Vorstellungen vom Selbst, von Zurechenbarkeit von Handlungen und ihren Motiven, von Wille, Selbstbestimmung, Selbstwirksamkeit/agency, Selbstkontrolle und (intrinsischer) moralischer Motivation entstehen. Mit solchen Fragen schließen wir auch an die eingangs skizzierte Diskussion um die *Selbstbestimmung* von Kindern an.

Wie kommt es also zunächst zur Ersten-Person- oder Ich-Perspektive, in der wir uns als Subjekte mit freiem Willen empfinden und als solche handeln? Dazu könnte uns schon unsere *Sprache* verführen. *Luhmann* bemerkte, dass die Sprache dauernd von Subjekten handle. Viele Verben setzten ihrem Alltagsverständnis

Seit der frühen Kindheit sind wir von Kommentatoren unseres Verhaltens umgeben

nach auf einen bewusstseinsfähigen Träger der Operation, was aber theoretisch nicht gedeckt sei (*Luhmann* 1987: 595).

Nicht nur aus Sicht der Soziologie, auch aus jener von Gehirnforschung und Philosophie haben wir alles, was wir über uns und unser Handeln sagen können, im Laufe der Sozialisation von anderen und aus ihrer Beobachterperspektive gelernt. Seit der frühen Kindheit sind wir von Kommentatoren unseres Verhaltens

umgeben, beginnend mit den Eltern. Sie bringen uns nicht nur bei, was wir machen *sollen*, sondern sogar, was wir *wollen*: Jemand beobachtet und sagt uns: „Ach, du hast Hunger, du willst wohl etwas essen“. Aus diesen ständigen *Fremdkommentaren* heraus lernen wir, unser Verhalten auch ständig vorbereitend, begleitend oder nachträglich mit *Selbstkommentaren* zu begleiten – so entsteht langsam die Ich-Perspektive. Unser Verhalten wird assoziativ immer stärker mit diesen Selbstkommentierungen verknüpft. Das macht sich dann auch bei unserem Eindruck bemerkbar, frei zu handeln (*Singer* 2002: 73ff.; *Tetens* 2004: 182f.). Gegen eine puristische These vom „sozialen Implantat“ der Willensfreiheit kommt allerdings aus der Entwicklungspsychologie der komplementäre Hinweis, dass bereits Säuglinge spontane Aktivitäten zeigen, die ein frühes, der Sprachentwicklung vorausgehendes Erkennen der Selbstwirksamkeit vermuten lassen, die Prädispositionen für intentionales Handeln andeuten und die der Wirkung von Sozialisationseinflüssen entgegenkommen (*Tent* 2005: 224). Aber es bleibt die Feststellung von *Nichols* (2004), „we don’t have any detailed stories about the acquisition of the notion of free will in children“.

Immerhin gibt es einige Vermutungen und Felder mit verwandten Fragen in der Psychologie. Allerdings bewegt man sich hierbei in Themenbereichen, die durch eine Inflation von Konstrukten gekennzeichnet sind (vgl. *Asendorpf* 1999: 209). Die Rede ist von Selbst, Ich, Selbsttheorien, Selbstkonzepten, (intrinsischer) Motivation, Volition, Handlungssteuerung, Handlungsüberzeugungen, Handlungsattributionen, Kognitionen, Emotionen, Impulskontrolle usw. oder von *theories of mind*, *self-efficacy* und vielem mehr. Für uns ist hier interessant, ab wann Kinder den Eindruck oder das Gefühl haben, etwas mit freiem Willen tun zu können, und wodurch dieser Eindruck zustande kommt.

Zu vermuten ist, dass mit der Entwicklung von Vorstellungen des Kindes über sich und die Welt (*Selbstkonzept*, *Selbsttheorie*), die den kognitiven Fähigkeiten und dominanten Motiven entlang erfolgt, nach und nach die Empfindung, einen freien Willen zu haben, aufkommt. Dieser Prozess wird von entsprechenden Kommentaren der Älteren unterstützt. Das Selbst dürfte in der Säuglings-

phase vor allem in der Wahrnehmung einer unabhängigen Existenz bestehen (Entdeckung von Körpergrenzen, Gefühl angenehmer Kontakte mit Pflegepersonen, Freude an selbst ausgelösten Effekten usw.). Das Alter von acht bis neun Monaten ist ein wichtiger Meilenstein bei der kognitiven und emotionalen Entwicklung, das Verständnis von der Welt kann nun in einen Handlungsplan umgesetzt werden. In dieser Phase, aber spätestens im zweiten Lebensjahr kommen eine eigenständigere Wahrnehmung des Selbst, auch als Handelnder, dazu sowie erste Ansätze, Handlungsimpulse zu kontrollieren. Sprachlich werden Wörter wie *ich, mich, mir, mein* verwendet, dazu psychologische Begriffe wie *glauben, meinen, Angst haben*. Nach und nach werden diese Erfahrungen in das Empfinden eines dauerhaften Selbst integriert, das Einfluss auf die Umgebung hat und im Kontext anderer lebt, die auf die inneren Zustände des Kindes reagieren – oder auch nicht. Im zweiten Lebensjahr ist auch das *Selbermachen-wollen* bei Kindern zu beobachten, die sich dagegen wehren, wenn Ältere etwas für sie machen möchten. Zwischen vier und sechs Jahren werden auch Gedanken und Beweggründe anderer zur Kenntnis genommen (die sich womöglich von den eigenen unterscheiden) sowie moralische Imperative zu *gut* und *böse* wahrgenommen (vgl. zur Entwicklung der verschiedenen Aspekte des Selbst: Oerter 1995: 809ff.; Trudewind et al. 1997: 593; Newman/Newman 1999: 244ff.; Eliot 2001: 582ff.; Ziegenhain 2002).

Intentionale Handlungen, etwa das Greifen, entwickeln sich bereits im ersten Lebensjahr von einer zunächst noch ungerichteten Aktivierung zu einem zielgenaueren Vorgehen (Bruner 1968). Aus solchen Handlungserfahrungen kann die Selbstwirksamkeitserwartung erwachsen, das Vertrauen, selbst ein bestimmtes Verhalten ausführen zu können. Aus der intrinsischen Motivation, sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen und aus dem Wirksamkeitsgefühl resultiert, dass ein Verhalten wieder gezeigt und entsprechende Kompetenz erlangt wird (Trudewind et al. 1997: 589). Selbstwirksamkeit dürfte auch ein wichtiges Vermögen im Umkreis aufkommender Gefühle von Willensfreiheit sein.

Andererseits greifen *Emotionen* massiv in die Verhaltensmotivation ein (Wahl 2000; Roth 2001: 263), auch dort, wo sie möglicherweise in den Selbstaussagen der betreffenden Person rationalisierend geleugnet werden. Daher ist auch die weitere Erforschung der emotionalen Entwicklung von Kindern von großem Interesse, wenn es um die Herausbildung der Empfindung von freien Willensentscheidungen geht.

In diesem Kontext nehmen unterschiedliche Theorien zum Aufkommen von Vorstellungen von Akteurskausalität und Willensfreiheit („ich könnte auch anders“) bei Kindern an, dies geschehe – alternativ oder kombinatorisch –

- genetisch, durch angeborene Strukturen für eine *folk psychology*, die das Konzept des freien Willens impliziert,
- durch Lernen von Dritten,
- Selbstlernen,
- Lernen als Nebenwirkung von Kinderpflichten („ich sollte..., aber ich könnte auch anders“),
- durch andere Abstraktionen von Handlungen gemäß der Piagetschen Tradition (vgl. Nichols 2004; Hoppe-Graff 1999).

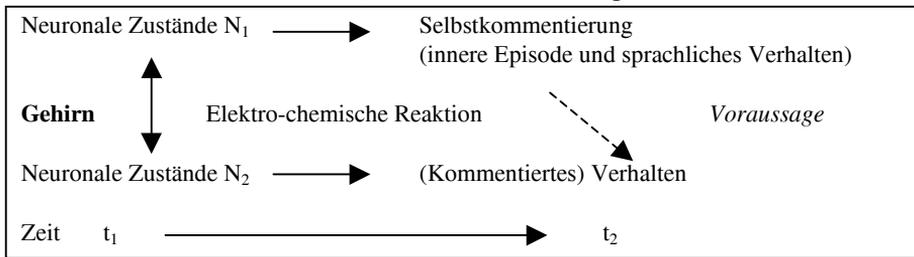
Aber es gibt dazu noch kaum empirische Forschung. Die komplexe Hypothese des Gehirnforschers Wolf *Singer* hierzu: Unsere Erfahrung, ein *autonomes* Agens zu sein, das frei entscheidet, entsteht als kulturelle Konstruktion aus dem Dialog zwischen Gehirnen. Diese Gehirne mussten dazu so weit evolviert sein, dass sie Metarepräsentationen ihrer hirnternen Prozesse leisten können und mentale Modelle von anderen Gehirnen erstellen können (*theory of mind*) – „ich weiß, dass du weißt, wie ich fühle“ usw. In der frühen Kindheit wird die Individuation des Ich aufgebaut, indem eine Bezugsperson dem Kind die Erfahrung vermittelt, als autonomes, frei agierendes Selbst zu handeln: „Tu nicht dies, sondern tu das, lass das, sonst“ usw. Dabei soll dem Kind klar gemacht werden, dass es frei entscheiden soll, was zu tun ist, und für seine Entscheidungen zur Verantwortung gezogen wird. Nun haben wir als zwei- bis dreijährige Kinder noch kein episodisches Gedächtnis. Wir wissen dann später das Gelernte, aber nicht, woher das Wissen kommt. Diese frühkindliche Amnesie scheint dafür

Die subjektive Erfahrung „freie Entscheidung“

verantwortlich, dass uns subjektive Aspekte unseres Selbst auf so eigentümliche Weise, als immer schon da gewesen, als das Materielle transzendierende Entitäten erscheinen, die dem reduktionistischen Erklärungsansatz der Neurobiologie trotzen, in dem objektive Freiheit keinen Raum hat, weil die je nächste Handlung, der je nächste Zustand des Gehirns immer durch Vorausgegangenes determiniert erscheint. Die subjektive Erfahrung „freie Entscheidung“ ist dann nur die nachträgliche Begründung einer Zustandsänderung, die ohnehin erfolgt wäre (*Singer* 2002: 73ff.).

Hier schließt sich der Kreis zu der neurobiologischen These, dass wir nicht tun, was wir wollen, sondern wir wollen (als nachträglicher Selbstkommentar), was wir tun. Dennoch verlassen wir uns täglich auf Willensbekundungen anderer. Sind also Selbstkommentare wie „Ich will essen“ für andere verlässliche Indikatoren dafür, dass die Person einen entsprechenden Willen hat und tatsächlich etwas essen wird? Nach Tetens können wir uns prognostisch relativ gut auf solche alltagspsychologischen Selbstkommentare verlassen, denn elektrochemische Prozesse im Gehirn verursachen sowohl das sichtbare Verhalten als auch die zugehörigen Selbstkommentare: Die neuronalen Zustände N_1 , die die Selbstkommentierung als innere Episode wie als sprachliches Verhalten erzeugen, können so mit neuronalen Zuständen N_2 , die das (kommentierte) Verhalten auslösen, elektrochemisch reagieren, dass Selbstkommentierung und Verhalten wiederum so zeitlich miteinander verknüpft sind, dass sich das Verhalten in vielen Fällen auf Grund der Selbstkommentierung erfolgreich voraussagen lässt. Zudem bieten dem eigenen Verhalten vorausgehende (natürlich neurologisch induzierte) Selbstkommentare die Chance, dass andere sich auf dieses Verhalten einstellen können (*Tetens* 2004: 183f.). Wir können dies annäherungsweise gemäß dem Modell in Schema 1 darstellen.

Schema 1: Neuronale Zustände, Selbstkommentierung und Verhalten



(frei nach Tetens 2004: 184).

Das erinnert an eine soziale Funktion des körperlichen Ausdrucks von Emotionen, die schon Darwin beschrieben hat: Interaktionspartner werden durch Emotionsexpressionen vorgewarnt, dass ein entsprechende Verhalten folgen könnte, z.B. warnen die vor Wut gefletschten Zähne eines Tieres vor einem Angriff, vor dem das andere Tier dann zur Kampfvermeidung fliehen kann (Darwin 1965).

Auf die Bedeutung der Selbstkommentare verweist auch die Theorie des Gehirnforschers *Gazzaniga*. Für ihn ist der Mensch – wie vor ihm etwa für *Pareto* oder *Freud* – das Lebewesen, das *sein eigenes Verhalten dauernd interpretiert, theoretisch erklärt oder rationalisiert*. *Gazzaniga* sieht dabei eine spezifische Gehirnstruktur am Werk: „(...) our species has a special brain component I will call the ‘interpreter’. Even though a behavior (...) can be expressed at any time during our waking hours, this special interpreter accomodates and instantly constructs a theory to explain why the behavior occurred. While the interpreter does not actually know why there was an impulse to consume frogs’ legs it might hypothesize, ‘Because I want to learn about French food’. This special capacity, which is a brain component found in the left dominant hemisphere of right-handed humans, reveals how important the carrying out of behaviors is for the formation of many theories about the self“ (*Gazzaniga* 1985: 5). Also auch hier: *Das Verhalten bestimmt das Bewusstsein* – eine Art kopernikanische Wende für das abendländische Denken. Zwar ist für *Gazzaniga* das Selbst nur die Erzählung des „interpreters“, aber die Idee einer persönlichen Verantwortlichkeit ist für ihn durchaus eine für das *soziale Zusammenleben* konstitutive Vorstellung (*Gazzaniga* 1998b). Und Eltern und Pädagogen bauen gegenüber den Kindern darauf: „Du hättest es *anders* machen können, wenn du *gewollt* hättest!“

Das Paradoxon der neurologisch inexistenten, aber gefühlten Willensfreiheit aufzuklären, indem die Prozesse der Selbsterfahrung und Willenssozialisation in der Kindheit sowie ihre gesellschaftlichen Bedingungen – etwa Erziehungsziele und -methoden von westlichen individual- gegenüber östlichen sozialorientierten Kulturen (*Trommsdorff* 1993) – weiter erhellt werden, bleibt eine interdisziplinäre Aufgabe für Neurowissenschaften, Entwicklungspsychologie und sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung.

Paradoxon der neurologisch inexistenten, aber gefühlten Willensfreiheit

7 Literatur

- Adorno, Theodor W.*, 1966: Negative Dialektik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Asendorpf, Jens B.*, 1999: Psychologie der Persönlichkeit. 2. überarb. u. aktual. Aufl. Berlin: Springer.
- Bennett, Max R./Peter M. S. Hacker*, 2003: Philosophical Foundations of Neuroscience. Blackwell.
- Berger, Peter L./Thomas Luckmann*, 1967: The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge. Garden City: Anchor.
- Bieri, Peter*, 2001: Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens. München: Hanser.
- Bieri, Peter*, 2005: Unser Wille ist frei. DER SPIEGEL 11.1.2005 = <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,336325,00.html> (12.1.2005)
- Braun, Johannes*, 2004: Meine Freiheit ist deine Freiheit. JuristenZeitung 59: 610-613.
- Bruner, Jerome S.*, 1968: Processes of cognitive growth: Infancy. Worcester, MA: Clark University Press.
- Bühl, Walter Ludwig*, 1982: Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens. Tübingen: Mohr.
- Bundesgerichtshof – BGH*: Urteil vom 5. Dezember 1995 – XI ZR 70/95 (KG).
- Burkhardt, Björn*, 2004: Düsseldorf Thesen. In: *Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen, Neuro* 2004: Hirnforschung für die Zukunft. Veranstaltung in Düsseldorf am 17.1.2004 = <http://www.wz.nrw.de/Neuro2004/referenten/zilles.htm> (29.4.2005).
- Burkhardt, Björn*, 2003: First-Person Understanding of Action in Criminal Law. S. 238-262 in: *Maasen, Sabine, Wolfgang Prinz und Gerhard Roth* (Hg.), Voluntary Action – brains, minds, and sociality. Oxford: Oxford University Press.
- Darwin, Charles*, 1965: The Expression of the Emotions in Man and Animals (1872). Chicago: University of Chicago Press.
- Dörner, Dietrich/Stefan Strohschneider*, 2005: Warum es keine wahren Kartoffeln gibt und auch keinen freien Willen – oder: wie man aus einem Nichts ein Etwas macht, um es dann sofort wieder in ein Nichts zu verwandeln. Psychologische Rundschau 56: 236-239.
- Eccles, John C.*, 1994: Wie das Selbst sein Gehirn steuert. München: Piper.
- Eliot, Lise* 2001: Was geht da drinnen vor? Die Gehirnentwicklung in den ersten fünf Lebensjahren. Berlin: Berlin Verlag.
- Fried, Itzhak et al.*, 1991: Functional organization of human supplementary motor cortex studied by electrical stimulation. Journal of Neuroscience 11: 3656-3666.
- Gazzaniga, Michael S.*, 1985: The Social Brain. Discovering the Networks of the Mind. New York: Erlbaum.
- Gazzaniga, Michael S.*, 1998a: The Mind's Past. Berkeley: University of California Press.
- Gazzaniga, Michael* in conversation with *Shaun Gallagher*, 1998b: The Neuronal Platonist. Journal of Consciousness Studies 5: 5-6 und 706-17.
- Goodenough, Oliver*, 1999: Schloss Reinsburg – Conference on Law and Behavior. O.O. = www.gruterinstitute.org/news/fall99/cof_on_law&behav.htm (4.5.2004).
- Goschke, Thomas*, 2004: Vom freien Willen zur Selbstdetermination. Kognitive und volitionale Mechanismen der intentionalen Handlungssteuerung. Psychologische Rundschau 55: 186-197.
- Haggard, Patrick/Martin Eimer*, 1999: On the relation between brain potentials and the awareness of voluntary movements. Experimental Brain Research 126: 128-33.
- Haggard, Patrick/Benjamin Libet*, 2001: Conscious Intention and Brain Activity. Journal of Consciousness Studies 8, 11: 47-63.
- Halisch, Frank/Julius Kuhl* (eds.), 1987: Motivation, Intention, and Volition. Berlin: Springer.
- Hergovich, Andreas*, 2005: Freiheit ist nur im Vollzug gegeben. Zur Kritik der naturalistisch-materialistischen Positionen zur Willensfreiheit. Psychologische Rundschau 56: 232-236.
- Hillenkamp, Thomas*, 2004: Strafrecht ohne Willensfreiheit? Eine Antwort auf die Hirnforschung. JuristenZeitung 60: 313-320.

- Honderich, Ted*, 2002: Determinism as True, both Compatibilism and Incompatibilism as False, and the Real Problem. S. 461-476 in: *Robert Kane* (Hg.), *The Oxford Handbook of Free Will*. New York: Oxford University Press.
- Hurrelmann, Klaus*, 2002: Einführung in die Sozialisationstheorie. Weinheim: Beltz.
- Honig, Michael-Sebastian*, 1999. Entwurf einer Theorie der Kindheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hoppe-Graff, S.*, 1999: Die Rückeroberung des menschlichen Geistes – aber wie? Ethik und Sozialwissenschaften 10: 296-298.
- Kaernbach, Christian*, 2005: Wider die Abschaffung des freien Willens mangels Erklärung. Kommentar zum Themenheft: Wie frei ist unser Wille. *Psychologische Rundschau* 56: 227-229.
- Kagan, Jerome*, 1987: Die Natur des Kindes. München: Piper.
- Kane, Robert*, (Hg.), 2002a: *The Oxford Handbook of Free Will*. New York: Oxford University Press.
- Kane, Robert*, 2002b: Introduction: The Contents of Contemporary Free Will Debates. S. 3-41 in: *Robert Kane* (Hg.), *The Oxford Handbook of Free Will*. New York: Oxford University Press.
- Kant, Immanuel*, 1982: Werkausgabe (Ed. Weischedel) Band III und IV. (Kritik der reinen Vernunft 1781). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kirschfeld, Kuno*, 2000: Wo endet Hirnforschung, wo beginnt Philosophie? Bemerkungen über unser Denkgorgan. Vortrag am Hanse Wissenschaftskolleg. Delmenhorst 8.5.2000.
- Kuhl, Julius*, 1987: Action Control: The Maintenance of Motivational States. S. 279-291 in: *Frank Halisch und Julius Kuhl* (Hg.): *Motivation, Intention, and Volition*. Berlin: Springer.
- Kusch, Martin*, 1999: *Psychological Knowledge. A social history and philosophy*. London: Routledge.
- Leu, Hans-Rudolf/Krappmann, Lothar*, 1999: Subjektorientierte Sozialisationsforschung im Wandel", S. 11-18 in: *Lothar Krappmann und Hans-Rudolf Leu* (Hg.), *Zwischen Autonomie und Verbundenheit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Libet, Benjamin*, 1985: Unconscious Cerebral Initiative and the Role of Conscious Will in Voluntary Action. *Behavioral and Brain Sciences* 8: 529-566.
- Libet, Benjamin*, 2002: Do We Have Free Will? S. 551-564 in: *Robert Kane* (Hg.), *The Oxford Handbook of Free Will*. New York: Oxford University Press.
- Luhmann, Niklas*, 1987: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maasen, Sabine/Wolfgang Prinz/Gerhard Roth*, 2003: Voluntary Action: Brain, Minds, and Sociality. S. 3-14 in: *Maasen, Sabine, Wolfgang Prinz und Gerhard Roth* (Hg.), *Voluntary Action – brains, minds, and sociality*. Oxford: Oxford University Press.
- Markowitsch, Hans J.*, 2004: Warum wir keinen freien Willen haben. Der sogenannte freie Wille aus Sicht der Hirnforschung. *Psychologische Rundschau* 55: 163-168.
- Max-Planck-Gesellschaft*, 2005: Arbeitet das Gehirn anders als wir denken? Presseinformation B8 / C3 / 2005 (14), 2. Februar 2005 = <http://www.mpg.de/bilder/BerichteDokumente/dokumentation/pressemitteilungen/2005/pressemitteilung20050202/genPDF.pdf> (4.1.2006).
- Mayer, Helmut*, 2003: Ach, das Gehirn. Über einige neue Beiträge zu neurowissenschaftlichen Merkwürdigkeiten. *Neue Rundschau* 114: 172-180.
- Newman, Barbara M./Philip R. Newman*, 1999: *Development Through Life. A Psychosocial Approach*. 7th ed. Belmont: Brooks/Cole – Wadsworth.
- Nichols, Shaun*, 2004: The Folk Psychology of Free Will: Fits and Starts. *Mind & Language* 19:473-502.
- Nida-Rümelin, Julian*, 2005: *Über menschliche Freiheit*. Stuttgart: Reclam.
- O'Connor, Timothy* 1995: Agents, causes, and events. Oxford University Press.
- Oerter, Rolf*, 1995: *Kindheit*. S. 249-309 in: *Oerter, Rolf/Leo Montada* (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie*. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz, Psychologie VerlagsUnion.
- Pauen, Michael*, 1999: *Das Rätsel des Bewusstseins. Eine Erklärungsstrategie*. Paderborn: Mentis.

- Pauen, Michael*, 2005: Freiheit: Eine ganz normale Fähigkeit. *Psychologische Rundschau* 56: 229-232.
- Pollak, Robert*, 2000: *The Faith of Biology & the Biology of Faith. Order, Meaning, and Free Will in Modern Medical Science*. New York: Columbia Press.
- Prinz, Wolfgang*, 2004: Kritik des freien Willens. Bemerkungen über eine soziale Institution. *Psychologische Rundschau* 55: 198-206.
- Qvortrup, Jens*, 1993: Die soziale Definition von Kindheit. S. 109-124 in: *Markefka, Manfred/Bernhard Nauck* (Hg.): *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied: Luchterhand.
- Renninger, Suzann-Viola*, 1999: Genetik und Umwelt. Alte Kontroversen, neuer Kompromiß? *DISKURS* 9, 2: 58-65.
- Renninger, Suzann-Viola/Wahl, Klaus*, 2000: Gene und Sozialisation: Eine neue Runde in einem alten Streit. *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau* 23, 1: 5-16.
- Roth, Gerhard*, 1997: *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard*, 2001: Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard*, 2002: *Hirnforschung als Brücke zwischen Natur- und Geisteswissenschaften*. Vortrag am Hanse Wissenschaftskolleg, Delmenhorst 16.11.2002.
- Roth, Gerhard*, 2004: Das Hirn trickst das Ich aus. *DER SPIEGEL* 20.12.2004 = <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,333525,00.html> (23.12.2004).
- Schiemann, Anja*, 2004: Kann es einen freien Willen geben? – Risiken und Nebenwirkungen der Hirnforschung für das deutsche Strafrecht. *Neue Juristische Wochenschrift* 29: 2056-2059.
- Singer, Wolf*, 2002: *Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Singer, Wolf*, 2003: *Ein neues Menschenbild? – Gespräche über Hirnforschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Singer, Wolf*, 2005: Codierte Freiheit. Interview in *3Sat*, 17.12.2005, 10:15 – 11:15 Uhr.
- Singer, Wolf* und *Julian Nida-Rümelin*, 2004: „Gehirnforscher sind doch keine Unmenschen!“ – „Aber vielleicht leiden sie an Schizophrenie?“ Streitgespräch in *Frankfurter Rundschau* 2.4.2004 = http://213.187.75.204/ressorts/magazin/das_gespraech/ (25.4.2005).
- Smilansky, Saul*, 2000: *Free Will and Illusion*. Oxford: Clarendon.
- Société internationale de défense sociale (SIDS)*, 1999: Statuts de la SIDS. In: *Cahiers de la SIDS* 1999, S. 115-139 = www.defensesociale.org/frances/estatutos_f.pdf (25.4.2005).
- Spilgies, Gunnar*, 2005: Die Kritik der Hirnforschung an der Willensfreiheit als Chance für eine Neudiskussion im Strafrecht. *Höchstrichterliche Rechtsprechung Strafrecht – HRRS* 2: 43-52.
- Tent, Lothar*, 2005: Hat er oder hat er nicht? Die Willensfreiheit des Menschen, kulturalistisch. *Psychologische Rundschau* 56: 222-227.
- Tetens, Holm*, 2004: Willensfreiheit als erlernte Selbstkommentierung. Sieben philosophische Thesen. *Psychologische Rundschau* 55: 178-185.
- Thomas, William I. und Dorothy S. Thomas*, 1928: *The Child in America. Behavior Problems and Programs*. New York: Knopf.
- Trommsdorff, Gisela*, 1993: Kindheit im Kulturvergleich. S. 45-65 in: *Markefka, Manfred/Bernhard Nauck* (Hg.): *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied: Luchterhand.
- Trudewind, Clemens/Lothar Unzner/Klaus Schneider*, 1997: Die Entwicklung der Leistungsmotivation. S. 587-622 in: *Keller, Heidi* (Hrsg.): *Handbuch der Kleinkindforschung*. Bern: Huber.
- Vaihinger, Hans*, 1920: *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund des idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche*. Leipzig: Meiner.
- Van Inwagen, Peter*, 1983: *An Essay on Free Will*. Oxford: Clarendon Press.
- Vollmer, Gerhard*, 1985: Was können wir wissen? Band 1: Die Natur der Erkenntnis. Beiträge zur Evolutionären Erkenntnistheorie. Stuttgart: Hirzel.

- Wahl, Klaus*, 2000: Kritik der soziologischen Vernunft. Sondierungen zu einer Tiefensoziologie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Wahl, Klaus/Christiane Tramitz/Jörg Blumtritt*, 2001: Fremdenfeindlichkeit: Auf den Spuren extremer Emotionen. Opladen: Leske + Budrich.
- Wahl, Klaus/Michael-Sebastian Honig/Lerke Gravenhorst*, 1982: Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Whalen, Paul. J. et al.*, 1998: Masked presentations of emotional facial expressions modulate amygdala activity without explicit knowledge. *The Journal of Neuroscience* 18: 411-418.
- Walter, Henrik*, 2002: Neurophilosophy of Free Will. S. 565-576 in: *Robert Kane* (Hg.), *The Oxford Handbook of Free Will*. New York: Oxford University Press.
- Walter, Henrik*, 2004: Willensfreiheit, Verantwortung und Neurowissenschaft. *Psychologische Rundschau* 55: 169-177.
- Weinert, Franz E.*, 1987: Bildhafte Vorstellungen des Willens. S. 10-26 in: *Heinz Heckhausen/Peter M. Gollwitzer/Franz E. Weinert* (Hg.), *Jenseits des Rubikon. Der Wille in den Humanwissenschaften*. Berlin: Springer.
- Wilton, Richard*, 2000: *Consciousness, Free Will, and the Explanation of Human Behavior*. Lewiston: Edwin-Mellen.
- Ziegenhain, Ute*, 2002: Der „Wille des Kindes“. S. 105-133 in: *Ludwig Salgo et al.* (Hg.): *Verfahrenspflegschaft für Kinder und Jugendliche. Ein Handbuch für die Praxis*. Köln: Bundesanzeiger Verlagsgesellschaft.
- Zilles, Karl*, 2004: Der freie Mensch – Nur eine Illusion? Moderne Hirnforschung und ihre praktischen Konsequenzen. Abstract in Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen. *Neuro 2004: Hirnforschung für die Zukunft*. Veranstaltung in Düsseldorf am 17.1.2004 = <http://www.wz.nrw.de/Neuro2004/referenten/zilles.htm> (29.4.2005).
- Zinnecker, Jürgen*, 2000: Selbstsozialisation – Essay über ein aktuelles Konzept. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 20, 3: 272-290.
- Zumdieck, Alexander et al.*, 2004.: Long Chaotic Transients in Complex Networks. *Physical Review Letters* 93: 24.

In memoriam Urie Bronfenbrenner: 1917 - 2005

Arbeit und Liebe als Elementarfaktoren sozialökologischer
Vernetzung

Sibylle Hübner-Funk

Am 25. September 2005 ist der amerikanische Entwicklungspsychologe Urie *Bronfenbrenner*, der seit 1948 an der Cornell Universität in Ithaca, NY, gelehrt hat, im gesegneten Alter von 88 Jahren gestorben. Er hat außer seiner Frau sechs Kinder, 13 Enkel und eine Ur-Enkelin hinterlassen und einen Fachbereich, der bereits 1993 das einschlägige Zentrum für Familien- und Lebenslaufforschung in die Dachorganisation des „*Bronfenbrenner Life Course Center*“ (BLCC) integriert hat.



Urie Bronfenbrenner

Am 5. Oktober 2005, wenige Tage nach Bronfenbrenners Tod, hat der an der Ohio State University lehrende Soziologe und Demograph Daniel *Lichter* (Jg. 1953) die Leitung dieses inter-disziplinären Zentrums übernommen, dessen breites grundlagen- und anwendungsorientiertes Profil nicht nur Fragen der Kindheits-, Jugend- und Familienforschung, sondern auch Gerontologie, Migrations- und Armutforschung sowie sozialpolitische Themen im Blick auf kommunale, regionale und nationale Bedingungen einschließt. Dass dieses Zentrum, das unter seinem neuen Direktor für „big science“ Aufträge gerüstet ist, *Bronfenbrenners* „Lebenstraum“ noch zu seinen Lebzeiten erfüllt hat, der ökologischen Wohlfahrt von Kindern und Familien im theoretischen, empirischen und praktischen Sinne zu dienen, ist

als besondere Lebensleistung des Verstorbenen zu werten.

In den 1970er Jahren – zur Zeit der sozial-liberalen Bildungsreform – war Urie *Bronfenbrenner* in der Bundesrepublik ein hoch geschätzter Gesprächspartner und Berater für die Kollegen und Kolleginnen der involvierten Fachdisziplinen. Er brachte aufgrund seiner persönlichen und professionellen Biographie das besondere Potential mit, das der bildungspolitische Aufbruch hierzulande dringend benötigte: neben seinem entwicklungspsychologischen Know-How ausgeprägte inter-kulturelle und inter-disziplinäre Kompetenzen sowie die Bereitschaft, etablierte Grenzen zu überschreiten, um für Kinder und Jugendli-



Sibylle Hübner-Funk,
Deutsches
Jugendinstitut,
München

che und deren Familien maßgebliche Verbesserungen ihrer Entwicklungsbedingungen zu bewirken.

Der Gründer und Direktor des Berliner Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, der Jurist Hellmut *Becker*, hat Urie *Bronfenbrenner* – der in jenen Jahren dem wissenschaftlichen Beirat des Instituts angehörte – in seiner Laudatio anlässlich der 1981er Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die philosophische Fakultät der Universität Münster als „*Gratwanderer*“ und „*Grenzgänger*“ bezeichnet, als „*Pendler* nicht nur zwischen verschiedenen Kulturen, der russischen und der amerikanischen und (...) auch der deutschen Kultur, sondern auch zwischen Bereichen, in denen die verschiedenen Einflüsse von Kultur im menschlichen Leben aufgespürt werden können, die aber traditionsgemäß lange Zeit und leider noch immer von verschiedenen Disziplinen verwaltet und bearbeitet werden“ (*Becker* 1981, S.193). Diese Qualifikation habe aus dem Wissenschaftler *Bronfenbrenner* quasi einen „*Künstler*“ gemacht, auf jeden Fall aber eine „*unbestrittene moralische Autorität*“ in Sachen Bildungsforschung (a.a.O., S.196).

Mit dem Begriff der „*human ecology*“, der *Bronfenbrenners* Lebenswerk kennzeichnet und durchzieht, sind von ihm nicht nur theoretische und methodische Weichen gestellt, sondern ist auch sein ethisches und politisches Programm prägnant benannt worden. Dies belegt nicht zuletzt sein Münsteraner Vortrag, der von „*sozialer Umweltzerstörung*“ handelt und in dem er darauf hinweist, dass aufgrund der Folgen der modernen industriellen und ökonomischen Entwicklungen „das soziale Gefüge, das die Möglichkeit gemeinsamen Lebens und Arbeitens schützt, stützt und pflegt“, gefährlich unterminiert und transformiert werde (*Bronfenbrenner* 1981). In diesem Zusammenhang benutzt er visionär den Begriff der „*Kinderpolitik*“, einen Begriff, der aufgrund der 1990 von der UN verabschiedeten „Konvention über die Rechte des Kindes“ inzwischen weltweit Eingang in sozialpolitische Diskurse gefunden hat. *Bronfenbrenners* Begriff von „*Familienpolitik*“ war nicht minder visionär, um nicht zu sagen: revolutionär. Denn er betonte „die Stärkung der Beziehungen und Bindungen zwischen den einzelnen Lebensbereichen: dem häuslichen Familienleben, der Betreuung der Kinder, den Schulen, der Nachbarschaft und der Welt der Arbeit“ (a.a.O., S.185) – Forderungen, um deren Vermittlung und Durchsetzung sich die Experten und Expertinnen nicht nur der deutschen Familien-, Jugend- und Bildungspolitik heute noch ernsthaft bemühen.

Aufgrund seines grenzüberschreitenden Wissenschafts- und Politikverständnisses hat Urie *Bronfenbrenner* in der Bundesrepublik viele AnhängerInnen und Freunde in den einschlägigen Hochschulfakultäten und außeruniversitären Instituten gewonnen. Auch ist er zum „*Mentor*“ der ersten Generation von SozialisationsforscherInnen geworden, die sich daran gemacht hat, die erforderlichen empirischen Grundlagen zu erheben, ohne die die adäquate Umsetzung der sozial-liberalen Bildungs- und Jugendhilfereform nicht möglich war. Als Förderer des *Bronfenbrenner*'schen Ansatzes haben sich u.a. im Bereich der Familienforschung Kurt *Lüscher*, Konstanz, sowie im Feld der Entwicklungspsychologie Rolf *Oerter*, München, und Heinz *Walter*, Konstanz, sowie Rainer K. *Silbereisen*, damals Berlin, heute Jena, hervorgetan. Innerhalb des 1974 errichteten erziehungswissenschaftlichen DFG-Schwerpunktprogramms

„Sozialisationsprozesse Jugendlicher“ habe ich selbst unter dem Titel „*Sozialisation und Umwelt*“ eine regional vergleichende Hauptschülerstudie am Deutschen Jugendinstitut, München, realisiert, die sich auf die *Bronfenbrenner*'sche Programmatik der „ökologischen Sozialisationsforschung“ stützte und schichtspezifische durch sozial-räumliche Faktoren zu ergänzen bestrebt war (vgl. *Hübner-Funk/Müller* 1981).

Dass ich mich nach Abschluss dieser Studie auch mit Urie Bronfenbrenner persönlich in Verbindung gesetzt und ihn in seinem Institut an der Cornell University (im Sommer 1986) besucht habe, ist mir noch lebhaft in Erinnerung. Denn mein Besuch hat nicht nur zu einer mehrjährigen bi-lateralen Kooperation mit seinem Kollegen Stephen F. *Hamilton* in Fragen der deutschen und amerikanischen „*school-to-work transitions*“ geführt, sondern auch Anstöße für mein beginnendes zeitgeschichtliches Engagement für die Probleme der „Re-Education“ der Hitlerjugend-Generation mit sich gebracht (vgl. *Hübner-Funk* 2005). Da Urie *Bronfenbrenner* in den 1950er Jahren zum wissenschaftlichen Beirat des UNESCO-Instituts für Jugend in Gauting bei München (1953-1963) gehört hatte, war er nämlich mit den dortigen empirischen Studien – u.a. der ersten multinationalen Untersuchung über Nachkriegs-Antisemitismus – vertraut. Obwohl diese Zeit lange zurück lag, konnte er sich noch gut an sie erinnern und ließ mich an seinem reichen Erfahrungsschatz teilhaben.

Als Entwicklungspsychologe hat Urie *Bronfenbrenner* sich allerdings nicht selbst mit Aspekten der Vorurteils- bzw. Rassismusforschung befasst. Seine jüdische Herkunft und seine Emigration aus der UdSSR in die USA im Alter von sechs Jahren (1923) war noch vor der Machtübernahme *Hitlers* in Deutschland erfolgt, und daher war *Bronfenbrenners* Familiengeschichte nicht mit dem grauenhaften Schicksal der osteuropäischen Juden im Zweiten Weltkrieg unmittelbar verquickt. Als promovierter Psychologe diente er während des Krieges (1942-1945) im US Air Corps, dem Office of Strategic Studies (OSS) und dem Medical Corps der US Army. Wie er 1986 in einem biographischen Interview mit Rainer K. *Silbereisen* – anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die TU Berlin – berichtet hat, wurde er u.a. aufgrund seiner guten Russischkenntnisse für geheimdienstliche Aufgaben der US-Army eingesetzt (reprint: *Silbereisen* 2006, S.63-71) und sodann speziell als Psychologe – im Team mit Edward *Tolman*, Theodore *Newcomb*, Kurt *Lewin* und David *Levy* – für die Auswahl und Qualifikation von Geheimdienstagenten.

Die fachliche und zwischenmenschliche Beziehung zu dem 1933 emigrierten Berliner Psychologen Kurt *Lewin*, der als Begründer der psychologischen „Feldtheorie“ gilt und der kurzzeitig (bis 1935) auch an der Cornell University lehrte, scheint Urie *Bronfenbrenner* zwar in seiner eigenen „sozialökologischen“ Orientierung beeinflusst zu haben, doch in geringerem Umfang als meist angenommen. In seinem 1986er Interview jedenfalls kritisiert er ausdrücklich die „Inhaltsleere“ der *Lewin*'schen „psychologischen Felder“ und betont, diese Felder habe er durch die zentralen *Freud*'schen Hypothesen zu füllen versucht. Diese Ergänzung sei der *Beginn seiner* „*Ecology of Human Development*“ gewesen, auch wenn er dies selbst zunächst nicht begriffen habe (a.a.O., S.64). *Freud* habe nämlich „Arbeit und Liebe“ als die beiden einander ergänzenden „Urkräfte“ des sozialen Zusammenlebens herausgestellt. Mittlerweile aber hät-

ten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse so entwickelt, dass sich Arbeitswelt und Familie, berufliche Karriere und ein erfülltes Familienleben – vor allem bei Frauen – weitgehend ausschließen. Dieses „Zerfallen sozialer Vernetzungen“ könnte „die Gesellschaft an den Rand der Zerstörung“ bringen (a.a.O., S.67) und müsse daher mit allen Mitteln der „human ecology“ konterkariert und bekämpft werden.

Literatur

- Becker, Hellmut*: Urie Bronfenbrenner und die Bildungsforschung, in: Neue Sammlung (1981) H.3, S.192-196.
- Bronfenbrenner, Urie*: Soziale Umweltzerstörung, in: Neue Sammlung (1981) H.3, S.176-185.
- Hübner-Funk, Sibylle/Müller, Hans-Ulrich*: Hauptschüler vor dem Eintritt in die Arbeitswelt. Eine vergleichende sozialökologische Studie aus bayerischen Stadtgebieten, in: *Walter, Heinz* (Hrsg.): Region und Sozialisation. Beiträge zur sozialökologischen Präzisierung menschlicher Entwicklungsvoraussetzungen (Bd. 2). Stuttgart 1981, S.137-187.
- Hübner-Funk, Sibylle*: Hitlers Garanten der Zukunft. Biographische Brüche – Historische Lektionen. Potsdam (2. Aufl.) 2005.
- Silbereisen, Rainer K.*: Entwicklung und ökologischer Kontext: Wissenschaftsgeschichte im Spiegel persönlicher Erfahrungen. Ein Interview mit Urie Bronfenbrenner, in: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 1/2006, S.63-71 (reprint von 1986).

Fotonachweis:

S. 141: Urie Bronfenbrenner. University Photography. Copyright © Cornell University. All rights reserved.

Interethnische Beziehungen von Migranten in Ostdeutschland

Peter Rieker

Es fehlt bislang an Studien zu Migration in den neuen Bundesländern, was mit der vergleichsweise geringen Zahl hier lebender Migranten begründet wird (Glaser 2005). Auch die sozialen Beziehungen von Migranten in Ostdeutschland wurden bisher kaum untersucht, obwohl sie der Migrationsforschung interessante Impulse geben könnten. In diesem Beitrag werden einige Ergebnisse neuerer Arbeiten skizziert und in Hinblick auf interethnisches Zusammenleben analysiert.

Migration und Integration in Ostdeutschland

Eine der größeren in Ostdeutschland lebenden Migrantengruppen sind die ehemaligen Vertragsarbeiter aus Vietnam. Für diese Vietnamesinnen und Vietnamesen bekamen Selbsthilfeorganisationen nach der Wende große Bedeutung. Im Unterschied zu den Vereinen anderer ethnischer Minderheiten – vor allem in Westdeutschland – wurden fast alle diese Organisationen von Vietnamesen gemeinsam mit Deutschen gegründet (Weiss 2005a: 82f.). Diese Vereine definieren sich nur teilweise über ethnische Zugehörigkeit und der Kulturaustausch hat für sie großen Stellenwert. Die Vietnamesen, die sich nach der Wende in Ostdeutschland in dieser Weise organisieren, unterhalten übrigens keine Kontakte zu den vietnamesischen Kontingentflüchtlingen, die schon seit den späten 1970er Jahren in Westdeutschland und Berlin ansässig sind. Dies lässt sich damit erklären, dass die seit dem Vietnamkrieg zumeist als so genannte „Boat-People“ nach Westdeutschland gelangten Flüchtlinge aus dem Süden Vietnams stammen, während es sich bei den DDR-Vertragsarbeitern in der Regel um Nordvietnamesen handelte. Einer neueren Untersuchung zufolge kombiniert sich diese Nord-Süd-Differenz im Selbstverständnis der Vietnamesen mit der deutschen West-Ost-Differenzierung: Im Unterschied zu den in Westdeutschland inzwischen etablierten und häufig eingebürgerten Vietnamesen haben die ehemaligen Vertragsarbeiter eine ausgeprägte Ost(deutsche)-Identität entwickelt (Weiss 2005b).

Besonderheiten zeigen sich auch in einer Studie zu Religionsgemeinschaften in Halle. Im Unterschied zu religiösen Gemeinschaften von Migranten in Metropolen, die sich in der Regel ethnisch homogen organisieren, finden sich

Angehörige verschiedener Nationalitäten und Volksgruppen hier in freikirchlichen Gemeinden zusammen, wobei sie betonen, dass ihre Zugehörigkeit zu National- und Volksgruppen für diesen Zusammenschluss ohne Bedeutung ist. Stattdessen heben sie die Gemeinsamkeit ihres Glaubens hervor und grenzen sich von den Ungläubigen ab. Diese religiösen Gemeinschaften bieten den Migranten aber nicht nur Möglichkeiten der Selbstorganisation, sondern auch Wege der Integration in das soziale Leben der Aufnahmegesellschaft: Sie werden regelmäßig motiviert, Deutsch zu lernen, sie können Interessen besser artikulieren und erhalten Zugang zu politischen Netzwerken (*Glick-Schiller* et al. 2005: 31). Darüber hinaus sind diese religiösen Gemeinden mit ähnlichen Gemeinden in anderen Ländern im Rahmen transnationaler Netzwerke verbunden. Erkennbar werden im Rahmen dieser religiösen Gemeinschaften also erhebliche Integrationsbereitschaft nach innen und ausgeprägte Ansätze zur Vernetzung nach außen.

Auch junge Flüchtlinge, die ohne Eltern nach Deutschland geflohen und in ostdeutschen Jugendhilfeeinrichtungen untergebracht sind, orientieren sich zum Großteil interethnisch (vgl. *Weiss/Enderlein/Rieker* 2001). In ihrem Alltag knüpfen die Jugendlichen zwar einerseits an Elementen ihrer heimatlichen Kultur an, d.h. sie unterhalten privilegierte Kontakte zu Landsleuten, bereiten Speisen aus dem Heimatland zu oder orientieren sich an tradierten religiösen Bräuchen. Andererseits grenzen die Kinder und Jugendlichen sich aber von diesen Traditionen ab oder relativieren sie stark, z.B. indem junge Flüchtlinge Freundschaften mit deutschen Mädchen eingehen, ihre Religion explizit zurückweisen und sich an kulturellen Gewohnheiten anderer Länder orientieren. Es handelt sich hierbei nicht um verschiedene Gruppen, sondern die selben Jugendlichen orientieren sich bei einigen Gelegenheiten erkennbar an heimatlichen Traditionen, während sie sich in anderen Situationen von diesen abgrenzen. Wir haben es dabei mit Orientierungsprozessen zu tun, die im Kontext innovativer Umgestaltungen stehen, d.h. die Jugendlichen suchen für sich befriedigende Möglichkeiten, Traditionen in modifizierter Form umzusetzen und erfahren dabei auch Unterstützung von Anderen und zwar nicht nur solchen mit ähnlichem kulturellen Hintergrund. Dabei kommt es teilweise zu interessanten und kreativen Verbindungen zwischen unterschiedlichen kulturellen Traditionen, was sich z.B. auf kulinarischer oder musikalischer Ebene zeigen kann (*Rieker* 2003).

Aufschlussreich sind auch Informationen zu den Schulerfolgen ausländischer Kinder in Ostdeutschland. In den ostdeutschen Bundesländern war der Anteil ausländischer Kinder, die in den Jahren 2004/2005 ein Gymnasium besuchten, mit ca. 40% ähnlich dem deutscher Kinder und damit wesentlich höher als in den alten Bundesländern, wo nur etwa 20% der ausländischen Kinder ein Gymnasium besucht (*Weiss* 2005b). Die erfolgreiche Integration ins Bildungssystem des Aufnahmelandes hängt in meinen Augen vor allem mit den Bedingungen interethnischer Beziehungen in Ostdeutschland zusammen, auf die zum Abschluss dieses Beitrags genauer eingegangen wird.

Bedingungen interethnischer Beziehungen in Ostdeutschland

Während bei großen Migrantengruppen in Ballungsräumen die Zugehörigkeit zu traditionellen National-, Volks- und Kulturgruppen erkennbaren Stellenwert für die individuelle Verortung und Lebensgestaltung in der Aufnahmegesellschaft hat, zeigt sich bei Migranten in Ostdeutschland ein anderes Bild: Interethnische Formen der sozialen Organisation und Identitäten, die sich aus verschiedenen Kontexten speisen, sind hier stärker ausgeprägt. Statt Tendenzen der „Ethnisierung“ und „Re-Traditionalisierung“ können wir in den neuen Bundesländern deswegen verstärkt solche Formen der sozialen, ethnischen und kulturellen Integration feststellen, die nicht mit der Orientierung an einer Herkunftsgruppe und deren Standards verbunden sind, sondern durch den wechselseitigen Austausch zwischen verschiedenen Gruppen und die Entwicklung neuer Kriterien der Zugehörigkeit gekennzeichnet sind. Dabei werden durchaus auch traditionelle Elemente aufgegriffen, die aber in neue Bezüge integriert und mit neuen Bedeutungen versehen werden. Dieser offene und flexible Umgang mit ethnischer Zugehörigkeit wird durch verschiedene Bedingungen begünstigt:

- Vergleichsweise kleine Communities haben kaum ausreichendes Potenzial für ethnisch homogene Selbstorganisation, so dass auch Tendenzen zur Abschottung und damit verbundene Zwänge zur ethnischen Loyalität nicht ausgeprägt werden.
- Interethnische Beziehungen werden nicht durch einzelne Gruppen dominiert, die Anpassung einfordern oder eine Leitkultur propagieren, so dass Möglichkeiten der Partizipation nicht an einseitige Anpassungsleistungen gebunden sind.
- In der Folge staatlich gelenkter Migration ist die Selbstorganisation anhand ethnischer oder verwandtschaftlicher Kriterien weniger ausgeprägt, stattdessen steht das gemeinsame Schicksal der Beteiligten im Vordergrund.
- Bei Kinder und Jugendlichen kommt hinzu, dass sie lebensgeschichtlich bereits früh mit der Migrationsituation konfrontiert werden, die für den Aufbau einer interethnischen Identität und entsprechende Orientierungen besonders relevant ist.
- In Ostdeutschland sind Migranten einem vergleichsweise hohen Druck durch ein fremdenfeindliches Umfeld ausgesetzt, der zum Zusammenschluss mit hilfsbereiten Einheimischen und mit Migranten anderer Herkunft motiviert.

Abschließend kann festgehalten werden, dass integrative Formen des Zusammenlebens der wechselseitigen Anerkennung bedürfen, sie brauchen aber auch Möglichkeiten und Anreize für Partizipation und Kooperation zwischen Menschen unterschiedlicher ethnisch-kultureller Herkunft.

Literatur

- Glaser, M. (2005): Ostdeutschland – (k)ein Thema für die Migrationsforschung? Unveröffentlichtes Manuskript: Halle/S.
- Glick-Schiller, N./Caglar, A./Guldbrandsen, T./Karagiannis, E. (2005): Moving beyond the ethnic Group as a Unit of Analysis: Locality, Globality, and Migrant Incorporation. Unveröffentlichtes Manuskript: New Hampshire
- Rieker, P. (2003): Tradition und Innovation im Leben junger Flüchtlinge. In: Badawia, T./Hamburger, F./Hummrich, M. (Hg.): Wider die Ethnisierung einer Generation - Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt/M.: 228-240
- Weiss, K. (2005a): Erfolg in der Nische: Die Vietnamesen in der DDR und in Ostdeutschland. In: Weiss, K./Tränhardt, D. (Hg.): SelbstHilfe. Wie Migranten Netzwerke knüpfen und soziales Kapital schaffen. Freiburg: 69-92
- Weiss, K. (2005b): Charakteristika der Zuwanderung nach Ostdeutschland. Unveröffentlichtes Manuskript. Potsdam
- Weiss, K./Enderlein, O./Rieker, P. (2001): Junge Flüchtlinge in multikultureller Gesellschaft. Opladen

Transferzentrum für Neurowissenschaften und Lernen (ZNL) – seine Methodik und Forschung

Katrin Hille

Das ZNL im Überblick:

Zeitablauf:

gegründet April 2004

Laufzeit: bis März 2009

Gesamtleitung:

Prof. Dr. Dr. Manfred Spitzer (Psychologe, Philosoph, Mediziner)

Forschungsleitung: Dr. Katrin Hille (Psychologin)

Geschäftsführung: Michael Fritz, (GHS Lehrer und ehemaliger Schulleiter)

Mitarbeiter:

Drei Fachfrauen, die das ZNL administrativ zusammenhalten,
14 Psychologen, 2 Erziehungswissenschaftler, 2 Lehrer (teilweise vom Unterricht freigestellt), 1 Sozialpädagogin, 1 Ärztin, 1 Biochemikerin, 1 Medienpädagogin und eine Schar unverzichtbarer studentischer Mitarbeiter und hilfreicher Praktikanten aller Couleurs.

Finanzierung:

5 Personalstellen aus der Zukunftsoffensive der Landesstiftung Baden-Württemberg

2 Personalstellen aus Mitteln des Freistaats Bayern

Eingeworbene projektgebundene Drittmittel

Rechtliche Anbindung:

Drittmittelprojekt der Psychiatrischen Universitätsklinik Ulm

Auftrag:

Klären, ob die Ergebnisse der Hirnforschung einen Beitrag leisten können für die Bildung und das Lernen, wie es in der Schule und in anderen Bildungseinrichtungen stattfindet.

Das Vorgehen des Zentrums

- a) kognitiv-neurowissenschaftliche Grundlagenforschung von Lernprozessen und
- b) neurowissenschaftlich motivierte anwendungsorientierte Forschung an Bildungseinrichtungen

Das Transferzentrum hat sich bewährt, um den Austausch der an den Lernprozessen beteiligten Professionen (Biologen - Mediziner - Psychologen - Pädagogen - Lehrer) zu intensivieren und zu beschleunigen. Wie geschieht dies in der Praxis?

Themenschwerpunkt: Lese-Rechtschreibstörung

Ungefähr bis Weihnachten kann eine erfahrene Erstklasslehrerin einschätzen, welcher ihrer Schützlinge vielleicht eine LRS (Lese-Rechtschreibstörung) hat, weil er überhaupt nicht mit dem Lesen- und Schreibenlernen zu Recht kommt. Im Durchschnitt dürfte es ungefähr ein Kind pro Klasse sein.

Was steckt hinter einer LRS? Lesen, Schreiben, Sprechen und Sprachverstehen erfordern vom menschlichen Gehirn Höchstleistungen. Es geht um Dinge, die kaum auf der Tagesordnung standen, während sich seit einer Million Jahren das menschliche Gehirn entwickelt hat. Sprachverstehen zum Beispiel ist ein Prozess, der enorme Schnelligkeit und höchste Präzision erfordert. Der Unterschied der Laute /b/ und /p/, /g/ und /k/ sowie /d/ und /t/ muss innerhalb von 20 Millisekunden erfasst werden. Dieser Unterschied ist anscheinend zu kurz für manche Gehirne. Wohl gemerkt: hier geht es nicht um eine Schwäche des Ohres, sondern um eine, wie der Fachmann sagt, „zentrale Störung“ (= im Gehirn) der Hörverarbeitung.

Moment mal! Wer nicht richtig lesen kann, hat Probleme mit dem Hören? So seltsam das klingen mag: ja, das ist eine Möglichkeit. Wer Sprache nicht klar „hört“ sondern wie aus einem alten Lautsprecher, bekommt auch Schwierigkeiten, die einzelnen Worte und Wortbestandteile auseinander zu dröseln. Dieses Auseinanderdröseln, die Fähigkeit, auch schnell wechselnde sprachliche Reize problemlos zu verarbeiten und so die Sprachlaute eindeutig wahrzunehmen, ist ein Fundament für das reibungslose Erlernen des Lesens und Schreibens. Ist dieses Fundament wackelig oder brüchig, so fällt es schwer, alle weiteren Fertigkeiten, die fürs Lesen und Schreiben gebraucht werden, darauf aufzubauen.

Im ZNL werden Studien durchgeführt, die diese zentrale Störung der Hörverarbeitung mittels Elektroenzephalographie (EEG) messen. Der Vorteil dieser Methode liegt darin, dass Kinder nicht gefragt werden müssen, ob sich /ba/ und /pa/ für sie ähnlich anhören, sondern es kann direkt von der Reaktion des Gehirns abgelesen werden.

Zurück zur Lehrerin der Grundschulklasse: So richtig sicher kann sie sich natürlich nicht sein, ob der Schüler, der vor ihr sitzt, an LRS leidet. Nicht jeder, der Probleme beim Lesen- und Schreibenlernen hat, muss gleich eine LRS haben. Und nicht jeder, der sich einigermaßen tapfer auf dem Feld der Buchstaben

schlägt, ist zwangsläufig gänzlich frei davon. Um eine LRS festzustellen, braucht es eine fachgerechte Diagnose.

Fachgerechte Diagnosen bedürfen normierter Lese- und Rechtschreibtests. Aber selbst wenn sich bei diesen Tests herausstellt, dass die Lese- und Schreibfertigkeiten eines Kindes im Vergleich zu denen der Klassenkameraden deutlich schlechter sind, heißt die Diagnose noch nicht zwangsläufig LRS. Es könnte ja sein, dass das Kind generell Probleme beim Lernen hat, vielleicht kann es auch nicht richtig sehen oder es ist schwerhörig. All das muss ausgeschlossen werden, um die Diagnose LRS stellen zu können.

LRS ist eine stetig verlaufende Krankheit – im Unterschied zu sagen wir mal Kopfschmerzen. Wer am Abend Kopfschmerzen hat, muss nicht auch am nächsten Morgen noch Kopfschmerzen haben. Aber wer am Abend LRS hat, hat sie auch noch nächsten Vormittag, wahrscheinlich sogar sein ganzes Leben lang. Im günstigsten Falle lernt der Betroffene mit seiner LRS umzugehen, und die Symptome können gemildert werden.

Nehmen wir einmal an, die umsichtige Lehrerin hat das richtige Gespür und das arme Kind tatsächlich eine LRS. Was dann passiert, ist von Schule zu Schule und von Bundesland zu Bundesland verschieden. Während man, egal in welcher Schule und in welchem Bundesland man Kopfschmerzen hat, jeweils die gleichen effektiven Heilverfahren zur Verfügung gestellt bekommt, gilt dasselbe nicht für LRS. Es gibt eine große Anzahl von LRS-Therapien, doch leider keine „Stiftung Warentest“ dafür. Selbst der engagiertesten Beratungslehrerin, von Eltern ganz zu schweigen, fällt es schwer, den Überblick zu behalten und die Spreu vom Weizen zu trennen. Welche Therapie ist wirksam und welche verschwendet Geld, Zeit und Vertrauen?

In dieser Situation hat sich das Transferzentrum das Ziel gesetzt, Therapien und Frühförderprogramme, aber auch Verfahren zur Reihenuntersuchung auf ihre Wirksamkeit und Wirkungsbedingungen hin zu untersuchen. Solche Ziele sind nicht neu. Daran arbeiten Mediziner, Psychologen und Pädagogen, seit die LRS vor 75 Jahren als Problem definiert worden ist. Was das Transferzentrum in die Arbeit mit einbringt, sind wiederum die neurowissenschaftlichen Methoden: zum Beispiel die Magnetresonanztomographie, die im Transferzentrum eingesetzt wird, um der LRS auf die Schliche zu kommen. Weiterhin werden mit Hilfe des oben erwähnten EEGs Verfahren zur Reihenuntersuchung (Screening), die eine der Ursachen einer später auftretenden LRS abbilden wollen, untersucht. Mit guten Screeningverfahren können Kinder frühzeitig entdeckt werden, die andernfalls erst später, nach vielen frustrierenden Monaten erfolglosen Lesen-und-Schreibenlernens von ihrer Grundschullehrerin bemerkt werden.

Das EEG hilft auch festzustellen, inwieweit eine Therapie eine der LRS zugrunde liegende zentrale Hörverarbeitungsstörung lindern konnte. Wenn Eltern und Lehrer hören, dass LRS ein Gehirnproblem ist, dann resignieren sie oft. „Ja, was soll man da machen?!“ Diese Resignation ist jedoch ungerechtfertigt. Wie es im Kopf aussieht, ist zwar zum Zeitpunkt der Geburt größtenteils Sache der Gene, doch danach entscheidet die Umwelt ganz wesentlich mit. Das Gehirn entwickelt sich durch die Umwelt und ihre Anforderungen. Sieht das Gehirn viele ähnliche Gesichter, so lernt es leichter, sie unterscheiden. Hört es gezielt

viele ähnlich klingende Laute, so kann auch die Hörverarbeitung verbessert werden.

Um sowohl der Grundschullehrerin das Raten, wie auch ihren Schützlingen die Frustration zu ersparen, entwickelt das ZNL ein webbasiertes Verfahren zur Reihenuntersuchung und Frühförderung im Kindergartenalter. Schon in diesem Alter ist feststellbar, ob ein Kind Probleme bei der Hörverarbeitung hat. Schon im Kindergarten kann trainiert werden, ähnlich klingende Laute auseinander zu halten.

Dieses webbasierte Verfahren werden die Forscher im ZNL mit Hilfe von neurowissenschaftlichen Methoden in seiner Aussagekraft überprüfen können, aber es sind nicht nur diese Methoden, die dieses Instrument auszeichnen soll. Wichtig ist die Interdisziplinarität der Herangehensweise bei der Entstehung dieses Instruments. An diesem Projekt arbeiten eine Sprachentwicklungspsychologin und eine Medienpsychologin zusammen mit Medizinern und Medizinstudenten, da sind eine Beratungslehrerin und eine Grundschullehrerin, die neben einem Lehrauftrag zum Schriftspracherwerb an der pädagogischen Hochschule noch im ZNL forscht. Da gibt es eine Kooperation mit der Fakultät für Informatik an der Fachhochschule, die das Webportal programmiert. Da sind Multimedia-Studenten, die im Rahmen einer Semesterarbeit Spieloberflächen für dieses Instrument entwerfen. Da gibt es Lehrerkollegen, die mit Kindern arbeiten, die eine LRS haben und Ulmer Kindergärten, in denen die Forscher das Instrument erproben dürfen.

Literatur für einen Überblick zum Stand der Forschung

Schulte-Körne, G. (Hrsg.): Legasthenie. Zum aktuellen Stand der Ursachenforschung, der diagnostischen Methoden und der Förderkonzepte. 2002, Bochum: Verlag Dr. Winkler.
Schulte-Körne G, Remschmidt H. Legasthenie – Symptomatik, Diagnostik, Ursachen, Verlauf und Behandlung. Deutsches Ärzteblatt. 2003; 100: 396-406

Weiterführende Literatur

Demonet JF, Taylor MJ, Chaix Y. Developmental dyslexia. *Lancet*. 2004 May 1; 363 (9419):1451-60.
Noble KG, McCandliss BD. Reading development and impairment: behavioral, social, and neurobiological factors. *J Dev Behav Pediatr*. 2005 Oct; 26(5): 370-8.
Vellutino FR, Fletcher JM, Snowling MJ, Scanlon DM. Specific reading disability (dyslexia): what have we learned in the past four decades? *J Child Psychol Psychiatry*. 2004 Jan; 45(1): 2-40.

Themenschwerpunkt: Bewegung

Manche der engagierten Lehrer, die das Lernen in ihren Schulklassen effektiver gestalten wollen, haben die „Bewegung“ für sich und ihre Schüler entdeckt. In vielen Klassenzimmern gibt es Sitzbälle und andere mobile Sitzmöbel. Es werden aktive Entlastungsbewegungen oder passive Entlastungshaltungen in den Schulalltag mit eingebaut oder der Unterricht wird mit kurzen Bewegungspha-

sen aufgelockert. Für die Pausen werden den Schülern z.B. Tischtennisplatten oder Kletterwände zur Verfügung gestellt.

Lehrer berichten von den Erfolgen dieser „Bewegten Schule“. Es wird eine verbesserte Lern- und Arbeitsatmosphäre geschildert, weniger Gewaltbereitschaft, höhere Aufmerksamkeit und Konzentration. Schlichtweg: es wird besseres Lernen beschrieben.

Gibt es neben diesen Erfahrungsberichten auch „harte Daten“ aus der Forschung? Sportwissenschaftler sind dieser Frage auf der Spur und konnten bereits korrelative Zusammenhänge zwischen Bewegungskoordination und Konzentration nachweisen. Ob es sich dabei aber um einen ursächlichen Zusammenhang handelt (weil man die bessere Bewegungskoordination hat, kann man sich besser konzentrieren) oder auch nicht (Alternativen: weil man sich besser konzentrieren kann, gelangt man zu einer besseren Bewegungskoordination, oder weil man „gute Gene“ hat, kann man sich besser konzentrieren und hat die bessere Bewegungskoordination) bleibt vorerst noch abzuwarten.

Aus der neurowissenschaftlichen Perspektive ist ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Bewegung und Konzentration sowie Aufmerksamkeit durchaus nachvollziehbar. Selbst bei einer moderaten Belastung, einer leichten Bewegung auf dem Fahrradergometer kommt es zu einer Zunahme der regionalen Hirndurchblutung um 20%. Bei stärkerer Belastung sogar um 30%. Wie sich diese Durchblutungszunahme und die dadurch verbesserte Sauerstoffversorgung auf Denk- und Lernleistung auswirken, ist bislang noch nicht zufriedenstellend geklärt. Es scheint jedoch, dass Bewegung einen positiven Einfluss auf die Neurotransmitter im Gehirn hat. Laborexperimente vor allem auch an Tieren, denen man einfacher ins Gehirn schauen kann, liefern dazu erste Hinweise. Bei Menschen gibt es jedoch auch schon viel versprechende Experimente, die kognitive Leistungen in Abhängigkeit von Bewegung untersuchen. Studien mit depressiven Patienten zeigten, dass sich eine halbe Stunde Fahrradfahren positiv auf die Stimmung und auch auf höhere kognitive Leistungen, wie zum Beispiel Aufmerksamkeitsfokussierung auswirkte.

Für den Schulalltag sind diese Befunde vor allem dann relevant, wenn gezeigt wird, dass sie auch für Schüler gelten. Hier setzt der Themenschwerpunkt „Bewegung und Lernen“ im ZNL an. Ein interdisziplinäres Team von Psychologen, Medizinern und Pädagogen arbeitet an verschiedenen Studien, die den Einfluss von Bewegung auf Lernen beleuchten sollen. Von der Seite der Hirnforschung (mit Experimenten, die Neurotransmitterabbau und Leistungsdaten im Labor erheben) über Anwendungsforschung (was passiert, wenn Berufsschüler zusätzlich zu ihrem achtstündigen Lerntag drei mal wöchentlich joggen) bis hin zur Evaluation von Varianten der „Bewegten Schule“ werden Daten erhoben und Befunde gesammelt. Diese Vorgehensweise soll den raschen Transfer neurowissenschaftlicher Ergebnisse aus den Labors der Neurobiologen bis hin in die Klassenzimmer von Schulen ermöglichen.

Weiterführende Literatur:

- Harada T., Okagawa S., Kubota K. Jogging improved performance of a behavioral branching task: implications for prefrontal activation. *Neurosci Res*, 2004 49: 325-337.
- Kramer AF, Colcombe SJ, McAuley E, Scaf PE, Erickson KI. Fitness, aging and neurocognitive function. *Neurobiol Aging*, 2005 26: Suppl 1, 124-127.
- Laurin D, Verreault R, Lindsay J, MacPherson K, Rockwood K. Physical activity and risk of cognitive impairment and dementia in elderly persons. *Arch Neurol*, 2001 58(3): 498-504.
- van Praag H, Christie B, Sejnowski T, Gage F. Running enhances neurogenesis, learning and long-term potentiation in mice. *PNAS*, 1999, 96(23): 13427-13431.

Themenschwerpunkt: Emotionen und Lernen

Positive Emotionen sind wichtig beim Lernen. Das ist eine Binsenweisheit, Allgemeinwissen, aber noch nicht „Allgemein-Tun“.

Es gibt auch anderes Allgemeinwissen: Lernen muss manchmal wehtun. Natürlich kann man sehr wohl auch mit Angst und Schmerz lernen. Einmal auf die heiße Herdplatte gefasst – für immer gelernt, dass man es nicht tun sollte.

So lassen sich Meinungen und Anekdoten pro und kontra „positive Emotionen“ auch in der Schule finden. Doch wenn man alle Meinungen und Anekdoten beiseite schiebt und Daten aus empirischen Studien betrachtet, dann zeigt sich das folgende Bild:

Was in einer positiven Stimmung gelernt wird, wird eher behalten, und was mit emotionaler Aktivierung gelernt wird auch. Was mit Angst gelernt wird, wird auch mit Angst wieder abgerufen. Hatten Sie schon einmal einen Verkehrsunfall? Was passierte in den Sekunden, die zum Unglück führten? Ist Ihnen danach einmal eine ähnliche Situation begegnet? Was dann normalerweise passiert, ist folgendes: a) man erinnert sich blitzschnell an den Unfall und b) die Angst und der erhöhte Herzschlag sind auch sofort wieder da.

Im Magnetresonanztomografen können Forscher beobachten, was passiert, wenn etwas entweder in positiver oder in negativer Stimmung gemerkt wird. Nicht nur wurde ein Unterschied gefunden, der belegt, dass man sich in positiver Stimmung mehr einprägt als im Vergleich zu negativer oder neutraler Stimmung. Auch konnte gezeigt werden, dass jeweils verschiedene Hirnregionen beteiligt waren. Was in negativer Stimmung gelernt wurde, aktivierte den Mandelkern (der analysiert, wie gefährlich ein Außenreiz ist). Was in positiver Stimmung gelernt wurde, aktivierte Strukturen rund um den Hippocampus (die „Eingangspforte“ in das Gedächtnis).

Das weiß man aus Studien im Labor, wo zu Studienzwecken eine Person ziemlich reglos für eine Stunde im Scanner liegt. Das ZNL führt diese Forschungen weiter, doch gleichzeitig fragt man sich: Wie sieht es mit den Emotionen in der Schule aus?

Wie der gesamte emotionale Tagesablauf eines Schülers aussieht, ist schwierig zu ermitteln. Im ZNL versuchen Mediziner und Psychologen, den Emotionen der Jugendlichen mit einem Langzeit-EKG auf die Spur zu kommen. Man weiß, dass der Herzschlag auf eine körperliche Aktivität reagiert. Wer die

Treppe hoch rennt, dessen Herz klopft schneller. Man weiß aber auch: Wenn das Herz auch ohne eine nennenswerte körperliche Aktivität schneller klopft, dann ist das auf etwas anderes zurückzuführen: auf emotionale Beanspruchung. Man ärgert sich vielleicht mächtig oder freut sich riesig.

Den Herzschlag und damit auch die Phasen emotionaler Beanspruchung nimmt das Langzeit-EKG eines Schülers über 24 Stunden hinweg auf. Nun können die emotionale Beanspruchung von Jugendlichen in der Schule im Vergleich zum Freizeitverhalten und im Hinblick auf verschiedenen Freizeitaktivitäten festgestellt werden. Es lassen sich altersbedingte Unterschiede und Veränderungen ablesen, die unterschiedliche Beanspruchung in der Schule und in der Freizeit in Abhängigkeit vom Schultyp, oder auch Verhaltens- und Beanspruchungsunterschiede zwischen Jungen und Mädchen.

Literatur für einen Überblick zum Stand der Forschung:

Jerusalem M, Pekrun R (Hrsg.). Emotion, Motivation und Leistung. 1999, Göttingen: Hogrefe

Weiterführende Literatur:

Erk S, Kiefer M, Grothe J, Wunderlich AP, Spitzer M, Walter H. Emotional context modulates subsequent memory effect. *Neuroimage*. 2003 Feb; 18(2): 439-47.

Erk S, Martin S, Walter H. Emotional context during encoding of neutral items modulates brain activation not only during encoding but also during recognition. *Neuroimage*. 2005 Jul 1; 26(3): 829-38.

Pekrun R. Schüleremotionen und ihre Förderung. Ein blinder Fleck der Unterrichtsforschung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 1998, 44: 230-248.

Forschungsmethodik im ZNL

Neben den drei vorgestellten Forschungsschwerpunkten gibt es auch andere Studien im ZNL. Sie alle sollen letztendlich helfen, die Brücke von der Neurowissenschaft bis in die Bildungseinrichtungen zu schlagen. Das ist ein weiter Weg und er wurde von manchen als zu weit angesehen. Andere wiederum meinen, dass es gar kein Problem sei und verallgemeinern neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse bis zur Unkenntlichkeit und kreieren damit Hirnmythen.

Wie gelingt es nun eine Brücke zu bauen, die die doch recht weite Kluft von den neurowissenschaftlichen Labors bis hinein in den Schulalltag überbrückt? Das ZNL versucht es mit 5 Brückenpfeilern.

(1) *Die praxisrelevante Fragestellung*. Fragestellungen findet jeder Forscher viele. Eine Studie wirft im Normalfall mehr Fragen auf als sie Antworten gibt. Doch um eine Frage von Praxisrelevanz zu stellen, muss man wissen, wie es in der Praxis zugeht. Deshalb werden unsere Fragestellungen zusammen mit Praktikern erarbeitet.

(2) *Die Grundlagenforschung*. Das ist einfach. Für die Rezeption und Erweiterung dieser Art von Forschung ist jeder Wissenschaftler bestens ausgebildet.

(3) *Die Anwendungsforschung*. Das ist schwieriger, denn hier müssen die Ansprüche der reinen Forschung oft denen der Praktikabilität weichen. Doch erst wenn sich die Theorien der Neurowissenschaftler und die Ergebnisse aus ihren Laboren unter lebensnäheren Bedingungen bewähren, kann man mit Hilfe von Pädagogen Schul- und Unterrichtskonzepte gestalten.

(4) *Die Evaluation im Schulalltag*. Das geschieht mit „normalen“ Lehrern, „richtigen“ Schülern und „echten“ Lerninhalten. Die Forscher beobachten, dokumentieren, befragen und messen mit Tests die Wirkung des Inputs, also des bestimmten Fördermaterials, der konkreten Lernmethode, der bewusst herbeigeführten Veränderung.

(5) *Die Multiplikation*. Was so erforscht, erprobt und evaluiert wurde, fließt in die Aus- und Fortbildung für Lehrer ein. Dazu werden vom ZNL u.a. besondere Pädagogische Berater geschult, die in Konferenzen, an Pädagogischen Tagen und in der Lehrerbildung die Erkenntnisse der angewandten Forschung verbreiten.

Lernen findet im Kopf statt – oder gar nicht. Will man Lernen effektiver gestalten, sollte man deshalb wissen, was im Kopf vor sich geht, wenn gelernt wird. Natürlich kann die Neurowissenschaft nicht sagen, wie in Klasse 7 der Kraftbegriff eingeführt werden soll. Aber gegen die neurowissenschaftlichen Grundgesetze sollte dabei möglichst nicht verstoßen werden. Sie bilden einen Rahmen für pädagogisches Handeln. Man kann natürlich auch in Unkenntnis dieser Gesetze lehren. Man kann auch Autos bauen, ohne die Gesetze der Physik zu beachten – aber keine von Weltklasse.

Das Berliner Eltern-Kind Leseprogramm

Nele McElvany & Cordula Artelt

Das Berliner Eltern-Kind Leseprogramm ist ein neu entwickeltes Programm zur systematischen Förderung der Lesekompetenz von Schülerinnen und Schülern im Grundschulalter im Kontext ihrer Familien. Basierend auf Erkenntnissen zur Lesekompetenzförderung, zur Lesesozialisation und zu familiären Einflussmöglichkeiten zielt das Programm über eine durch Fragen und Aufgaben strukturierte Eltern-Kind-Kommunikation zu einzelnen Texten darauf ab, dass Strategien und Prozesse des Textverstehens implizit erfasst und habitualisiert werden und damit langfristig auch Lesekompetenz gefördert wird.

Die Fähigkeit zu verstehendem Lesen ist nicht nur im schulischen Kontext wichtig, sie ist vielmehr eine wesentliche Voraussetzung für die Teilnahme am sozialen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben unserer Gesellschaft. Umso dramatischer sind die Ergebnisse international vergleichender Studien wie PISA, die zeigen, dass es zum Teil erhebliche Defizite bei der Lesefähigkeit von Schülerinnen und Schülern in Deutschland gibt (u.a. *Baumert et al., 2001; Bos et al., 2003*). Obwohl die Familie als wichtigster außerschulischer Kontext für die Lesesozialisation von Kindern gilt (z.B. *Hurrelmann & Hammer, 1994*), beschränken sich bisherige pädagogisch-psychologische Interventionsansätze im Bereich der systematischen Lesekompetenzförderung vor allem auf Kleingruppen oder aber den Klassenkontext (z.B. *Gold et al., 2004a, 2004b; s.a. Artelt et al., 2005; Streblow, 2004*) und lassen das Förderpotenzial durch die Familie weitgehend unberücksichtigt.

Das Berliner Eltern-Kind Leseprogramm besteht aus insgesamt 43 Eltern-Kind-Sitzungen und ist bei drei Sitzungen pro Woche auf 14 bis 15 Wochen ausgelegt. Jede einzelne Sitzung ist mit etwa 30 Minuten veranschlagt. Elternteil und Kind können zu Beginn der Sitzung auswählen, ob sie einen längeren oder kürzeren Text bearbeiten wollen. Dabei handelt es sich um thematisch wie genrespezifisch sehr unterschiedliche Texte, die sich am Interessenhorizont von Viertklässlern orientieren. Nach dem Vorlesen des Textes durch das Kind oder das Elternteil wird als Erstes die Frage geklärt, ob das Kind Inhalte des Gelese-

nen oder einzelne Wörter nicht verstanden hat. Es folgen einfache oder komplexe Verständnissicherungsfragen und durchschnittlich vier weiterführende Fragen bzw. Aufgaben, durch die ein vertiefendes Gespräch über die Inhalte der gelesenen Texte angeregt und damit ein elaboriertes Verständnis der Textinhalte erarbeitet werden soll. Die abschließende Aufgabe stellt meistens eine mündliche Zusammenfassung des Textes dar, kann aber auch kreativer Natur sein (z.B. ein Bild zur Geschichte malen). Im Gegensatz zur typischen Hausaufgabenbetreuung sind Elternteil und Kind bei allen Teilen der Sitzung gleichberechtigte Partner, die alle Aufgaben abwechselnd oder gemeinsam durchführen und sich wechselseitig Feedback geben. Das Programm kombiniert damit Ansätze der impliziten Strategieförderung und des „guided oral reading“ und ergänzt die Rolle des elterlichen Vorbilds sowie Scaffolding-Elemente.

Die Implementierbarkeit und Effektivität des Programms wurde im Rahmen einer Evaluationsstudie überprüft (McElvany, 2005). An der Studie nahmen zwischen September 2003 und Januar 2004 insgesamt 509 Viertklässler aus 15 Berliner Grundschulen teil, wobei in dem quasi-experimentellen Prä-Post-Kontrollgruppendesign die nicht am Leseprogramm teilnehmenden Mitschülerinnen und Mitschüler (N=393) die Vergleichsgruppe darstellten.

Im Rahmen dieser Evaluationsstudie ließen sich Effekte der Programmteilnahme auf Voraussetzungen und Teilkompetenzen von Lesekompetenz nachweisen. So war die Wortschatzentwicklung für die Gruppe der Leseprogrammteilnehmer positiver. Für die Entwicklung der textbezogenen Metakognition ließ sich eine besondere Wirksamkeit des Programms für schwache Schülerinnen und Schüler zeigen. Keine direkte Förderwirkung ließ sich hingegen bei einem standardisierten Leseverständnistest und bei der Dekodierfähigkeit der Schülerinnen und Schüler nachweisen. Über die Förderung konkreter Kompetenzen hinaus deuten die Ergebnisse auch positive Effekte für die familiäre Lesekultur an. Hier sind weitere Untersuchungen zur Analyse der mittel- und langfristigen Effekte abzuwarten. Auch für die Entwicklung des Leseverständnisses wird derzeit überprüft, ob sich mittelfristige Effekte der Programmteilnahme nachweisen lassen, die z.B. durch eine Habitualisierung der individuellen Leseprozesse oder auch durch die allgemeine Förderung der Lesekultur in der Familie durch das Programm begründet sein können. Die Analysen zur Implementierbarkeit machen deutlich, dass die in der Programmkonzeption intendierten Strukturen und Prozesse gut in Familien umgesetzt werden können und aufgrund der Bewertung der Programmmaterialien durch die teilnehmenden Eltern und Kinder auf eine hohe Akzeptanz geschlossen werden kann. Allerdings zeigten sich deutliche Unterschiede zwischen den Teilnehmern und der Vergleichsgruppe dahingehend, dass die teilnehmenden Kinder verstärkt aus bildungsnahen Familien kamen und bereits zu Beginn relativ gute Leser waren. Dies macht die Notwendigkeit deutlich, zusätzliche Strategien zu entwickeln, um einer Selektivität der Teilnahme hinsichtlich leistungsbezogener Kinder- und sozialer Familienmerkmale entgegenzuwirken.

Mit dem Berliner Eltern-Kind Leseprogramm liegt nun ein systematisches Interventionsprogramm für Familien zur Förderung konkreter Kompetenzen und der familiären Lesekultur vor, das sich im Rahmen einer ersten Evaluationsstudie als eine Erfolg versprechende Richtung der Leseförderung erwiesen hat.

Literatur

- Artelt, C., McElvany, N., Christmann, U., Richter, T., Groeben, N., Köster, J., Schneider, W., Stanat, P., Ostermeier, C., Schiefele, U., Valtin, R. & Ring, K. (2005). Förderung von Lesekompetenz: Eine Expertise. Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) [http://www.bmbf.de/pub/bildungsreform_band_siebzehn.pdf]
- Baumert, J., Klieme, E., Neubrand, M., Prenzel, M., Schiefele, U., Schneider, W., Stanat, P., Tillmann, K.-J. & Weiß, M. (Hrsg.). (2001). PISA 2000: Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen: Leske + Budrich.
- Bos, W., Lankes, E.-M., Prenzel, M., Schwippert, K., Valtin, R. & Walther, G. (2003). Erste Ergebnisse aus IGLU: Schülerleistungen am Ende der vierten Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich: Zusammenfassung ausgewählter Ergebnisse. In W. Bos, E.-M. Lankes, M. Prenzel, K. Schwippert, G. Walther & R. Valtin (Hrsg.), Erste Ergebnisse aus IGLU: Schülerleistungen am Ende der vierten Jahrgangsstufe im internationalen Vergleich (S. 1-38). Münster: Waxmann.
- Gold, A., Mokhlesgerami, J., Rühl, K., Schreblowski, S. & Souvignier, E. (2004a). Wir werden Textdetektive – Lehrermanual Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gold, A., Mokhlesgerami, J., Rühl, K., Schreblowski, S. & Souvignier, E. (2004b). Wir werden Textdetektive - Arbeitsheft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hurrelmann, B. & Hammer, M. (1994). Lesesozialisation in der Familie. Praxis Deutsch, 123, 3-9.
- McElvany, N. (2005). Förderung von Lesekompetenz im Kontext der Familie. (Dissertation, Freie Universität Berlin).
- Streblo, L. (2004). Zur Förderung der Lesekompetenz. In U. Schiefele, C. Artelt, W. Schneider & P. Stanat (Hrsg.), Struktur, Entwicklung und Förderung von Lesekompetenz (S. 275-306). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Deegener, Günther/Körner, Wilhelm (Hrsg.) (2005): Kindesmisshandlung und Vernachlässigung. Ein Handbuch. Göttingen (u.a.): Hogrefe,). ISBN 3-8017-1746-1

Nach zwei umfassenden Werken zu sexueller Kindesmisshandlung hat Wilhelm Körner, diesmal in Zusammenarbeit mit Günther Deegener, nun ein Handbuch herausgegeben, welches die gesamte Themenbreite der Gewalt gegen Kinder aus verschiedensten Perspektiven beleuchtet.

Im ersten Teil des Buches steht die Geschichte der Kindesmisshandlung im Mittelpunkt. Dirk Bange beschreibt, wie sich Kindheit, insbesondere in den letzten beiden Jahrhunderten, zu einer eigenen Lebensphase im öffentlichen Bewusstsein entwickelte, was sich auf die Wahrnehmung und Bekämpfung der Gewalt gegen Kinder auswirkte. Anschließend stellt Tilman Fürmisch zentrale Aspekte der Kinderschutzarbeit und der Betrachtung von Kindesmisshandlung, sowohl im nationalen als auch im internationalen Kontext, seit Ende des Zweiten Weltkrieges bis heute dar.

Der zweite Teil des Handbuches widmet sich den Formen, Häufigkeiten und Folgen von Kindesmisshandlung. Günther Deegener unterscheidet hierzu in erster Linie körperliche Misshandlung, Vernachlässigung, seelische/emotionale Misshandlung sowie sexuellen Missbrauch als Formen der Gewalt gegen Kinder. Anhand vorliegender Studien geht er auf Häufigkeiten der einzelnen Misshandlung ein (im folgenden Artikel ausführlicher mit Renate Libal als Ko-Autorin), aber auch auf die Überlagerung der verschiedenen Formen. Die Kurzzeit- und Langzeitfolgen von Gewalt gegen Kinder, diesbezügliche geschlechtsspezifische Unterschiede sowie methodologische Probleme bei der Untersuchung des Sachverhalts beschreibt Franz Moggi in seinem Beitrag. Neben den bis hierhin erläuterten Formen von Kindesmisshandlung gibt es spezifische Kontexte, die wiederum spezifische Anforderungen an Prävention und Intervention im Kinderschutz stellen. Positiv hervorzuheben ist für das Handbuch, dass diese Aspekte ebenfalls eingeflossen sind: Auswirkungen von Partnerschaftsgewalt auf Kinder (Heinz Kindler & Annegret Werner); das München-by-proxy-Syndrom (Sabine Nowara); Misshandlung und Vernachlässigung durch psychisch kranke Eltern (Christiane

Deneke), durch süchtige Eltern (Martin Zobel) und in Migrantenfamilien (Ece Wandler); Gewalt gegen Kinder mit Behinderungen (Friedrich Kassebrock & Helga Rühling); Gewalt in der Schule (Gunter A. Pilz) und Kinderarbeit (Franz Josef Düwell). Im folgenden dritten Teil „Erziehung, Gewalt und Recht“ liefert Johannes Gröll eine Beschreibung zum Zusammenhang von erzieherischem Machtverhältnis und Kindesmisshandlung. Anschließend stellt Kai Bussmann die Ergebnisse seiner Studie zu den Auswirkungen der Gesetzesänderung zum Recht der Kinder auf gewaltfreie Erziehung und dessen rechtliche Konsequenzen vor. Zur Interessenvertretung von Kindern im Hinblick auf Kindeswohl und Kindeswille informiert Wolfgang Raack. Welche juristischen Grundlagen der Intervention im Fall von Gewalt gegen Kinder bestehen, führt Reinhard Wiesner in seinem Artikel aus.

Eine zentrale Frage bei Kindesmisshandlung ist die nach ihren Bedingungen und ihren Ursachen. Ihr wird im vierten Teil des Buches nachgegangen: Welche Rolle spielt das Erziehungsverhalten (Sigrid Tschöpe-Scheffler)? Was sind Risiko-, was sind Schutzfaktoren (Doris Bender & Friedrich Lösel)? Wie entwickelt sich das Bindungsverhalten bei Kindern und Jugendlichen mit Gewalterfahrungen (Gabriele Gloger-Tippelt & Lilith König)? Die Artikel geben einen umfassenden Einblick über die vorliegenden Studien zu den Fragestellungen.

Der fünfte Teil des Handbuches fokussiert Handlungskonzepte bei verschiedenen Formen der Kindesmisshandlung. Beginnend mit Ausführungen zum Forschungsstand zur Intervention (Jochen Hardt) und zur Gefährdungseinschätzung (Heinz Kindler) werden im Folgenden multiprofessionelle Kooperationen erörtert (Meinrad Armbruster & Verena Bartels), Möglichkeiten geschlechtsspezifischer Hilfen (Luise Hartwig) sowie die Arbeit des ASD (Ute Heidelbach). Einblicke in die medizinische Diagnostik bei Kindesmisshandlung bietet Bernd Herrmann, in die psychosoziale Diagnostik von Kindeswohlgefährdung erfolgt dies durch die Ausführungen von Runheide Schultz. Des Weiteren stellen Erwin Jordan die Ergebnisse des Forschungsprojektes am Institut für soziale Arbeit e.V. (ISA) „Kinder in Not – Vernachlässigung im frühen

Kindesalter und Perspektiven sozialer Arbeit“ zum Erkennen und Beurteilen von Kindeswohlgefährdung vor und Wulfhild Reich die Arbeitserfahrungen mit dem „Stuttgarter Kinderschutzbogen“. Martin Poss bietet mit seinem Beitrag zur Ressourcenfindung in der Arbeit mit vernachlässigten Familien Informationen zu einem Bereich, auf den bisher in der deutschsprachigen Fachliteratur noch wenig Augenmerk gelegt wurde. Darüber hinaus sind u.a. folgende Themen mit Praxisbeispielen zu finden: Inobhutnahme (Gregor Hensen), Familienaktivierung (Torsten Feddeler & Beate Severin), aufsuchende Familientherapie im Kinderschutz (Günter Machann, Barbara Rebe & Andreas Striebich), Konzepte der Erziehungsberatung bei elterlicher Gewalt (Wilhelm Körner & Franziska Vogt-Sitzler), Familien-Mediation im Kinderschutz (Hanspeter Bernhardt & Céline Nanzer), die Arbeit der Kinderschutz-Zentren (Renate Blum-Maurice), betreuter Umgang (Ursula Klotmann & Monika Klinkhammer) sowie der Bereich der stationären Erziehungshilfen und Pflegefamilien (Michael Winkler).

Im sechsten und letzten Teil wird die Prävention in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt und damit werden Bereiche aufgegriffen, die derzeit sowohl in der aktuellen Fach- wie auch öffentlichen Diskussion zu finden sind. Genannt seien dazu beispielsweise Artikel zu Möglichkeiten der Stärkung von Elternkompetenzen und zum Vergleich zweier Elternkurse (Sigrid Tschöpe-Scheffler & Günther Deegener). Beide Artikel bieten einen Überblick über bestehende Programme und Initiativen. Seit im Koalitionsvertrag der Bundesregierung die Finanzierung von Programmen der frühen Förderung / frühen Prävention / frühen Hilfen, insbesondere für Kinder aus sozial benachteiligten Familien, festgeschrieben ist, kommt diesem Bereich eine politische Relevanz zu, die seitens der Fachöffentlichkeit schon seit vielen Jahren gefordert wird. Hier sei auf die Beiträge von Christiane Ludwig-Körner & Gabriele Koch (Aspekte zur Prävention und Intervention in der frühen Kindheit) und Sabine Wagenblass (Soziale Frühwarnsysteme als Frühe Hilfen für Kinder und Familien) hingewiesen. Abschließend beschreibt Gisela Braun Möglichkeiten der Prävention sexueller Kindesmisshandlung und Christoph Butterwegge

die ebenfalls seit Jahren geforderten notwendigen Reformen der Familien- und Sozialpolitik, um Kinderarmut zu bekämpfen.

Das vorliegende Handbuch bietet eine Bandbreite von Informationen im Bereich „Gewalt gegen Kinder“. Viele bekannte AutorInnen haben den aktuellen Forschungsstand für die LeserInnen aufbereitet, bieten Überblicksdarstellungen mit umfangreichen Literaturangaben sowie differenzierte Ausführungen mit Fallbeispielen und praktischen Interventionsmöglichkeiten. Dieses Standardwerk sollte in keinem Bücherregal derer fehlen, die mit dem Thema „Gewalt gegen Kinder“ direkt oder indirekt befasst sind oder zukünftig befasst sein werden.

Sabine Herzig

Stefan Borrmann (2005): Soziale Arbeit mit rechten Jugendcliquen. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 296 S., 76 Abb. Euro: 34,90 ISBN: 3-531-14823-0

Ziel des am Deutschen Jugendinstitut tätigen Autors ist es, „wissenschaftlich begründete Handlungsleitlinien“ für die Soziale Arbeit mit rechten Jugendcliquen vorzulegen. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass das vorhandene wissenschaftliche Wissen über rechte Cliques bislang nur unzureichend in das Handlungswissen einfließt, das der sozialarbeiterischen Praxis zugrunde liegt. Nach einer mehrdimensionalen Darstellung des Phänomens „rechte Jugendclique“ leistet Borrmann eine kritische Analyse der zu diesem Gegenstandsbereich bislang existierenden Erklärungsansätze, wobei sein Hauptaugenmerk auf der Entstehung rechtsextremer Orientierungen, den Ursachen gewaltförmigen Handelns, der Herausbildung von Geschlechtsidentitäten sowie der Formierung von Cliquesstrukturen liegt. Primär an die Ergebnisse der einschlägigen empirischen Studien von Möller sowie Hafener/Jansen anschließend, entwickelt der Autor ein eigenes Erklärungsmodell und überführt es schließlich in konkrete Handlungsleitlinien für die Praxis der Sozialen Arbeit. Die Umsetzbarkeit der Leitlinien wird ausführlich anhand von Best Practice-Beispielen illustriert, zudem widmet sich Borrmann einer Reflexion der berufsethi-

schen Grundlagen der Arbeit mit rechten Jugendlichen. Die Studie kann als gelungenes Beispiel für die verstärkt interdisziplinär verlaufende Debatte über das komplexe gesellschaftliche Problemfeld des Rechtsextrémismus gelten. Das Buch besticht vor allem durch seine stringent systematisierende Herangehensweise und liefert über den eigentlichen Untersuchungsgegenstand hinaus durchaus auch Anregungen für das generelle Verhältnis von Jugendforschung und Jugendarbeit.

Oliver Geden

Archiv der Jugendkulturen e.V. (Hrsg.) (2005): 50 Jahre BRAVO. 256 Seiten, 28 Euro. ISBN 3-86546-036-4

Jugendzeitschriften, kommerzielle und nicht-kommerzielle, begleiten die Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik bis heute in kaum übersehbarer Zahl. Sie sind Ausdruck dessen, dass Jugendliche sich seit den 50er Jahren in zunehmend früherem Alter und zunehmend deutlicher als eine kulturell und ökonomisch selbstständige Gruppe in der Gesellschaft etablieren. Gemessen an den Auflagen war der Erfolg all dieser auf Jugendliche zielenden Publikationen eher unterschiedlich, ebenso wie ihre häufig sehr endliche Erscheinungsdauer. Die bekannteste, viel und meist kontrovers besprochene, aber eben auch langlebigste unter diesen Jugendzeitschriften war und ist BRAVO. Ihre verkaufte Auflage war immer höher als die ihrer Konkurrenten am Markt und noch heute rangiert sie – wenn auch mit gesunkener Auflage – laut Kids-Verbraucheranalyse (KVA 2003) eindeutig an der Spitze der Beliebtheitskala bei den 13- bis 19-Jährigen.

Das erste BRAVO-Heft kam 1956 auf den Markt. Die Zeitschrift kann damit heute 2006 auf 50 Jahrgänge zurückblicken. Dies hat das Archiv für Jugendkulturen in Berlin im Sinne seiner eigenen Aufgabenstellung, jugend(sub)kulturelle Zeugnisse zu sammeln, auszuwerten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, zum Anlass genommen, die „50 Jahre BRAVO“ in einem Buch zu analysieren und damit zu dokumentieren.

Der analytische Zugang, die 50 BRAVO-Jahrgänge als Spiegelbild des sich wandelnden Zeitgeistes in der BRD, aber auch als Beispiel für die zunehmende Kommer-

zialisierung von Jugend und Jugendkulturen zu verstehen, liefert in den 15 Beiträgen des Buches eine Fülle unterschiedlichster Analyseergebnissen oder zumindest doch genauere Materialdokumentationen. Das Buch wäre gut dazu geeignet, wie Klaus Farin, der Leiter des Archivs im Vorwort anmerkt, im Schulunterricht oder in der politischen Bildung eingesetzt zu werden. Das lebhaftes Layout und die aufwendige Aufmachung des Buchs dürfte eine solche Nutzung sicher unterstützen: Die meisten Texte sind reich mit BRAVO-Ausschnitten illustriert, einzelne Beiträge werden dadurch optisch beinahe zu Doubletten des Gegenstandes und drohen so, den kritischen Zweck des Autorentextes geradezu zum Verschwinden zu bringen. So gelungen das Buch unter diesem Aspekt trotzdem ist – selbstverständlich bleibt es gewissermaßen so etwas wie ein Playback gegenüber dem echten BRAVO-Heft, das man in die Hand nimmt und – als erwachsener Leser – meist etwas irritiert durchblättert.

Die Menge an Material von 50 Jahrgängen einer Zeitschrift, die fast durchgängig in wöchentlichem Turnus erschien, hätte nahe legen können, dieses Material allein entlang der Zeitachse 1956-2006 zu gliedern und zu beschreiben. Dieser Versuchung haben sich die Herausgeber glücklicherweise verschlossen. Stattdessen haben sie sich für ein gemischtes Vorgehen entschieden, bei dem sowohl historische Abschnitte der Zeitschrift wie auch thematische Querschnittsaspekte im Buch behandelt werden. In manchen Beiträgen kommen auch beide Vorgehensweisen zum Zuge. So etwa, wenn Renate Freund in ihrem Beitrag zur Entwicklung von Geschlechterbeziehungen und Sexualität in BRAVO die ersten und die zweiten 25 Jahre der Zeitschrift einander gegenüberstellt und daran zeigen kann, wie stark dieser Aspekt gesellschaftlicher Entwicklung auch in den diversen Inhalten der BRAVO-Hefte reflektiert wird. Kai Kolwitz beschreibt in zwei Beiträgen die BRAVO-Jahrgänge der 80er bzw. der 90er Jahre. Und Kaspar Maase zeigt in einer sehr differenzierten Analyse der 50er Jahrgänge von BRAVO deren eher unterschätzten Beitrag zu einer neuen zivilen Jugendkultur und damit zu einer demokratischen Modernisierung der Bundesrepublik in ihren Anfängen – vor allem durch die Präsentation „lässiger“ amerikanischer Schauspieler und Mu-

siker sowie durch die Konstituierung eines neuen Jugendlichentyps, des männlichen und weiblichen Teenagers, der gegenüber den autoritären Verhältnissen in Familie, Schule und Berufsausbildung in der jungen, nachfaschistischen Bundesrepublik ein stärker egalitäres und tolerantes Lebenskonzept vermittelte.

Anders geht Karl-Heinz Becker an das BRAVO-Material heran. Er beschreibt die über mehrere Jahrgänge der Zeitschrift präsentierte Karl-May-Filmwelle mit ihren neuen Filmidolen in der Bundesrepublik, die 1963 mit „Winnetou I“ begann und bis 1966 in fast jedem Heft zu finden war. Werner Fleischer dokumentiert die nicht weniger lange Beatles-Geschichte in BRAVO und Kai Kolwitz verfolgt die Entwicklung, die die Präsentation von Stars der verschiedenen Sparten in den fünf Jahrzehnten der Zeitschrift durchläuft. Auch ein jahrelanger BRAVO-Mitarbeiter meldet sich – und darauf sind die Herausgeber mit Recht stolz – das erste Mal überhaupt mit einem Beitrag zu Wort: Der Psychotherapeut und Eheberater Martin Goldstein, der von 1969 bis 1984 unter dem Pseudonym „Dr. Sommer“ mit einem Team von Experten in BRAVO Sexualaufklärung in all ihren jugendlichen Facetten leistete. Da gerade auch diese Rubrik den Erfolg von BRAVO am Zeitschriftenmarkt mitbegründete und immer wieder konservative Kritik herausforderte – bis hin zur Indizierung von zwei Heften wegen Jugendgefährdung –, verweist der Beitrag auf die gesellschaftliche Ersatzfunktion, die BRAVO anstelle der

Elternhäuser und Schulen im Prozess der sexuellen Liberalisierung bei Jungen und Mädchen in den 70er Jahren einnahm.

Aber auch der Erfolg von BRAVO scheint endlich zu sein, wie Nina Lammers in ihrer aufschlussreichen Analyse der Mediennutzung von Jugendlichen zeigt. Der schier ungebrochene Trend der Aufgabentwicklung von BRAVO, der mit 30000 Exemplaren 1956 begann, in den 80er Jahren bei über 1.6 Millionen anlangte – was bedeutet, dass BRAVO über die Heft-Mitleser zeitweilig mehr als die Hälfte aller Jugendlichen zwischen 12 und 21 Jahren erreichte – diese positive Aufgabentwicklung endet Mitte der 80er Jahre infolge der Ausdifferenzierung der Jugendkultur und der Medienszene, die zu einer Abwanderung von Stars in andere Mediensegmente führte. Aufgehalten wird er allerdings durch die Wende im Jahr 1989, die BRAVO mit den DDR-Jugendlichen ein unerwartetes neues Potenzial an Lesern und Leserinnen verschafft. Mitte der 90er Jahre scheint dieser ostdeutsche Nachholbedarf, den Antje Pfeffer in ihrem sehr informativen Beitrag über die DDR-Jugendzeitschriften und die heimliche Lektüre von BRAVO nachvollziehbar macht, gedeckt zu sein: Die Auflage von BRAVO geht zurück und unterschreitet 2005 die Halbmillionen-Grenze. Angesichts dessen liest sich der Beitrag von Nina Lammers und das Buch „50 Jahre BRAVO“ insgesamt wie ein Abgesang auf diese Jugendzeitschrift.

Wilfried Krüger

Governancestrategien und lokale Sozialpolitik

Workshop des Deutschen Jugendinstitutes am 23.5. 2006 in Halle/Saale

Call for Papers

Dieser Tagungsauftritt richtet sich an alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich theoretisch, vor allem aber auch empirisch mit Fragestellungen der Steuerung politischer Prozesse auf der kommunalen Ebene beschäftigen.

Gesellschaftliche Veränderungen und darauf bezogene politische Reaktionen und einsetzende Reformprozesse finden ihren konkreten Ausdruck auf der lokalen Ebene. Das klassische Handlungs- und Steuerungspotential und die traditionellen Routinen der zuständigen öffentlichen Institutionen der kommunalen Ebene greifen angesichts der Komplexität der Problemlagen immer weniger und stoßen an strukturelle und institutionelle Grenzen.

Immer mehr Problemlagen werden „Angelegenheiten der örtlichen Gemeinschaft“ (Art. 28 Abs. 2 GG), obgleich sie dort nicht verursacht sind (Jugendarbeitslosigkeit, demografische Schief lagen, städtische Segregation, Migrationsfolgen etc.). Im Gegenzug zeigt sich deutlich, dass die Kommunen aber in abnehmendem Maß über eigene Steuerungs- und Regelungskompetenzen verfügen. Die permanente Finanzknappheit der Kommunen ist hier nur eine Ursache. Wesentlich bedingt sind diese geringen Steuerungspotenziale auch durch die starke Abhängigkeit der Kommunen sowohl von politischen Entscheidungen gesellschaftlicher Akteure (zivilgesellschaftliche Träger, Verbände, Vereinigungen, aber auch Wirtschaftsverbände) als auch von übergeordneten gebietskörperschaftlichen Instanzen. Das schränkt einerseits die Handlungsfähigkeit der Kommunen ein, erzwingt aber andererseits zur Bearbeitung auftretender Problemlagen geradezu die kreative Gestaltung von Interaktionen mit Akteuren auf der lokalen und überörtlichen Ebene – und zwar neue institutionelle Verfahren und Regelungen.

Gerade bei der Bearbeitung sozialer Problemlagen, so zum Beispiel in der kommunalen Jugendhilfe, sind kommunale Entscheidungsträger heute mehr denn je auf die Ressourcen gesellschaftlicher Akteure angewiesen, die jenseits der hergebrachten Steuerungs- und Entscheidungsstrukturen agieren und Steuerungspotenziale in materieller, personeller und auch finanzieller Hinsicht anbieten. Welche Verfahren und Instrumente das konkret sein könnten und wie kommunale Politik damit Steuerungspotenziale erschließen kann, ist in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion noch weitgehend offen, wiewohl

die Debatte über neue Formen des Regierens seit den 1980er Jahren auch im Hinblick auf lokale Politik geführt worden ist. Die Fragen, die aus unserer Sicht einer Klärung in Bezug auf kommunale Sozialpolitik bedürfen und auf die sich die Workshopbeiträge beziehen sollen, sind folgende:

- Welche Kategorien stellt die Governanceperspektive überhaupt bereit, anhand derer die konkreten Steuerungs- und Entscheidungsmechanismen im Bereich kommunaler Sozialpolitik analysiert werden können?
- Widerspiegelt die Debatte um neue kommunalpolitische Steuerungsverfahren und lokale Governance bereits strukturelle und empirisch feststellbare Veränderungen in diesem Bereich? Wenn ja, in welcher Hinsicht?
- Gibt es Unterschiede in der Ausprägung von kooperativen, verhandlungsförmigen Politikprozessen zwischen verschiedenen Politikfeldern? Das betrifft Fragen nach politikfeldspezifischen Restriktionen und Handlungsspielräumen der Kommune und anderer jeweils (potenziell) relevanter Akteure.

Interessentinnen und Interessenten schicken bitte bis zum 10.04.2006 ein Abstract (max. 350 Wörter) an: burchardt@dji.de. Die Vorschläge werden anonym begutachtet, die Auswahl wird bis zum 21.04.2006 bekannt gegeben. Geeignete Beiträge sollen in einem Tagungsband veröffentlicht werden.

Es gibt die Möglichkeit zur (Teil-)Erstattung von Kosten für Fahrt und Unterkunft für Vortragende.

Bei Fragen wenden Sie sich bitte an: Dr. Susann Burchardt, Deutsches Jugendinstitut, Franckeplatz 1/ Haus 12/13, 06110 Halle, Tel. 0345/6817818

Prof. Dr. Cordula Artelt, Jahrgang 1968; Dipl.-Psych., Lehrstuhlinhaberin (Lehrstuhl für Bildung und Erziehung im Vor- und Grundschulbereich, Otto-Friedrich-Universität Bamberg). *Arbeitsschwerpunkte und Forschungsinteressen*: Theorien des Lesens und der Lesekompetenz, Entwicklungsdeterminanten, Metakognition (Entwicklung und Fördermöglichkeiten), Selbstreguliertes Lernen, Verknüpfung motivationaler und kognitiver Prozesse beim Lernen, Methoden von Large scale assessment, Kompetenzdiagnostik.

Sylke Fritzsche, Dipl.-Soz., Promotionsstipendiatin bei der Hans-Böckler-Stiftung. *Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte*: Methoden der empirischen Sozialforschung; quantitative und qualitative Forschungsmethoden; Jugendforschung; Sozialisationsforschung; Schulforschung (politische Bildung); Rechtsextremismusforschung; Migrationsforschung.

Oliver Geden, Jahrgang 1971, Doktorand am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin. *Arbeitsschwerpunkte*: Rechtsextremismus/-populismus; Parteienforschung, Geschlechterforschung; Sportkulturen. letzte Buchveröffentlichung: „Männlichkeitskonstruktionen in der Freiheitlichen Partei Österreichs. Eine qualitativ-empirische Untersuchung“ (Opladen 2004).

Karina Greb, M.A. ist Mitarbeiterin im Projekt „Freundschaftsbeziehungen in interethnischen Netzwerken“ an der Universität Mannheim, mit den *Forschungsschwerpunkten* Schulforschung und Aushandlungsprozessen in Schulklassen.

Corinna Grimm, Dipl.-Psych. Cand., ist Mitarbeiterin im Projekt „Freundschaftsbeziehungen in interethnischen Netzwerken“ an der Universität Mannheim, mit dem *Forschungsschwerpunkt* Regionale Sozialstrukturen und interethnische Beziehungen.

Dr. Sonja Haug, Diplom-Soziologin, ist Fachbereichsleiterin für Migrationsforschung am Bundesamt für Migration und Flüchtlinge und *forscht zu den Themen* Migration, Integration und soziale Netzwerke. Sie ist Vorstandsmitglied der Sektion ‚Migration und ethnische Minderheiten‘ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und Sprecherin des Arbeitskreises ‚Migration, Integration, Minderheiten‘ der Deutschen Gesellschaft für Demographie (DGD).

Sabine Herzig, geb. 1973, Soziologin/Politikwissenschaftlerin M.A., wissenschaftliche Referentin im Informationszentrum Kindesmisshandlung/Kindesvernachlässigung (IKK) am Deutschen Jugendinstitut (DJI) e.V. zum Themenbereich der sexuellen Kindesmisshandlung und kommerziellen sexuellen Ausbeutung von Kindern. *Veröffentlichungen*: Herzig, Sabine (2004): Defizite im Umgang mit sexuell devianten Minderjährigen. Grundlagen zur Erarbeitung eines Bundesmodellprojektes „Qualitätsstandards für den professionellen Umgang mit minderjährigen sexuell devianten TäterInnen“. In: IKK-Nachrichten, 1-2, S. 18-22. Herzig, Sabine (Hrsg.) (2004): Kommerzielle sexuelle Ausbeutung von Kindern. Eine kommentierte Bibliografie. München: Deutsches Jugendinstitut. Galm, Beate; Herzig, Sabine (2006): An der Schnittstelle von Forschung, Praxis und Politik. Das Informationszentrum. Kindesmisshandlung/Kindesvernachlässigung (IKK). In: Das Jugendamt, 2, (im Druck).

Katrin Hille, geb. 1968, Forschungsleitung Transferzentrum für Neurowissenschaften und Lernen. *Arbeitsschwerpunkte*: Wissensmanagement und Betreuung wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten. *Wichtigste Veröffentlichungen*: Bitz, U., Gust, K., Vogt, K., Steinbrink, C. & Hille, K. Auswirkungen des Audilex-Trainingprogramms auf die Lese- und Rechtschreibleistungen von Grundschulern der 2. Klasse. *Nervenheilkunde* 24, 184-189 (2005). Hille, K. Synthesizing Emotional Behavior in a Simple Animated Character. *Artificial Life* 7, 303-313 (2001). Hille, K. Die „künstliche Seele“: Analyse einer Theorie., (DUV, Wiesbaden, 1997).

Dr. phil.habil. Sibylle Hübner-Funk, Jg. 1943, Soziologin und Erziehungswissenschaftlerin, ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut, München, zuständig für internationale Beziehungen und Forschungskooperationen. Ihre *Arbeitsschwerpunkte* sind die

historisch-politische, die kulturell-somatische und die internationale Jugendforschung. Aktuelle *Veröffentlichungen*: Deutsche Generationen im Zeichen des Mars. Historische und biographische Zeitrechnungen, in: Keim, Wolfgang/ Steffens, Gerd (Hrsg.): Bildung und gesellschaftlicher Widerspruch. Hans-Jochen Gamm und die deutsche Pädagogik seit dem Zweiten Weltkrieg. Frankfurt/Main: Lang 2006 (im Druck); Hitlers Garanten der Zukunft. Biographische Brüche – Historische Lektionen. (2. Aufl.) Potsdam 2005;

Prof. Dr. Heinz-Hermann *Krüger*, geb. 1947, ist Direktor des Instituts für Pädagogik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. *Arbeitsschwerpunkte*: Bildungs- und Schulforschung, Kindheits- und Jugendforschung, Biographieforschung, Wissenschaftsforschung.

Nele *McElvany*, Dr. phil. in Psychologie, Dipl.-Psych., Jahrgang 1977.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. *Forschungsschwerpunkte*: Lehr-/Lernforschung, Lesen, Selbstreguliertes Lernen, Sozialisation in der Familie.

Mag. Dunja *Nestler*, Psychologin, war in den Jahren 2004 bis 2006 Diplomandin bei Frau Prof. Dr. Christiane Spiel und Frau Mag. Dagmar Strohmeier. Sie hat im Rahmen ihrer Diplomarbeit Aggression und Freundschaften bei Volksschulkindern (2006) bei der Entwicklung der Erhebungsinstrumente der vorliegenden Studie mitgearbeitet, sowie die Datenerhebung durchgeführt.

Dr. Heinz *Reinders*, Diplom Pädagoge, ist Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl Erziehungswissenschaft II der Universität Mannheim. Seine *Forschungsschwerpunkte* sind Sozialisation im Jugendalter sowie Adoleszenz und Migration.

Dr. phil. habil. Peter *Rieker*, Diplom-Soziologe, Jahrgang 1962, arbeitet als wissenschaftlicher Referent am Deutschen Jugendinstitut, Außenstelle Halle. *Arbeitsgebiete*: Migration/interethnische Beziehungen, Rechtsextremismus/Fremdenfeindlichkeit, Soziologie abweichendes Verhalten, Methoden der empirischen Sozialforschung. *Ausgewählte Publikationen*: Christian Seipel/Peter Rieker (2003): Integrative Sozialforschung. Konzepte und Methoden der qualitativen und quantitativen empirischen Forschung. Weinheim/München. Peter Rieker (2001): Bearbeitung kindlicher Delinquenz in der Familie. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 21, S. 299-314

Prof. Dr. Christiane *Spiel*, Psychologin, hat seit dem Jahr 2000 den Lehrstuhl für Bildungspsychologie und Evaluation an der Fakultät für Psychologie, Universität Wien, inne. Sie ist seit dem Jahr 2004 Dekanin der Fakultät für Psychologie. Unter ihrer Leitung wurden in den letzten fünf Jahren zahlreiche Studien zum Thema Interkulturelle Beziehungen an Schulen durchgeführt, sowie ein Trainingsprogramm zur Förderung von interkultureller und sozialer Kompetenz (Wiener Soziales Kompetenztraining, WiSK) entwickelt. Weitere Informationen: www.evaluation.ac.at/Spiel/spiel.html

Mag. Dagmar *Strohmeier*, Psychologin, arbeitet seit 2001 als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Frau Prof. Dr. Christiane Spiel an der Universität Wien, Fakultät für Psychologie, Institut für Wirtschaftspsychologie, Bildungspsychologie und Evaluation. Ihre *Arbeitsschwerpunkte* liegen in der Erforschung von interkulturellen Beziehungen in der Schule sowie in der Entwicklung, Implementierung und Evaluation von Trainingsprogrammen zur Förderung der sozialen und interkulturellen Kompetenz bei Kindern und Jugendlichen.

Christine *Wiezorek*, Dr. phil., Dipl.-Päd., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Jena. *Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte*: Theorien der Sozialisation, institutioneller Erziehung und Rahmenbedingungen des Aufwachsens; rekonstruktive Sozialforschung in den Bereichen: Jugend, abweichendes Verhalten, Rechtsextremismus, politische Sozialisation; qualitative Forschungsmethoden.